

*NEW YORK TIMES*-BESTSELLER

# Hillbilly-Elegie

---

*Die Geschichte meiner Familie  
und einer Gesellschaft in der Krise*

---

J. D. VANCE



ullstein

## **Das Buch**

»Ich war eines dieser Kinder mit einer trostlosen Zukunft. Ich hätte mich beinahe der tiefssitzenden Wut und Verbitterung ergeben, die alle in meinem Umfeld erfasst hatte. Das ist meine wahre Lebensgeschichte, und das ist der Grund, warum ich dieses Buch geschrieben habe. Die Leute sollen wissen, wie es sich anfühlt, wenn man sich fast schon selbst aufgegeben hat, und warum es tatsächlich so weit kommen kann.«

Armut und Chaos, Hilflosigkeit und Gewalt, Drogen und Alkohol: Genau in diesem Teufelskreis befinden sich viele weiße Arbeiterfamilien in den USA – entfremdet von der politischen Führung, abgehängt vom

Rest der Gesellschaft, anfällig für populistische Parolen. Früher konnten die »Hillbillys«, die weißen Fabrikarbeiter, darauf hoffen, zu Wohlstand zu schuften. Doch spätestens gegen Ende des 20sten Jahrhunderts zog der Niedergang der alten Industrien ihre Familien in eine Abwärtsspirale, in der sie bis heute stecken. J.D. Vance gelingt es wie keinem anderen, diese ausweg-lose Situation und die Krise einer ganzen Gesellschaft eindrücklich zu schildern.

## **Der Autor**

James David Vance, geboren 1984, stammt aus der Industriestadt Middletown in Ohio.

Während seiner Jugend erlebte er den wirtschaftlichen Niedergang und den Abstieg der Menschen dort mit, während er in zerrütteten Familienverhältnissen aufwuchs. Später studierte er an der Yale-Universität Jura, heute arbeitet er als Investor. Sein Buch *Hillbilly-Elegy* wurde ein überwältigender Erfolg. Vance lebt in San Francisco.

Gregor Hens, geboren 1965 in Köln, studierte Anglistik, Germanistik und Sprachwissenschaft an der Universität Bonn und in den Vereinigten Staaten. 1995 wurde er in Berkeley promoviert und lehrte bis 2012 an der Ohio State University. Heute wohnt er in Berlin. Neben seiner schriftstellerischen Arbeit ist er als Übersetzer tätig; unter anderem übersetzte er Leonard Cohen, Jonathan Letham und George Packer.

J. D. Vance

# Hillbilly-Elegie

*Die Geschichte meiner  
Familie  
und einer Gesellschaft in der  
Krise*

Aus dem Amerikanischen

von Gregor Hens



Ullstein

Die amerikanische Originalausgabe erschien  
2016 unter dem Titel *Hillbilly Elegy* bei Harper,  
An Imprint of HarperCollinsPublishers, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein-buchverlage.de](http://www.ullstein-buchverlage.de)



Wir wählen unsere Bücher sorgfältig aus, lektorieren  
sie gründlich mit Autoren und Übersetzern und  
produzieren sie in bester Qualität.

#### Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich  
geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den  
persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem Buch befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

ISBN 978-3-8437-1577-5

© 2017 für die deutsche Ausgabe  
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

© 2016 by J. D. Vance

Lektorat: Palma Müller-Scherf

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, nach einer Vorlage von  
Jarrod Taylor

Umschlagabbildungen: © Joanna Cepuchowicz / EyeEm /  
Getty Images;

© megatronservizi / Getty Images (Flagge)

E-Book: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

*Mamaw und Papaw  
– meinen Großeltern – gewidmet*

# Einleitung

ICH HEISSE J. D. VANCE, und ich denke, ich sollte mit einem Geständnis beginnen: Ich finde die Tatsache, dass es dieses Buch gibt, das Sie in Händen halten, einigermaßen absurd. Vorne auf dem Umschlag steht, dass es sich um die Geschichte einer Familie handelt, nicht um persönliche Erinnerungen. Ich

bin nämlich erst einunddreißig Jahre alt, und ich bin der Erste, der zugeben würde, dass ich in meinem Leben nichts wirklich Bedeutendes erreicht habe – auf jeden Fall nichts, was rechtfertigen würde, dass ein vollkommen fremder Mensch Geld ausgibt, um darüber zu lesen. Das Coolste, was ich – zumindest meinem Lebenslauf zufolge – gemacht habe, ist, das Jurastudium an der Yale University erfolgreich abzuschließen, eine Vorstellung, die der dreizehnjährige J. D. Vance für aberwitzig gehalten hätte. Aber Jahr für Jahr schaffen das zweihundert Menschen, und Sie können mir glauben, wenn ich Ihnen sage, dass

es sich nicht lohnt, all deren Lebensgeschichten zu lesen. Ich bin kein Senator und kein Gouverneur, und ich war noch nie Kabinettssekretär. Ich habe keine Firma gegründet, die heute Milliarden wert ist, und auch keine Non-Profit-Organisation, die die Welt verändert. Ich habe eine gute Stelle, bin glücklich verheiratet, besitze ein schönes, gemütliches Zuhause und zwei quirlige Hunde.

Ich habe dieses Buch also nicht geschrieben, weil ich etwas Außerordentliches erreicht habe. Ich habe es geschrieben, weil ich etwas ziemlich Gewöhnliches erreicht habe – was den meisten Kindern, die so

aufgewachsen wie ich, eigentlich nie passiert. Ich bin nämlich in Armut aufgewachsen, im Rust Belt, in einer Stadt in Ohio, die einmal ein Stahlstandort war und von Stellenstreichungen und zunehmender Hoffnungslosigkeit geprägt ist, seit ich denken kann. Ich habe, gelinde gesagt, ein komplexes Verhältnis zu meinen Eltern, deren eine Hälfte beinahe ein ganzes Leben mit Drogenabhängigkeit gerungen hat. Ich wurde von meinen Großeltern aufgezogen, die beide keinen Schulabschluss hatten. In der ganzen, selbst der entfernteren Verwandtschaft gab es kaum jemanden, der studiert hatte. Die Statistik zeigt,

dass Kinder, wie ich eines war, einer trostlosen Zukunft entgegensehen; dass sie nur mit Glück einem Leben als Sozialfall entgehen. Und wenn sie kein Glück haben, sterben sie an einer Überdosis Heroin, wie es Dutzenden in meiner kleinen Heimatstadt allein im letzten Jahr widerfahren ist.

Ich war eines dieser Kinder mit einer trostlosen Zukunft. Ich hätte die High School beinahe nicht geschafft. Ich hätte mich fast der tiefssitzenden Wut und Verbitterung ergeben, die alle in meinem Umfeld erfasst hatte. Heute sehen mich die Leute an, sie sehen meine Arbeit und das Diplom einer Eliteuniversität, und sie gehen davon

aus, dass ich eine Art Genie bin und nur ein wahrlich außerordentlicher Mensch es so weit hätte bringen können wie ich. Ich halte diese Theorie – bei allem Respekt für diese Leute – für ganz großen Blödsinn. Welche Talente ich auch haben mag, ich hätte sie beinahe verschwendet, wenn mich nicht einige liebevolle Menschen gerettet hätten.

Das ist meine wahre Lebensgeschichte, und das ist der Grund, warum ich dieses Buch geschrieben habe. Die Leute sollen wissen, wie es sich anfühlt, wenn man sich fast schon selbst aufgegeben hat, und warum es tatsächlich so weit

kommen kann. Die Leute sollen verstehen, was im Leben der Armen vor sich geht, welche psychologische Wirkung diese geistige und materielle Armut auf ihre Kinder hat. Die Leute sollen den amerikanischen Traum so kennenlernen, wie meine Familie und ich ihn kennengelernt haben. Die Leute sollen wissen, wie sich sozialer Aufstieg wirklich anfühlt. Und sie sollen verstehen, was ich selbst erst vor kurzem verstanden habe: dass diejenigen unter uns, die das Glück hatten, den amerikanischen Traum zu leben, noch immer von den Gespenstern eines Lebens verfolgt werden, das wir längst hinter uns

gelassen haben.

Im Hintergrund meiner Geschichte lauert etwas, das mit ethnischer Herkunft zu tun hat. In unserer von Rassenbewusstsein geprägten Gesellschaft reicht das Vokabular oftmals nicht weiter als bis zur Hautfarbe: »Schwarze«, »Asiaten«, »Weiße« (und ihre Privilegien). Manchmal sind diese groben Kategorien nützlich, aber wenn man meine Geschichte verstehen will, muss man mehr ins Detail gehen. Ich bin zwar weiß, aber ich identifizierte mich nicht mit den WASPs – den weißen angelsächsischen Protestanten des Nordostens. Ich identifizierte mich eher

mit den Millionen von weißen Arbeitern ulster-schottischer Herkunft, für die ein Studium nie in Frage kam. Für diese Menschen ist Armut Familientradition. Ihre Vorfahren waren Tagelöhner in der Sklavenhaltergesellschaft der Südstaaten, dann Farmrächter, dann Bergarbeiter, und schließlich arbeiteten sie als Maschinisten oder im Sägewerk. Amerikaner nennen sie Hillbillies, Rednecks oder White Trash. Ich nenne sie Nachbarn, Freunde und Verwandte.

Die Ulster-Schotten bilden eine der erkennbarsten Gruppen in unserer Gesellschaft. Wie ein aufmerksamer

Beobachter einmal feststellte: »Wenn ich durch Amerika gereist bin, haben mich die Ulster-Schotten immer beeindruckt als die beharrlichste und konstanteste regionale Subkultur des Landes. Ihre Familienstrukturen, Religion und Politik, ihr Gesellschaftsleben, all das blieb angesichts der vollständigen Aufgabe jeglicher Tradition, die beinahe überall sonst stattgefunden hat, komplett unverändert.«<sup>1</sup> Diese ausgeprägte Akzeptanz der eigenen kulturellen Tradition geht mit vielen guten Eigenschaften einher – einer intensiven Loyalität, einer leidenschaftlichen Hingabe an Familie und Nation – und

auch mit vielen schlechten. Wir mögen Außenseiter nicht besonders oder Leute, die anders sind als wir, egal, ob sich dieses Anderssein in der äußereren Erscheinung manifestiert oder im Verhalten oder – und dies ist entscheidend – in der Sprache. Um mich zu verstehen, müssen Sie wissen, dass ich im Kern ein ulster-schottischer Hillbilly bin.

Wenn die ethnische Herkunft eine Seite der Medaille ist, dann ist Geographie die andere. Als die erste Welle schottisch-irischer Einwanderer im achtzehnten Jahrhundert in der Neuen Welt von Bord ging, zog es sie mit Macht in die Appalachen. Die

Region ist zugegebenermaßen riesig – sie erstreckt sich im Süden bis Alabama und Georgia und im Norden bis Ohio und in den Staat New York –, aber kulturell sind die Appalachen erstaunlich einheitlich. Meine Verwandten, die aus den Bergen im Osten von Kentucky stammen, verstehen sich selbst als Hillbillys; auch der Country-Sänger Hank Williams Jr., der in Louisiana geboren wurde und in Alabama lebt, bezeichnet sich so in »A Country Boy Can Survive«, einer Hymne an die weiße Landbevölkerung. Es war die Wählerwanderung in Greater Appalachia von den Demokraten zu

den Republikanern, die die amerikanische Politik nach Nixon umgekrepelt hat. Und es ist diese Region, wo das Schicksal der weißen Arbeiterschicht am finstersten ist. Geringe soziale Mobilität, Armut, Scheidung und Drogen haben meine Heimat zu einem Brennpunkt des Elends gemacht.

Es überrascht deshalb nicht, dass wir zu Pessimismus neigen. Was aber durchaus überrascht, ist, dass die Schicht der weißen Arbeiter den Umfragen zufolge die pessimistischste Gruppe in ganz Amerika ist. Sie sind pessimistischer als lateinamerikanische Einwanderer, von denen viele in

unaussprechlicher Armut leben. Sie sind pessimistischer als schwarze Amerikaner, deren materielle Aussichten im Vergleich zu den Weißen weiterhin schlecht sind. Die Wirklichkeit rechtfertigt zwar einen gewissen Zynismus, doch die Tatsache, dass Hillbillys wie ich der Zukunft weniger abgewinnen können als viele andere Gruppen – von denen einige deutlich schlechter dran sind als wir –, deutet darauf hin, dass noch etwas anderes dahintersteckt.

Und so ist es auch. Wir sind gesellschaftlich isolierter als je zuvor, und diese Isolation geben wir an unsere Kinder weiter. Unsere Religion hat

sich verändert; die Gemeinden, in denen sie gelebt wird, donnern emotionale Rhetorik, aber sie flüstern nur, wenn es um die Unterstützung geht, die die Kinder der Armen brauchen, um etwas aus ihrem Leben zu machen. Viele von uns sind zur Dauerarbeitslosigkeit verdammt, oder sie konnten sich nicht dazu durchringen, umzuziehen, um nach besseren Chancen zu suchen. Unsere Männer leiden unter einer einzigartigen Krise der Männlichkeit, in der es einige Eigenschaften, die uns unsere Kultur auferlegt, schwermachen, in einer sich verändernden Welt voranzukommen.

Wenn ich die Misere meines Milieus

erwähne, wird mir oft eine Erklärung dafür geliefert, die etwa folgendermaßen geht: »Natürlich haben sich die Aussichten der weißen Arbeiter verschlechtert, J. D., aber das ist wie mit dem Huhn und dem Ei: Sie heiraten weniger und lassen sich öfter scheiden, sie erfahren weniger Glück in ihrem Leben, eben weil ihre wirtschaftlichen Chancen gesunken sind. Wenn sie am Arbeitsmarkt bessere Chancen hätten, würden sich andere Aspekte ihres Lebens ebenfalls deutlich verbessern.« Diese Meinung habe ich auch eine Zeitlang vertreten, und in meiner Jugend hielt ich krampfhaft an dem Glauben fest, dass

es so sei. Es leuchtet ja auch ein. Es stresst, keine Arbeit zu haben, und es stresst noch viel mehr, nicht genug Geld zum Leben zu haben. In dem Maße, in dem das industrielle Zentrum des Mittleren Westens ausgehöhlt wurde, sind der weißen Arbeiterschicht die wirtschaftliche Grundlage und das damit einhergehende geregelte Familienleben abhandengekommen.

Aber Erfahrung kann ein fordernder Lehrer sein, und sie hat mich gelehrt, dass die prekäre materielle Situation bestenfalls ein Teil der Erklärung ist. Vor einigen Jahren, im Sommer vor meinem Jurastudium, suchte ich nach

einer Arbeitsstelle, um meinen Umzug nach New Haven, Connecticut, bezahlen zu können. Ein Freund unserer Familie lud mich ein, für ihn zu arbeiten: in einem mittelständischen Vertrieb für Bodenfliesen in der Nähe meines Wohnorts. Bodenfliesen sind außerordentlich schwer. Jede einzelne wiegt zwischen drei und sechs Pfund, und in jedem Karton sind etwa acht bis zwölf dieser Platten. Meine Hauptaufgabe bestand darin, die Kacheln auf Paletten zu packen und die Paletten für die Auslieferung vorzubereiten. Das war keine leichte Arbeit, aber ich verdiente dreizehn Dollar pro Stunde, und ich brauchte

das Geld. Also nahm ich die Stelle an und machte so viele Überstunden und zusätzliche Schichten, wie ich konnte.

Der Fliesenhandel beschäftigte etwa ein Dutzend Leute. Die meisten der Angestellten arbeiteten schon viele Jahre dort. Ein Typ hatte zwei volle Arbeitsstellen, aber nicht, weil er es nötig gehabt hätte: Die zusätzliche Arbeit bei uns erlaubte es ihm, sich den Traum von einem Pilotenschein zu erfüllen. Dreizehn Dollar Stundenlohn waren gutes Geld für einen alleinstehenden Mann in unserer Stadt – eine vernünftige Wohnung kostet dort etwa fünfhundert Dollar im Monat –, und es gab im Fliesenhandel

regelmäßige Lohnerhöhungen. Jeder, der dort ein paar Jahre gearbeitet hatte, verdiente noch in der Wirtschaftskrise mindestens sechzehn Dollar die Stunde, was einem Jahreseinkommen von 32 000 Dollar entsprach – weit über der Armutsgrenze selbst für eine Familie. Trotz dieser relativ guten Bedingungen gelang es den Abteilungsleitern nicht, meine Stelle im Lager mit einem festen Angestellten zu besetzen. Als ich aufhörte, arbeiteten im Lager drei Leute. Mit sechsundzwanzig war ich bei weitem der Älteste.

Ein Typ, ich nenne ihn mal Bob, hatte wenige Monate vor mir im Lager angefangen. Bob war neunzehn Jahre

alt, und seine Freundin war schwanger. Der Geschäftsführer bot der Freundin netterweise einen Schreibtischjob an, sie musste dort Anrufe annehmen. Beide machten ihren Job sehr schlecht. Die Freundin erschien ungefähr jeden dritten Tag nicht zur Arbeit und versäumte es zudem immer, vorher Bescheid zu geben. Sie hielt nur ein paar Monate durch, obwohl sie immer wieder verwarnt wurde, ihre Gewohnheiten zu ändern. Bob fiel etwa einmal pro Woche aus, und er kam ständig zu spät. Außerdem ging er drei, vier Mal am Tag aufs Klo und blieb jedes Mal über eine halbe Stunde weg. Das ging so weit, dass ein Kollege und

ich uns am Ende meiner Zeit dort einen Spaß daraus machten: Wir stoppten die Zeit, und wenn er aus der Toilette kam, riefen wir uns quer durchs Lager die rekordverdächtigen Zeiten zu:  
»Fünfunddreißig Minuten!«  
»Fünfundvierzig Minuten!« »Eine Stunde!«

Schließlich wurde auch Bob entlassen. Als es so weit war, protestierte er lautstark: »Wie können Sie mir das antun? Wissen Sie denn nicht, dass meine Freundin schwanger ist?« Und er war nicht der Einzige: Wenigstens zwei weitere Arbeiter, darunter Bobs Cousin, verloren in der kurzen Zeit, in der ich im Fliesenlager

arbeitete, ihre Stellen oder schmissen von selbst hin.

Solche Geschichten darf man nicht ignorieren, wenn man über Chancengleichheit spricht. Nobelpreisträger unter den Ökonomen sorgen sich um den Niedergang der Industrie im Mittleren Westen und die wirtschaftliche Entkernung der weißen Arbeiterschicht. Was sie damit meinen, ist, dass die Stellen in der Fertigungsindustrie nach Übersee abgewandert sind und für diejenigen, die keine weiterführende Ausbildung haben, weniger Jobs zur Verfügung stehen, um in die Mittelschicht aufzusteigen. Das stimmt wohl – auch

ich mache mir über diese Dinge Gedanken. Aber in diesem Buch geht es um etwas anderes: Was passiert eigentlich im Leben wirklicher Menschen, wenn es mit der Industrie bergab geht? Es geht darum, dass diese Menschen auf die schlimmen Bedingungen denkbar schlecht reagieren. Es geht um eine Kultur, die den sozialen Verfall in zunehmendem Maße befördert, statt ihm entgegenzuwirken.

Die Probleme, die ich im Lager des Fliesenhandels sah, gehen viel tiefer als makroökonomische Trends und politische Vorgaben. Es gibt zu viele junge Männer, die sich harter Arbeit

verweigern, zu viele gute Jobs, die sich kaum über längere Zeit besetzen lassen. Da ist ein junger Mann, der jeden Grund hätte zu arbeiten – eine Verlobte, die er unterstützen muss, ein Baby im Anmarsch – und der eine gute Stelle mit ausgezeichneter Krankenversicherung hinschmeißt. Und was noch verstörender ist: Als es vorbei war, dachte er, jemand habe ihm etwas *angetan*. Hier fehlt die Selbstbestimmtheit; das Gefühl herrscht vor, dass man über sein Leben gar nicht verfügt; man gibt jedem anderen eher die Schuld als sich selbst. Dies ist im größeren Kontext des

modernen amerikanischen  
Wirtschaftslebens einzigartig.

Ich sollte anmerken, dass ich mich zwar auf die gesellschaftliche Gruppe konzentriere, die ich kenne – die Schicht der weißen Arbeiter mit Verbindungen in die Appalachen –, aber ich behaupte nicht, dass wir größeres Mitleid verdient hätten als andere Leute. Es geht nicht darum zu erklären, warum Weiße mehr Grund haben, sich zu beklagen, als Schwarze oder irgendeine andere Gruppe. Gleichwohl hoffe ich, dass beim Lesen dieses Buches ein Bewusstsein dafür entsteht, welche Wirkung soziale Herkunft und Familie auf die Armen

haben, ohne dass diese Einblicke durch das Prisma der Rassenbeziehungen gefiltert werden. Für viele Amerikaner beschwört ein Begriff wie »welfare queen« das Bild einer faulen schwarzen Mutti herauf, die den Staat betrügt. Die Leser dieses Buchs werden schnell erkennen, dass zwischen diesem rassistischen Schreckbild und meiner Argumentation kaum ein Zusammenhang besteht. Ich habe in meinem Leben eine Menge Sozialhilfebetrügerinnen kennengelernt. Einige von ihnen waren meine Nachbarn, und alle waren sie weiß.

Dieses Buch ist keine wissenschaftliche Studie. In den letzten

Jahren haben William Julius Wilson, Charles Murray, Robert Putnam und Raj Chetty überzeugende Studien zum Thema vorgelegt, die zeigen, dass in den Siebzigerjahren die Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs geringer wurden, dass dies seither nicht wirklich besser geworden ist, dass einige Regionen stärker betroffen sind als andere (keine Überraschung: Die Appalachen und der Rust Belt haben schlecht abgeschnitten) und dass viele der Erscheinungen, die ich in meinem Leben beobachtet habe, in der ganzen Gesellschaft existieren. Vielleicht bin ich mit der einen oder anderen ihrer Schlussfolgerungen nicht

einverstanden, aber diese Autoren haben glaubhaft dargelegt, dass Amerika ein Problem hat. Ich werde zwar Erhebungen zitieren und wissenschaftliche Arbeiten heranziehen, um meine Beobachtungen zu untermauern, aber mein vorrangiges Ziel ist es nicht, Sie zu überzeugen, dass ein dokumentierbares Problem vorliegt. Mein Ziel ist es in erster Linie, Ihnen eine wahre Geschichte darüber zu erzählen, wie es sich anfühlt, wenn einem das Problem schon seit Geburt wie eine Schlinge um den Hals liegt.

Ich kann diese Geschichte nicht erzählen, ohne mich auf die Figuren zu

beziehen, die mein Leben geprägt haben. Deshalb sind dies nicht nur persönliche Erinnerungen; das Buch ist auch eine Familiengeschichte – eine Geschichte über Chancen und sozialen Aufstieg aus Sicht einer Gruppe von Hillbillys aus den Appalachen. Vor zwei Generationen waren meine Großeltern verliebt und bettelarm. Sie heirateten und zogen nach Norden in der Hoffnung, der bitteren Armut, die sie umgab, zu entkommen. Ihr Enkelkind (ich) hat an einer der besten Universitäten der Welt studiert. Das ist die kurze Fassung. Die längere steht auf den folgenden Seiten.

Auch wenn ich manche Namen

geändert habe, um die Menschen und ihre Privatsphäre zu schützen, ist diese Geschichte doch – im Rahmen meiner Erinnerungsmöglichkeiten – eine vollständige und genaue Schilderung der Welt, die ich kennengelernt habe. Keine der Figuren ist aus mehreren Personen zusammengesetzt, nirgends wird die Geschichte erzählerisch gerafft. Wo es mir möglich war, habe ich für die Details in Dokumenten (Zeugnissen, handschriftlichen Briefen, Notizen auf Fotos) Bestätigung gesucht. Ich weiß aber auch, dass diese Geschichte ebenso fehlbar ist wie das menschliche Gedächtnis. Und tatsächlich, als ich meine Schwester

bat, eine frühere Fassung des Manuskripts zu lesen, führte dies zu einer halbstündigen Diskussion darüber, ob ich einen bestimmten Vorfall zeitlich falsch eingeordnet hatte. Ich beließ es bei meiner Fassung, nicht weil ich vermute, dass das Gedächtnis meiner Schwester schwach ist (ich gehe eigentlich davon aus, dass ihres besser ist als meines), sondern weil ich glaube, dass wir etwas lernen können, wenn wir betrachten, wie wir in unserer Erinnerung die Ereignisse sortieren.

Natürlich bin ich kein neutraler Beobachter. Beinahe alle Figuren, die Ihnen in diesem Buch begegnen

werden, haben große Charakterschwächen. Einige haben versucht, andere Menschen zu ermorden, einigen wenigen ist es sogar gelungen. Einige haben ihre Kinder misshandelt, körperlich und emotional. Viele haben Drogen genommen (und tun es noch immer). Aber ich liebe diese Menschen, selbst diejenigen, mit denen ich es vermeide zu sprechen, weil ich meine eigene geistige Gesundheit nicht aufs Spiel setzen möchte. Und wenn der Eindruck entstehen sollte, dass es in meinem Leben schlechte Menschen gibt, dann bitte ich um Entschuldigung, sowohl Sie, den Leser, als auch die Menschen, die ich auf diese Weise

porträtiert habe. Denn es gibt in dieser Geschichte keine Bösewichte; da ist nur diese bunt zusammengewürfelte Bande von Hillbillys, die versuchen, den richtigen Weg zu finden – zu ihrem eigenen Nutzen und, mit Gottes Gnade, zu meinem.

## Anmerkung zum Kapitel

1. Razib Khan: »The Scots-Irish as Indigenous People«, *Discover*, 22. Juli 2012,  
[blogs.discovermagazine.com/gnxp/2012/07/scots-irish-as-indigenous-peop...](http://blogs.discovermagazine.com/gnxp/2012/07/scots-irish-as-indigenous-peop...)

people/#.VY8zEBNViko

# Kapitel 1

WIE DIE MEISTEN KINDER, so lernte auch ich die eigene Adresse, um einem Erwachsenen erklären zu können, wohin er mich bringen sollte, falls ich mich einmal verlaufen würde. Wenn mich im Kindergarten die Erzieherin fragte, wo ich wohnte, konnte ich die Adresse wie aus der Pistole

geschossen aufsagen, obwohl meine Mutter ihren Wohnsitz aus Gründen, die ich als Kind nie verstand, ständig änderte. Trotzdem unterschied ich immer zwischen »meiner Adresse« und »meinem Zuhause«. Die Adresse bezeichnete den Ort, an dem ich mit meiner Mutter und meiner Schwester die meiste Zeit verbrachte, wo auch immer das gerade war. Mein Zuhause dagegen war unveränderlich: das Haus meiner Urgroßmutter, in der Senke in Jackson, Kentucky.

Jackson ist eine Kleinstadt mit etwa sechstausend Einwohnern, inmitten der Bergbauregion im Südosten von Kentucky. Von einer Stadt zu sprechen

ist leicht übertrieben: Es gibt ein Gerichtsgebäude, ein paar Restaurants – fast ausschließlich Fast-Food-Ketten – und ein paar Läden und Geschäfte. Die meisten Leute wohnen in den Bergen beiderseits des Highway 15, in Wohnwagensiedlungen, Sozialwohnungen, kleinen Farmhäusern oder Siedlerhöfen wie dem, der als Kulisse meiner schönsten Kindheitserlebnisse diente.

Die Leute in Jackson grüßen immer; sie lassen bereitwillig ihren liebsten Zeitvertreib liegen, um das Auto eines Fremden von Schnee freizuschaufeln; sie halten grundsätzlich an, steigen aus und salutieren, wenn eine

Trauerkolonne vorbeifährt. Es war diese Gepflogenheit, die mich darauf aufmerksam machte, dass Jackson und seine Bewohner einzigartig sind. Warum, fragte ich meine Großmutter – die wir Mamaw nannten –, warum hielten alle an, wenn ein Leichenwagen vorüberfuhr? »Weil wir in den Bergen zu Hause sind, Schätzchen. Wir sind Hill People und ehren unsere Toten.«

Meine Großeltern verließen Jackson in den vierziger Jahren und zogen ihre Kinder in Middletown, Ohio auf, wo auch ich später groß geworden bin. Aber bis zu meinem zwölften Lebensjahr verbrachte ich die Sommer und einen großen Teil der übrigen Zeit

in Jackson. Ich fuhr mit Mamaw hin, die Freunde und Verwandte besuchen wollte, immer in dem Bewusstsein, dass die Zeit die Liste ihrer liebsten Menschen kürzer werden ließ. Schließlich hatten unsere Besuche vor allem den einen Grund: Mamaws eigene Mutter zu versorgen, die wir Mamaw Blanton nannten (um sie, wenn auch ungenügend, von Mamaw zu unterscheiden). Wir übernachteten bei Mamaw Blanton in dem Haus, in dem sie lebte, seit ihr Mann sie zurückgelassen hatte, um im Pazifik gegen die Japaner zu kämpfen.

Mamaw Blantons Haus war für mich der schönste Ort der Welt, obwohl es

weder groß noch luxuriös war. Es gab drei Schlafzimmer. Vorn waren eine kleine Veranda mit einer Schaukelbank und ein großer Garten, der sich auf der einen Seite an einem Hang verlor und auf der anderen bis zum Ende der Senke erstreckte. Mamaw Blanton besaß zwar einiges an Land, doch das meiste war nicht nutzbar und überwuchert. Hinterm Haus gab es keinen Garten, aber einen sehr schönen Berghang mit Felsen und Bäumen. Und wir hatten immer noch die Senke und den Bach, der das Grundstück auf der einen Seite begrenzte – all das reichte uns als Garten völlig aus. Die Kinder schliefen alle in einem Zimmer oben,

einem Schlafsaal mit etwa einem Dutzend Betten, wo meine Cousins und ich bis spät in die Nacht spielten, bis uns die genervte Großmutter zum Schlafen verdonnerte.

Die umliegenden Hügel waren ein Kinderparadies, und ich verbrachte viel Zeit damit, die Fauna der Appalachen in Angst und Schrecken zu versetzen: Keine Schildkröte, keine Schlange, kein Frosch, kein Fisch, kein Eichhörnchen war vor mir sicher. Ich durchstreifte die Gegend mit meinen Cousins und bemerkte weder die allgegenwärtige Armut noch die sich verschlechternde Gesundheit von Mamaw Blanton.

In meinem Innersten war Jackson der einzige Ort, der mir, meiner Schwester und Mamaw gehörte. Ich liebte Ohio, aber die Gegend war voller schmerzhafter Erinnerungen. In Jackson war ich das Enkelkind der zähesten Frau und des begabtesten Automechanikers weit und breit. In Ohio war ich der sitzengelassene Sohn eines Mannes, den ich kaum kannte, und einer Frau, die ich lieber nicht gekannt hätte. Mom fuhr nur zum alljährlichen Familienfest nach Kentucky und gelegentlich zu einer Beerdigung, und wenn sie es tat, sorgte Mamaw dafür, dass sie die Turbulenzen ihres Lebens nicht

mitbrachte. In Jackson wurde nicht herumgeschrien und nicht gestritten, meine Schwester wurde nicht geschlagen, und es gab vor allem »keine Männer«, wie Mamaw zu sagen pflegte. Mamaw hasste die wechselnden Liebesgeschichten meiner Mutter und ließ nichts davon in Kentucky zu.

In Ohio lernte ich, mit verschiedenen Ersatzvätern umzugehen, und ich machte meine Sache gut. Wenn Steve da war, der eine Midlife-Crisis hatte, wie sein Ohrring bewies, tat ich, als fände ich Ohrringe cool – so überzeugend, dass er es für angebracht hielt, auch mein Ohr zu durchstechen.

Wenn Chip da war, ein Polizist und Alkoholiker, der meinen Ohrring für ein Zeichen von Verweichung hielt, war ich dickhäutig und fand Polizeiautos toll. Wenn Ken da war, ein seltsamer Mann, der Mom nach drei Tagen Beziehung einen Heiratsantrag machte, war ich der liebenswürdige Bruder für seine beiden Kinder. Aber nichts davon war echt. Ich hasste Ohrringe, ich hasste Streifenwagen, und ich wusste, dass ich mit Kens Kindern in spätestens einem Jahr nichts mehr zu tun haben würde. In Kentucky hingegen musste ich niemandem etwas vormachen, weil die einzigen Männer in meinem Leben dort – die Brüder

meiner Großmutter, die Schwäger – mich schon kannten. Wollte ich, dass sie stolz auf mich waren? Selbstverständlich. Aber nicht, indem ich vortäuschte, sie zu mögen. Ich liebte sie wirklich.

Der älteste und hartgesottenste Mann unter den Blantons war mein Onkel Teaberry, dessen Spitzname von seinem Lieblingskaugummigeschmack abgeleitet war. Onkel Teaberry hatte wie sein Vater im Zweiten Weltkrieg bei der Marine gedient. Er starb, als ich vier war, weshalb ich mich nur an zwei Szenen mit ihm erinnere. In der ersten laufe ich um mein Leben, Teaberry kommt mit einem

Springmesser hinter mir her und schwört, mein rechtes Ohr an die Hunde zu verfüttern, wenn er mich kriegt. Ich springe in Mamaw Blantons Arme, und das grausame Spiel ist vorbei. Aber ich weiß genau, dass ich ihn geliebt habe, denn in der zweiten Szene liegt er im Krankenhaus im Sterben, und ich darf nicht zu ihm und bekomme einen solchen Wutanfall, dass Oma sich gezwungen sieht, einen Schutzkittel überzuziehen und mich darunter ins Zimmer zu schmuggeln. Ich erinnere mich, wie ich mich unter dem Kittel an ihr festhielt, aber an den Abschied von Onkel Teaberry erinnere ich mich nicht.

Der Nächste war Onkel Pet. Onkel Pet war ein hochgewachsener, scharfsinniger Mann mit einer Vorliebe für anzügliche Witze. Als finanziell Erfolgreichster der Blanton-Sippe zog er als Erster von zu Hause aus und gründete verschiedene Holzgeschäfte und Baumärkte, die genug abwarf, dass er in seiner Freizeit eigene Rennpferde auf die Bahn schicken konnte. Von den Männern schien er der freundlichste zu sein, er hatte den Charme eines erfolgreichen Geschäftsmanns. Aber unter dem Charme verbarg sich ein tiefer Zorn. Als einmal bei einem von Onkel Pets Geschäften eine Lieferung ankam, sagte

der Lastwagenfahrer zu meinem alten Hillbilly-Onkel: »Lad das jetzt aus, du Hurensohn.« Mein Onkel Pet nahm den Ausdruck persönlich. »Wenn Sie das sagen, dann bezeichnen Sie meine liebe alte Mutter als Hure. Ich bitte Sie also, sich vorsichtiger auszudrücken.« Als der Fahrer, der wegen seiner Größe und Haarfarbe Big Red genannt wurde, die Beleidigung wiederholte, tat Onkel Pet, was jeder vernünftige Geschäftsmann getan hätte: Er zerrte den Mann aus seinem Führerhaus, schlug ihn bewusstlos und schlitzte ihn mit einer elektrischen Säge auf. Big Red wäre beinahe verblutet, er überlebte nur, weil er sehr schnell ins

Krankenhaus gebracht wurde. Onkel Pet musste dafür nicht ins Gefängnis. Offenbar war Big Red selbst ein Mann aus den Bergen, er weigerte sich, mit der Polizei über den Vorfall zu sprechen oder Anklage zu erheben. Er wusste ja, was einem blühte, wenn man die Mutter eines anderen Mannes beleidigte.

Onkel David war möglicherweise der einzige von Mamaws Brüdern, der sich um diesen Ehrenkodex wenig scherte. Er war ein alter Rebell mit langem, wallendem Haar und liebte alles, nur keine Regeln, was erklären dürfte, warum er keine Ausflüchte machte, als ich seine gigantische

Marihuana-Pflanze im Garten des alten Siedlerhofs entdeckte. Schockiert fragte ich Onkel David, was er mit den illegalen Drogen vorhave. Er holte Blättchen und ein Feuerzeug und zeigte es mir. Ich war zwölf. Ich wusste, dass Mamaw ihn umbringen würde, wenn sie es jemals erführe.

Meine Sorge war nicht unbegründet, denn in der Familie erzählte man sich, dass Mamaw *tatsächlich* einmal einen Mann beinahe umgebracht hatte. Als sie etwa zwölf Jahre alt war, trat sie vor die Tür und sah, wie zwei Männer die Kuh der Familie – wertvoller Besitz in einer Welt, in der es nicht einmal fließendes Wasser gab – auf die

Ladefläche ihres Trucks schoben. Sie rannte zurück ins Haus, schnappte sich ein Gewehr und gab ein paar Schüsse ab. Einer der Männer wurde ins Bein getroffen und brach zusammen, der andere sprang in den Wagen und raste mit quietschenden Reifen davon. Der Möchtegern-Dieb versuchte, sich auf allen vieren davonzuschleppen. Mamaw ging zu ihm, drückte ihm den Lauf an den Kopf und wollte die Sache gerade zu Ende bringen. Doch der Mann hatte Glück: Onkel Pet tauchte auf und griff ein. Mamaws erster bestätigter Abschuss musste warten.

Ich weiß, dass Mamaw eine durchgeknallte Waffennärrin war, und

trotzdem fällt es mir schwer, die Geschichte zu glauben. Ich frage in der Verwandtschaft herum: Die Hälfte der Familienmitglieder hatte sie noch nie gehört. Was ich glaube, ist nur, dass sie den Mann umgebracht hätte, wenn nicht jemand dazwischengegangen wäre. Sie verabscheute Treulosigkeit, und es gab keine größere Treulosigkeit als der Verrat an den eigenen Leuten. Jedes Mal, wenn von unserer Veranda ein Fahrrad gestohlen wurde (drei Mal, wenn ich richtig gezählt habe) oder wenn jemand ihr Auto aufbrach, um das Kleingeld zu klauen, oder wenn ein Paket gestohlen wurde, dann erzählte sie mir im Ton eines Generals, der

seinen Truppen den Marschbefehl gibt:  
»Das Mieseste, was ein Armer tun kann, ist, von anderen Armen zu stehlen. Es ist doch so schon schwer genug. Verdammt, wir brauchen es uns doch nicht schwerer zu machen, als es ohnehin schon ist!«

Der Jüngste der Blantons war Onkel Gary. Er war das Nesthäkchen der Familie, einer der liebenswürdigsten Männer, die ich je kennengelernt habe. Er ging früh von zu Hause weg und gründete eine erfolgreiche Dachdeckerfirma in Indiana. Er war ein guter Ehemann und ein noch besserer Vater. Wenn er zu mir sagte: »Wir sind stolz auf dich, Jaydot, guter

Junge«, ging ich mit stolzgeschwellter Brust davon. Er war mein Lieblingsonkel – der einzige der Blanton-Brüder, der mir nicht mit Arschritten drohte oder einem abgeschnittenen Ohr.

Meine Großmutter hatte noch zwei jüngere Schwestern, Betty und Rose, die ich beide sehr liebte. Aber es waren die Männer der Blantons, die mich faszinierten. Ich saß mit ihnen zusammen und bettelte sie an, ihre Geschichten immer wieder von neuem zu erzählen. Diese Männer waren die Hüter der Familientradition, die mündlich weitergegeben wurde, und ich war ihr bester Schüler.

Die meisten ihrer Erzählungen waren weit davon entfernt, jugendfrei zu sein. Es ging fast immer um die Art von Gewalt, die einen ins Gefängnis bringen kann. Vieles drehte sich darum, wie der Landkreis Breathitt, in dem Jackson lag, zu seinem alliterativen Beinamen gekommen war: »Bloody Breathitt«. Es gab viele Erklärungen dafür, die aber alle ein gemeinsames Thema hatten: Die Leute in Breathitt hassten bestimmte Dinge, und sie brauchten die Staatsgewalt nicht, um sich ihrer zu entledigen.

Eine der bekanntesten Geschichten des Blutvergießens in Breathitt hatte mit einem älteren Mann im Ort zu tun,

der angeklagt war, ein junges Mädchen vergewaltigt zu haben. Mamaw erzählte mir, dass der Mann wenige Tage vor seiner Verurteilung in einem See in der Nähe gefunden wurde. Er trieb mit dem Gesicht nach unten und hatte sechzehn Schusswunden im Rücken. Es wurde nie versucht, den Mord aufzuklären, der ganze Vorfall wurde nur ein einziges Mal in der Lokalzeitung erwähnt, und zwar an dem Morgen, als die Leiche entdeckt wurde. In einer bewundernswerten Demonstration der journalistischen Tugend, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, berichtete die Zeitung: »Mann tot aufgefunden. Vermutlich

Fremdeinwirkung.« »Vermutlich Fremdeinwirkung?«, donnerte meine Großmutter. »Nicht nur vermutlich, verdammt. Bloody Breathitt hat den Hurensohn zur Strecke gebracht.«

Und dann war da der Tag, als Onkel Teaberry hörte, wie ein junger Mann den Wunsch äußerte, »ihren Schlüpfer zu essen«, was sich auf die Unterwäsche von Mamaw, seiner Schwester, bezog. Onkel Teaberry holte eine von Mamaws Unterhosen, zückte sein Messer und zwang den jungen Mann, sie herunterzuschlucken.

Man könnte also meinen, ich entstamme einer Sippe von Verrückten. Aber diese Geschichten gaben mir das

Gefühl, zur feinsten Familie der Hillbillys zu gehören, denn immer ging es eindeutig um Gut gegen Böse, und meine Familie stand stets auf der richtigen Seite. Meine Verwandten waren zum Äußersten bereit, aber ständig im Dienst einer bestimmten Sache – um die Ehre der Schwester zu verteidigen oder um sicherzustellen, dass ein Mann für seine Verbrechen büßte. Die Blanton-Brüder – und die eine raubeinige Blanton-Schwester, die ich Mamaw nannte – waren die Vollstrecker des Hillbilly-Rechts, und es gab für mich kein besseres.

Trotz dieser Tugendhaftigkeit – oder vielleicht genau deswegen – waren die

Blanton-Brüder ausgesprochen lasterhaft. Einige von ihnen ließen verwahrloste Kinder, betrogene Frauen oder beides zurück. Und ich kannte sie auch gar nicht so gut: Ich sah sie nur auf großen Familienfesten oder in den Ferien. Trotzdem liebte und verehrte ich sie. Einmal hörte ich, wie Mamaw ihrer Mutter erklärte, dass ich die Blanton-Männer so sehr liebe, weil die Vaterfiguren in meinem Leben kämen und gingen, die Blantons aber immer da seien. Darin steckt auf jeden Fall ein Körnchen Wahrheit. Aber wichtiger war, dass die Blantons all das für mich verkörperten, was die Berge von Kentucky bedeuteten. Ich liebte sie,

weil ich Jackson liebte.

Als ich älter wurde, verblasste meine Fixierung auf diese Männer und wurde zu Dankbarkeit, in demselben Maß, in dem mein Bild von Jackson als eine Art Paradies reifte. Jackson wird immer meine Heimat bleiben. Es ist unvorstellbar schön dort. Wenn sich im Oktober das Laub verfärbt, scheint es, als würden alle Hügel in Flammen stehen. Doch bei all dieser Schönheit und bei all diesen schönen Erinnerungen ist Jackson ein sehr rauer Ort. In Jackson habe ich gelernt, dass »Hill People« und »arme Leute« normalerweise ein und dasselbe bedeuten. Bei Mamaw Blanton gab es

zum Frühstück meistens Rührei mit Schinken, Bratkartoffeln und Biskuits, zum Mittag gebratene Fleischwurst auf Brot und zum Abendessen Bohnensuppe und Maisbrot. In vielen anderen Familien im Ort war das nicht so. Ich erfuhr dies, als ich älter wurde und hörte, wie die Erwachsenen über die bedauernswerten Kinder in der Nachbarschaft sprachen: wie hungrig sie seien und was die Stadt dagegen tun könne. Mamaw schirmte mich von dem Schlimmsten ab, aber die Wirklichkeit an einem Ort wie Jackson lässt sich nur für eine gewisse Zeit verleugnen.

Als ich vor kurzem in Jackson war, versäumte ich es nicht, bei dem alten

Haus von Mamaw Blanton vorbeizufahren, wo jetzt Rick, ein Cousin zweiten Grades, mit seiner Familie wohnt. Wie sprachen darüber, wie sich alles verändert hatte. »Jetzt sind die Drogen hier«, erzählte Rick. »Niemand hat Lust, regelmäßig zur Arbeit zu gehen.« Ich hoffte, dass an meiner geliebten Talsenke das Schlimmste vorbeigegangen sei, und bat Ricks Söhne, einen Spaziergang mit mir zu machen. Überall entdeckte ich die schrecklichen Anzeichen dieser Armut, die die gesamte Region erfasst hat.

Einiges war so herzzerreißend wie klischehaft: einstürzende, modernde

Schuppen, streunende Hunde, die um Futter bettelten, Vorgärten voller verrottender Möbelstücke. Anderes war noch weit beunruhigender. Als ich an einem kleinen, freistehenden Haus vorbeikam, entdeckte ich hinter dem Vorhang eines Schlafzimmers ein völlig verschrecktes Augenpaar. Neugierig geworden, trat ich näher und zählte in drei verschiedenen Fenstern nicht weniger als acht Augenpaare, die mich mit einer verstörenden Mischung aus Furcht und Sehnsucht anblickten. Auf der Veranda saß ein dürrer Mann von höchstens fünfunddreißig, offenbar der Vater der Familie. Mehrere unterernährte Hunde zerrten wild an

ihren Ketten und bewachten den verödeten Vorgarten, auf dem Möbel herumlagen. Als ich Ricks Sohn fragte, womit der junge Vater sein Geld verdiene, erzählte er, der Mann sei stolz auf seine Arbeitslosigkeit. Und er fügte hinzu: »Aber die sind echt böse; wir versuchen einfach, ihnen aus dem Weg zu gehen.«

Dieses Haus mag extrem gewesen sein, aber es repräsentiert doch vieles im Leben der Hill People in Jackson. Beinahe ein Drittel der Bewohner lebt unterhalb der Armutsgrenze, davon etwa die Hälfte der Kinder von Jackson. Und diese Zahl berücksichtigt nicht die große Mehrheit, die nur knapp

über der Armutsgrenze liegt. Eine Epidemie von Medikamentenabhängigkeit hat die Region erfasst. Die öffentlichen Schulen sind so schlecht, dass der Staat Kentucky sie unter Aufsicht gestellt hat. Trotzdem schicken Eltern ihre Kinder in diese Schulen, weil sie kaum Geld haben. Der High School misslingt es mit alarmierender Regelmäßigkeit, ihre Absolventen an die Universitäten zu vermitteln. Die Menschen von Jackson sind bei schlechter Gesundheit, und da ihnen der Staat nicht hilft, werden nicht einmal ihre einfachsten Erkrankungen behandelt. Vor allem aber sind sie *biestig*, was das angeht: Sie zögern,

sich anderen zu öffnen, aus dem einfachen Grund, dass sie nicht von anderen verurteilt werden wollen.

2009 zeigte der Sender ABC einen Bericht über die Appalachen, in dem ein Phänomen beleuchtet wurde, das als »Mountain-Dew-Mund« bezeichnet wird.<sup>2</sup> Es geht um die schmerzhaften Zahnprobleme kleiner Kinder, verursacht durch den übermäßigen Konsum sehr zuckerhaltiger Erfrischungsgetränke. ABC präsentierte eine ganze Litanei von Geschichten über Kinder, die Armut und Entbehrung ausgesetzt sind. Viele in der Region sahen diese Sendung, aber sie hatten nur bitteren Hohn dafür

übrig. Die Reaktion war überall die gleiche: Verdammt, das geht die überhaupt nichts an. »Ich habe so etwas Beleidigendes noch nie gehört. Die sollten sich alle schämen, einschließlich ABC«, kommentierte jemand im Internet. Ein anderer fügte hinzu: »Sie sollten sich schämen dafür, dass sie alte, falsche Klischees wiederholen, statt ein präziseres Bild der Appalachen zu zeichnen. Dies entspricht der Meinung vieler Menschen, mit denen ich in den Bergdörfern der Region gesprochen habe.«

Ich wusste davon, weil meine Cousine auf Facebook versuchte, die

Kritiker zum Schweigen zu bringen, indem sie anmerkte, die Probleme der Region könnten erst angegangen werden, wenn man sie einräumte. Amber ist in der besten Position, um die Probleme der Appalachen zu kommentieren: Im Gegensatz zu mir hat sie ihre gesamte Kindheit in Jackson verbracht. In der High School war sie eine Überfliegerin, später war sie die Erste in ihrer engeren Familie, die ein Studium abschloss. Sie erlebte die Armut von Jackson am eigenen Leib, und es gelang ihr, sie zu überwinden.

Die wütenden Reaktionen bestätigen die wissenschaftlichen Untersuchungen über die Bewohner des

Appalachengebiets. In einer Studie vom Dezember 2000 fanden die Soziologen Carol A. Markstrom, Sheila K. Marshall und Robin J. Tryon heraus, dass Vermeidungsstrategien und Wunschdenken zur Bewältigung von Schwierigkeiten unter den Teenagern der Appalachen »in signifikanter Weise eine Akzeptanz der Gegebenheiten« vorhersagten. Sie argumentieren, dass Hillbillys von frühester Kindheit an lernen, unangenehmen Wahrheiten nicht ins Auge zu sehen oder so zu tun, als gebe es bessere Wahrheiten. Diese Tendenz mag helfen, sich den Verhältnissen anzupassen, sie macht eine ehrliche Selbstbetrachtung aber

nahezu unmöglich.

Wir neigen auch in dieser Hinsicht zur Schwarz-Weiß-Malerei: Wir verklären unsere guten und ignorieren unsere schlechten Eigenschaften. Das ist der Grund, warum die Reaktionen so heftig waren, als die Menschen in den Appalachen mit einem ehrlichen Blick auf die Ärmsten unter ihnen konfrontiert wurden. Das ist auch der Grund, warum ich die Blanton-Brüder so verehrte und warum ich die ersten achtzehn Jahre meines Lebens so tat, als sei alles in der Welt ein Problem, nur ich nicht.

Die Wahrheit ist unangenehm, und für die Hill People sind die

unangenehmsten Wahrheiten diejenigen, die sie über sich selbst erzählen müssen. In Jackson wohnen zweifelsohne mit die freundlichsten Menschen der Welt, aber in Jackson wohnen auch eine Menge Drogenabhängige und wenigstens ein Mann, der die Zeit hat, acht Kinder in die Welt zu setzen, aber nicht, sie auch zu versorgen. Die Landschaft ist ohne Frage wunderschön, aber ihre Schönheit liegt unter der Verschmutzung und Verschwendung der Umwelt verborgen, unter dem Müll, der alles verschandelt. Ihre Bewohner sind gute Arbeiter, abgesehen von den vielen, die von Sozialleistungen leben

und wenig Lust auf ehrliche Arbeit haben. Wie die Blanton-Brüder, so ist auch Jackson voller Widersprüche.

Es ist so schlimm geworden, dass mein Cousin Mike letzten Sommer unmittelbar nach der Beerdigung seiner Mutter darüber nachgedacht hat, ihr Haus zu verkaufen. »Ich kann hier nicht wohnen, und ich kann das Haus auch nicht leer stehen lassen«, erklärte er. »Die Süchtigen werden alles herausreißen.« Jackson ist immer arm gewesen, aber es ist nie ein Ort gewesen, an dem sich ein Mann nicht traut, das Haus seiner Mutter unbewacht zurückzulassen. Die Entwicklung dieses Ortes, den ich als

meine Heimat bezeichne, hat eine Wendung genommen, die wahrlich besorgniserregend ist.

Falls ich versucht sein sollte, diese Probleme als die Sorgen einiger weniger Hinterwäldler abzutun, brauche ich nur einen Blick auf mein eigenes Leben zu werfen. Durch die massive Landflucht aus den ärmeren Regionen der Appalachen in Staaten wie Ohio, Michigan, Indiana, Pennsylvania und Illinois haben sich nicht nur die Hillbilllys ausgebreitet, sondern auch ihre Werte. Tatsächlich ist es so, dass Leute aus Kentucky und ihre Kinder in Middletown, Ohio – wo ich aufgewachsen bin – derart präsent

sind, dass wir Kinder die Stadt spöttisch als »Middletucky« bezeichnet haben.

Meine Großeltern zogen auf der Suche nach einem besseren Leben aus dem wahren Kentucky, wo sie tiefe Wurzeln hatten, nach Middletucky. Das Versprechen wurde zumindest teilweise eingelöst. Aber sie entkamen ihrer Heimat niemals ganz. Ihre ältere Tochter hat mit dem Drogenproblem, das Jackson heimgesucht hat, ein ganzes Leben lang gerungen. Die Zähne der Kinder mögen in Jackson besonders schlecht sein, aber auch meine Großeltern in Middletown hatten mit dem Problem zu kämpfen: Ich war

neun Monate alt, als Mamaw meine Mutter zum ersten Mal dabei erwischte, wie sie Pepsi in mein Fläschchen tat. Vorbildliche Väter gibt es in Jackson nur sehr wenige, aber im Leben der Enkel meiner Großeltern sind sie ebenso rar. Jahrzehntelang haben die Menschen versucht, Jackson zu entkommen; jetzt schaffen sie es nicht, Middletown zu entkommen.

Wenn die Schwierigkeiten in Jackson ihren Ausgang genommen haben, so ist es noch längst nicht klar, wo sie enden werden. Was ich vor vielen Jahren, als ich mit Mamaw jener Beerdigungskolonne hinterhersah, erkannte, ist, dass ich ein Mann aus den

Bergen bin. Und das Gleiche gilt für einen Großteil der weißen Arbeiterschicht Amerikas. Wir sind die Hill People, und es geht uns nicht besonders gut.

## Anmerkung zum Kapitel

2. Mountain Dew: Name eines sehr süßen Erfrischungsgetränks

## Kapitel 2

HILLBILLYS MÖGEN ES, den Wörtern eine eigene Note zu geben. Bitterfische heißen bei uns »minners« statt »minnows«, und »crayfish« (Flusskrebse) sind »crawdads«. Unter »hollow« versteht man eine Talsenke, aber ich habe das Wort immer nur verwendet, wenn ich einem Freund

erklären musste, was ich mit »holler« meinte. Menschen aus anderen Regionen haben eine Menge Bezeichnungen für ihre Großeltern: »grandpa«, »nanna«, »pop-pop«, »grannie« und so weiter. Aber außerhalb meines Milieus habe ich noch nie jemanden »Mamaw« oder »Papaw« (die Wörter reimen auf »law« und »saw«) sagen hören. Nur Hillbilly-Großeltern hören darauf.

Meine Großeltern – Mamaw und Papaw – waren fraglos und uneingeschränkt das Beste, was mir hätte passieren können. Sie verbrachten die letzten beiden Jahrzehnte ihres Lebens damit, mir den Wert von Liebe

und Verlässlichkeit zu zeigen und die Lehren fürs Leben mit auf den Weg zu geben, die die meisten Kinder von ihren Eltern bekommen. Beide haben dazu beigetragen, dass ich das Selbstvertrauen und die Möglichkeiten bekam, um eine reelle Chance auf den amerikanischen Traum zu haben. Aber ich bezweifle, dass Jim Vance und Bonnie Blanton als Kinder jemals viel von ihrem eigenen Leben erwarteten. Und wie auch? Die Berge der Appalachen und einklassige Dorfschulen befördern üblicherweise keine großen Träume.

Über Papaws erste Jahre weiß die Familie nicht viel, und das wird sich

vermutlich auch nicht ändern. Was wir wissen, ist, dass seine Familie unter den Hillbillys einen gewissen Status hatte. Ein entfernter Cousin von Papaw – der ebenfalls Jim Vance hieß – heiratete in die Familie der Hatfields ein und schloss sich einer Gruppe ehemaliger Soldaten und Sympathisanten der Konföderierten an, die sich »Wildcats« nannten. Als Jim den ehemaligen Nordstaaten-Soldaten Asa Harmon McCoy ermordete, löste er damit eine der berühmtesten Familienfehden der amerikanischen Geschichte aus.

Papaw wurde 1929 als James Lee Vance geboren. Sein zweiter Vorname

verwies auf seinen Vater, Lee Vance. Lee starb wenige Monate nach Papaws Geburt, weshalb Papaws überforderte Mutter Goldie das Baby zu ihrem eigenen Vater Pap Taulbee brachte, einem strengen Mann mit einem kleinen Holzgeschäft. Goldie schickte zwar hin und wieder Geld, besuchte ihren Sohn aber selten. Siebzehn Jahre lang lebte Papaw in Jackson, Kentucky bei Taulbee.

Pap Taulbee besaß ein winziges Haus, das aus zwei Zimmern bestand und nur wenige hundert Meter von dem Haus der Blantons – Blaine und Hattie mit ihren acht Kindern – entfernt lag. Der mutterlose Junge tat Hattie leid,

und sie wurde für meinen Großvater zur Ersatzmutter. So gehörte Jim bald zur Familie: Er verbrachte den größten Teil seiner Freizeit damit, mit den Blanton-Jungs die Gegend zu erkunden, und er aß meistens in Hatties Küche. Es lag nahe, dass er später ihre älteste Tochter heiraten würde.

Jim heiratete in eine wilde Bande hinein. Die Blantons waren eine bekannte Sippe in Breathitt, und ihre Familienfehden waren beinahe so berühmt wie die von Papaws Familie. Mamaws Urgroßvater war Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zum Richter des Landkreises gewählt worden, aber erst nachdem ihr Großvater Tilden (der

Sohn des Richters) ein Mitglied einer rivalisierenden Familie am Wahltag ermordet hatte.<sup>3</sup> In einem Bericht der *New York Times* über die Fehde stechen zwei Dinge heraus: erstens, dass Tilden für sein Verbrechen nie ins Gefängnis kam<sup>4</sup>, und zweitens dass »mit Komplikationen zu rechnen« sei, wie die *Times* ausführte. Davon ist auszugehen.

Als ich die grausige Geschichte in einer der auflagenstärksten Zeitungen des Landes zum ersten Mal las, war ich vor allem von einem Gefühl erfüllt: Stolz. Es ist unwahrscheinlich, dass andere meiner Vorfahren jemals in der *New York Times* erwähnt wurden. Und

selbst wenn es so wäre, bezweifle ich, dass ihre Taten mich in der Weise stolz machen würden wie diese erfolgreiche Fehde – noch dazu eine, die möglicherweise eine Wahl entschieden hatte! Wie Mamaw zu sagen pflegte: Du kannst den Jungen aus Kentucky rausholen, aber du kannst nicht Kentucky aus dem Jungen rausholen.

Ich kann mir nicht vorstellen, was Papaw damals dachte. Mamaw stammte aus einer Familie, die lieber schoss als diskutierte. Ihr Vater war ein furchteinflößender alter Hillbilly mit einer Brust voller Orden, der fluchen konnte wie ein Seemann. Die mörderischen Heldentaten ihres

Großvaters waren beeindruckend genug, um es in die *New York Times* zu schaffen. Aber nicht nur ihre Vorfahren verbreiteten Angst und Schrecken, auch Mamaw Bonnie selbst war derart aggressiv, dass viele Jahre später ein Anwerber der Marineinfanterie meinte, dass ich die Grundausbildung besser überstehen würde als mein Zuhause. »Diese Ausbilder sind wirklich gemein«, sagte er, »aber nicht so gemein wie deine biestige Großmutter.« Doch ihre Biestigkeit genügte nicht, meinen Vater von seinen Plänen abzubringen. Mamaw und Papaw heirateten 1947 in Jackson, als beide noch Teenager waren.

Damals, als die Euphorie der Nachkriegszeit abebbte und die Bevölkerung sich an eine friedliche Welt gewöhnte, gab es in Jackson zwei Arten von Menschen: diejenigen, die alles zurückließen, um in den industriellen Zentren des neuen Amerika ihr Glück zu suchen, und diejenigen, die es nicht taten. Meine Großeltern waren zarte vierzehn und siebzehn Jahre alt, als sie sich entscheiden mussten, zu welcher Gruppe sie gehören wollten.

Papaw hat mir einmal erzählt, dass der Bergbau – die Kohlegruben außerhalb von Jackson – für viele seiner Freunde die einzige Chance

waren. Diejenigen, die in Jackson blieben, verbrachten ihr Leben an der Schwelle zur Armut, manchmal auch darunter. Kurz nach der Hochzeit nahm Papaw seine junge Familie und brachte sie nach Middletown, eine Kleinstadt in Ohio mit einer rasant wachsenden Industrie.

Das ist die Geschichte, die mir meine Großeltern erzählt haben, und wie die meisten Familienlegenden entspricht sie im Großen und Ganzen der Wahrheit, nimmt es aber mit den Details nicht so genau. Als ich vor kurzem zu Besuch in Jackson war, stellte mir mein Großonkel Arch – Mamaws Schwager, der Letzte seiner

Generation in Jackson – Bonnie South vor, eine Frau, die ihre vierundachtzig Lebensjahre nur hundert Meter entfernt von Mamaws Elternhaus verbracht hatte. Bis zu dem Tag, als Mamaw nach Ohio ging, war Bonnie South ihre beste Freundin gewesen. Und wenn man Bonnie South Glauben schenken will, waren die Umstände ihres Umzugs skandalöser, als irgendeiner von uns vermutet hätte.

1946 hatten Bonnie South und Papaw ein Liebesverhältnis. Ich bin mir nicht sicher, was das in jener Zeit in Jackson bedeutete – ob sie sich auf eine Verlobung vorbereiteten oder ob sie einfach nur Zeit miteinander

verbrachten. Bonnie hatte über Papaw nicht viel zu sagen außer, dass er »sehr hübsch« gewesen sei. Ansonsten konnte sie sich nur noch daran erinnern, dass Papaw sie 1946 mit ihrer besten Freundin betrogen hatte – mit Mamaw. Mamaw war dreizehn, Papaw sechzehn, und die Affäre resultierte in einer Schwangerschaft. Und diese Schwangerschaft führte zu mehreren dringlichen Gründen, warum *genau jetzt* der richtige Zeitpunkt war, Jackson zu verlassen: der Urgroßvater, ein bedrohlicher, ergrauter Kriegsveteran; die Brüder Blanton, die sich bei der Verteidigung von Mamaws Ehre bereits einen gewissen Ruf

erarbeitet hatten; und eine lose verbundene Gruppe schießwütiger Hillbillys, in der sich die Nachricht von Bonnie Blantons Schwangerschaft schnell herumgesprochen hatte. Vor allem aber würden Bonnie und Jim Vance bald ein weiteres hungriges Maul zu stopfen haben, obwohl sie nicht einmal gelernt hatten, für sich selbst zu sorgen. Mamaw und Papaw reisten überstürzt ab und verbrachten eine kurze Zeit in Dayton, Ohio, bevor sie sich in Middletown niederließen.

In späteren Jahren sprach Mamaw manchmal von einer Tochter, die kurz nach der Geburt gestorben war, und sie ließ uns in dem Glauben, dass das

Baby nach Onkel Jimmy, ihrem ältesten Sohn, zur Welt gekommen sei. Mamaw hatte in dem Jahrzehnt zwischen Onkel Jimmys Geburt und der meiner Mutter acht Fehlgeburten. Aber kürzlich entdeckte meine Schwester eine Geburtsurkunde für einen »Säugling« Vance – ebenjene Tante, die ich nie kennengelernt habe und die so jung starb, dass auf ihrer Geburtsurkunde auch gleich das Todesdatum verzeichnet war. Das Baby, das die Flucht nach Ohio ausgelöst hatte, überlebte die erste Woche nicht. Auf dieser Geburtsurkunde gab die verzweifelte Mutter des Säuglings ein falsches Alter an: Da sie erst vierzehn

war und einen siebzehnjährigen Mann hatte, durfte sie die Wahrheit nicht sagen. Man hätte sie sonst nach Jackson zurückgeschickt oder Papaw ins Gefängnis gesteckt.

Mamaws erster Versuch, erwachsen zu werden, endete also in einer Tragödie. Heute frage ich mich oft: Hätte sie Jackson jemals verlassen, wenn sie dieses Baby nicht bekommen hätte? Wäre sie vielleicht mit Jim Vance ins Ausland geflohen? Mamaws Leben – und die Geschichte unserer Familie – hat möglicherweise einen ganz anderen Lauf genommen wegen eines Babys, das nur sechs Tage gelebt hat.

In welcher Weise Berufsaussichten und Familiennotwendigkeit, die meine Großeltern aus ihrer Heimat katapultierten, auch miteinander verbunden gewesen sein mögen, die beiden kamen in Ohio an, und der Rückweg war ihnen versperrt. Also fand Papaw eine Anstellung bei Armco, einer großen Stahlfabrik, die in der Kohleregion im Osten von Kentucky aggressiv um Arbeiter warb. Armco-Vertreter tauchten in Städtchen wie Jackson auf und versprachen (wahrheitsgemäß) ein besseres Leben für all jene, die gewillt waren, in den Norden zu ziehen und im Stahlwerk zu arbeiten. Ein besonderes Programm

beförderte die Umsiedlung ganzer Familien: Wer einen Verwandten hatte, der bereits bei Armco arbeitete, rückte auf der Bewerberliste ganz nach oben. Armco stellte nicht nur die jungen Männer aus den Appalachen von Kentucky ein, sie überredeten diese Männer auch, ihre gesamten Sippen nachzuholen.

Eine Reihe anderer Industriebetriebe verfolgte eine ähnliche Strategie, und sie scheint funktioniert zu haben. Es gab in dieser Zeit eine Menge Jacksons und eine Menge Middletowns. Wissenschaftler haben zwei größere Einwanderungswellen aus den Appalachen in die Industriezentren des

Mittleren Westens dokumentiert. Die erste fand nach dem Ersten Weltkrieg statt, als die Kriegsheimkehrer kaum eine Chance hatten, in den noch nicht industrialisierten Bergregionen von Kentucky, West Virginia und Tennessee Arbeit zu finden. Diese Welle endete, als die Weltwirtschaftskrise die nördlichen Industriegebiete schwer traf.<sup>5</sup> Meine Großeltern waren Teil der zweiten Welle in den vierziger und fünfziger Jahren, die sich aus den Kriegsveteranen des Zweiten Weltkriegs und einer schnell anschwellenden Generation junger Erwachsener aus den Appalachen zusammensetzte.<sup>6</sup> Da die

Wirtschaftsleistung von Kentucky und West-Virginia weit hinter den Nachbarstaaten zurückgeblieben war, gab es in den Bergen nur zwei Produkte, die die Industrien im Norden gebrauchen konnten: Kohle und Menschen. Und die Appalachenregion exportierte beides in rauen Mengen.

Genaue Zahlen sind schwer zu ermitteln, weil diese Studien normalerweise die »Netto-Auswanderung« messen – also die Anzahl derjenigen, die den Staat verlassen, minus die Zahl der Neuankömmlinge. Viele Familien zogen mehrfach hin und her, was die Daten beeinträchtigt. Sicher ist aber,

dass Millionen von Menschen auf diesem »Hillbilly Highway« unterwegs waren – ein metaphorischer Ausdruck, der die Perspektive der Nordstaatler einfängt: ihren Eindruck, dass ihre Städte und Dörfer von Menschen wie meinen Großeltern überschwemmt wurden. Das Ausmaß der Bewegung war gigantisch. In den fünfziger Jahren verließen dreizehn von hundert Bewohnern von Kentucky den Staat. In einigen Gebieten war die Auswanderungswelle noch gewaltiger: Harlan County zum Beispiel, das durch einen Oscar-prämierten Dokumentarfilm über Bergarbeiterstreiks bekannt wurde,

verlor dreißig Prozent seiner Bewohner. 1960 lebten in Ohio zehn Millionen Menschen, von denen eine Million in Kentucky, West Virginia oder Tennessee geboren war. Nicht eingerechnet ist die große Anzahl von Migranten aus anderen Teilen der südlichen Appalachen. Ebenfalls nicht eingerechnet sind die Kinder und Enkelkinder dieser Arbeiter, die im Kern Hill People blieben. Und zweifellos gab es sehr viele dieser Kinder und Enkelkinder, denn die Hillbillys hatten wesentlich höhere Geburtenraten als die einheimische Bevölkerung.<sup>7</sup>

Mit anderen Worten, meine

Großeltern teilten diese Erfahrung mit äußerst vielen Menschen. Ein beträchtlicher Anteil der Bevölkerung eines ganzen Landstrichs machte sich auf den Weg nach Norden. Noch Beweise gefällig? Fahren Sie am Tag nach Thanksgiving oder Weihnachten in Kentucky oder Tennessee auf die Autobahn Richtung Norden, und Sie werden sehen, dass beinahe alle Nummernschilder aus Ohio, Indiana oder Michigan sind. Die Autos sind voller verpflanzter Hillbillys, die nach den Feiertagen nach Hause zurückkehren.

Mamaws Familie nahm an dieser Auswanderungsflut begeistert teil. Von

ihren sieben Geschwistern zogen drei – Pet, Paul und Gary – nach Indiana, wo sie im Baugewerbe tätig waren. Alle drei machten sich selbstständig und wurden wohlhabend. Rose, Betty, Teaberry und David blieben in Kentucky. Alle hatten finanzielle Schwierigkeiten, obwohl es außer David allen gelang, für die dortigen Verhältnisse ein relativ komfortables Leben zu führen. Die vier, die fortgingen, standen am Ende viel höher auf der sozioökonomischen Leiter als die vier, die geblieben waren. Wie Papaw schon als junger Mann wusste, war der beste Weg nach oben für einen Hillbilly der Weg nach draußen.

Meine Großeltern mussten sich vermutlich erst daran gewöhnen, dass sie in ihrer neuen Stadt auf sich gestellt waren. Aber wenn Mamaw und Papaw auch von ihrer Familie getrennt waren, so waren sie doch keineswegs von der Bevölkerung der Stadt getrennt. Die meisten Einwohner der Stadt waren zugezogen, um in den neuen Fabriken zu arbeiten, und die Mehrheit dieser neuen Arbeiter kam aus den Appalachen. Dass die Anwerber sich die Familienstrukturen zunutze machten<sup>8</sup>, hatte den erwünschten Effekt; die Ergebnisse waren vorhersehbar. Im gesamten Mittleren Westen entstanden förmlich über Nacht

neue Gemeinschaften von Umsiedlern aus den Appalachen. Wie eine Studie festhält: »Migration hat die Wohnviertel und Familien nicht so sehr auseinandergerissen, sondern eher verfrachtet.«<sup>9</sup> In den fünfziger Jahren in Middletown fanden sich meine Großeltern in einer Situation wieder, die neu und vertraut zugleich war. Neu, weil sie zum ersten Mal vom weiteren Umfeld in den Appalachen, das sie bisher gestützt hatte, getrennt waren; vertraut, weil sie immer noch von Hillbillys umgeben waren.

Ich würde Ihnen gern erzählen, wie meine Großeltern in ihrer neuen Umgebung aufblühten, wie sie eine

erfolgreiche Familie gründeten, wie sie in der Mittelschicht ankamen und frei von Sorgen in den Ruhestand traten. Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, dass meine Großeltern in ihrem neuen Leben zu kämpfen hatten, und zwar jahrzehntelang.

Erstens haftete an den Menschen, die die Berge von Kentucky für ein besseres Leben hinter sich gelassen hatten, ein beträchtliches Stigma. Hillbillys haben den Ausdruck »too big for your britches«, um diejenigen zu beschreiben, die sich für etwas Besseres halten, als sie ihrer Herkunft nach sind. Noch lange nachdem meine

Großeltern in Ohio angekommen waren, hörten sie diesen Ausdruck von den Leuten in der Heimat. Der Vorwurf, sie hätten ihre Sippen im Stich gelassen, stand immer im Raum, und es wurde erwartet, dass sie regelmäßig in die Heimat zurückkehrten, egal, welche Verpflichtungen sie sonst hatten. Es war ein gängiges Muster unter den Migranten: Über neunzig Prozent von ihnen kehrte im Lauf ihres Lebens zu Besuch »nach Hause« zurück, und über zehn Prozent besuchte die Familie etwa einmal im Monat.<sup>10</sup> Meine Großeltern kamen oft nach Jackson, manchmal an aufeinanderfolgenden Wochenenden, trotz der Tatsache, dass die Hin- und

Rückfahrt in den fünfziger Jahren ungefähr zwanzig Stunden dauerte. Sozialer Aufstieg führte zu einer Menge Druck und brachte viele neue Verpflichtungen mit sich.

Die Stigmatisierung kam aus beiden Richtungen: Viele ihrer neuen Nachbarn betrachteten sie mit Argwohn. Aus Sicht der weißen Mittelschicht hatten diese Hillbillys in Ohio nichts zu suchen. Sie bekamen zu viele Kinder, und sie ließen die ganze Sippschaft über lange Zeiträume bei sich wohnen. Immer wieder kamen Geschwister von Mamaw, um Arbeit außerhalb der Berge zu finden, und blieben monatelang bei ihr und Papaw.

Anders gesagt: Viele Aspekte ihrer Kultur und ihrer Bräuche stießen bei den Einheimischen auf heftige Ablehnung. In *Appalachian Odyssey*, einem Buch über den Zustrom der Hill People nach Detroit, heißt es dazu: »Nicht nur, dass die Migranten aus den Appalachen als Fremde vom Land, die nicht in die Stadt ›passten‹, die weißen Stadtbewohner des Mittleren Westens verunsicherten, sie untergruben auch eine ganze Reihe von Annahmen der weißen Einheimischen darüber, wie Weiße auszusehen hatten, wie sie sprachen, wie sie sich verhielten (...). Der verstörende Aspekt der *Hillbillys* war ihre Rasse. Scheinbar gehörten sie

zur selben (weißen) Rasse wie diejenige, die die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Macht auf lokaler wie auf nationaler Ebene in Händen hielt. Aber *Hillbillys* hatten viele regionale Gemeinsamkeiten mit den Schwarzen aus den Südstaaten, die in Detroit ankamen.«<sup>11</sup>

Ein guter Freund von Papaw – ein Hillbilly aus Kentucky, den er in Ohio kennenlernte – arbeitete als Postbote in ihrem Viertel. Kurz nach seinem Umzug verstrickte sich der Postbote in eine lange Auseinandersetzung mit der Stadtverwaltung von Middletown wegen der Hühner, die er in seinem Garten hielt. Er ging mit ihnen genauso

um, wie Mamaw mit ihren Hühnern zu Hause in der Senke umgegangen war. Jeden Morgen sammelte er die Eier ein, und wenn seine Hühnerschar zu groß wurde, nahm er ein paar von den älteren, drehte ihnen im Garten die Hälse um und zerlegte sie. Man kann sich die wohlerzogene Hausfrau vorstellen, die aus dem Fenster sah und entsetzt feststellte, dass ihr Nachbar aus Kentucky wenige Meter von ihr entfernt krächzende Hühner massakrierte. Meine Schwester und ich nennen den alten Postboten noch heute den Hühnermann, und selbst Jahre später genügte es zu erwähnen, wie die Stadt sich gegen den Hühnermann

verschworen hatte, um Mamaw zu einer ihrer klassischen Schimpftiraden zu animieren: »Scheiß Flächennutzungsbestimmungen. Die können mich am rubinroten Arschloch lecken.«

Der Umzug nach Middletown führte zu weiteren Problemen. In den Hütten und Häusern von Jackson war Privatsphäre kaum mehr als ein theoretisches Konzept. Familien, Freunde und Nachbarn konnten ohne große Vorwarnung ins Haus spazieren. Mütter erklärten ihren Töchtern die Kindererziehung. Väter erklärten ihren Söhnen, wie sie ihre Arbeit machen sollten. Brüder erklärten ihren

Schwagern, wie sie ihre Frauen zu behandeln hatten. Familienleben war etwas, das man nebenbei lernte, mit einer Menge Hilfe von den Nachbarn. In Middletown hingegen war das Haus eines Mannes seine Burg.

Diese Burg war allerdings leer für Mamaw und Papaw. Sie hatten aus den Bergen eine uralte Familienstruktur mitgebracht, jetzt versuchten sie, in einer von Kleinfamilien dominierten Welt des privaten Rückzugs zurechtzukommen. Sie waren frisch verheiratet, aber sie hatten niemanden, der ihnen das Eheleben erklärte. Sie waren Eltern, aber es waren keine Großeltern da, keine Onkels und

Cousins, die ihnen hätten helfen können. Die einzige Verwandte in der Nähe war Goldie, Papaws Mutter. Aber sie war für ihren Sohn beinahe eine Fremde, und Mamaw hätte sie gar nicht geringer schätzen können, weil sie ihn im Stich gelassen hatte.

Nach einigen Jahren begannen Mamaw und Papaw sich anzupassen. Mamaw schloss Freundschaft mit einer in der Nähe wohnenden »Dame aus der Nachbarschaft« (so bezeichnete sie die Frauen im Viertel, die sie mochte). Papaw reparierte nebenher Autos, und seine Kollegen wurden langsam zu Freunden. 1951 freuten sie sich über die Geburt eines Jungen – meines

Onkels Jimmy – und verwöhnten ihn mit allen Annehmlichkeiten, die sie sich inzwischen leisten konnten. Jimmy, erzählte Mamaw später, konnte nach zwei Wochen sitzen, nach vier Monaten gehen, nach seinem ersten Geburtstag in vollständigen Sätzen sprechen und mit drei Jahren Romane der Weltliteratur lesen. (»Eine leichte Übertreibung«, gab mein Onkel später zu.) Sie besuchten Mamaws Brüder in Indianapolis und fuhren mit ihren Freunden zum Picknick. »Ein normales bürgerliches Leben«, erzählte Jimmy. Je nachdem, was man erwartet, mag das langweilig klingen, aber vielleicht auch glücklich in einer Weise, die man

erst zu schätzen lernt, wenn man die Konsequenzen eines Lebens versteht, das nicht langweilig ist.

Was aber nicht heißt, dass immer alles glattlief. Einmal fuhren sie in der Vorweihnachtszeit zum Einkaufszentrum, um Geschenke zu kaufen, und ließen Jimmy allein herumlaufen. Er suchte ein Spielzeug, das er unbedingt haben wollte. »Sie hatten Werbung im Fernsehen gemacht«, erzählte er mir kürzlich. »Es war eine Plastikkonsole, die aussah wie das Armaturenbrett eines Düsenjägers. Man konnte einen Strahler einschalten oder Pfeile abschießen. Man spielte

Düsenjägerpilot damit – so war das gedacht.«

Jimmy ging in eine Drogerie, die das Spielzeug zufällig verkaufte. Also nahm er es und begann zu spielen. »Der Verkäufer war gar nicht einverstanden. Ich musste das Spielzeug zurücklegen und das Geschäft verlassen.« Der kleine, eingeschüchterte Jimmy stand draußen in der Kälte, bis Mamaw und Papaw vorbeikamen. Sie fragten ihn, ob er jetzt in die Drogerie gehen wolle.

»Geht nicht«, sagte Jimmy zu seinem Vater.

»Warum nicht?«

»Geht einfach nicht.«

»Sag mir jetzt sofort, warum.«

Er zeigte auf den Verkäufer. »Der Mann da ist böse auf mich und hat mich rausgeschmissen. Ich darf nicht mehr da rein.«

Mamaw und Papaw stürmten in den Laden und verlangten eine Erklärung für das unverschämte Verhalten des Verkäufers. Der Verkäufer meinte, Jimmy habe mit einem teuren Spielzeug gespielt. »Mit dem hier?«, fragte Papaw und nahm das Spielzeug in die Hand. Als der Verkäufer nickte, schmetterte Papaw es auf den Boden.

Was folgte, war das reine Chaos. »Die drehten total durch«, erzählte Jimmy. »Papa schleuderte noch eine zweite Konsole durch den Raum und

ging mit drohender Miene auf den Verkäufer zu. Mom zog alles Mögliche von den Regalen und schmiss es kreuz und quer durch den Laden. ›Mach ihn fertig!, schrie sie, ›Scheiße, mach ihn fertig!‹ Und dann schreit Papa dem Verkäufer ins Gesicht: ›Wenn du noch ein Wort zu meinem Sohn sagst, dann brech ich dir das verdammte Genick.‹ Der arme Kerl war komplett verschreckt, und ich wollte eigentlich nur noch weg.« Der Mann entschuldigte sich, und Familie Vance nahm das Weihnachtsshopping wieder auf, als sei nichts gewesen.

Also ja, selbst als es ihnen gut ging, fiel es Mamaw und Papaw schwer,

sich anzupassen. Middletown war eine andere Welt. Von Papaw wurde erwartet, dass er zur Arbeit ging und dass er sich höflich bei der Geschäftsführung beschwerte, wenn er es mit einem unverschämten Drogerieverkäufer zu tun hatte. Von Mamaw wurde erwartet, dass sie das Abendessen kochte, die Wäsche machte und die Kinder versorgte. Aber Nähgruppen, Picknickfahrten und Staubsaugervertreter passten nicht zu einer Frau, die im zarten Alter von zwölf beinahe einen Mann erschossen hätte. Mamaw hatte wenig Hilfe, als die Kinder klein waren und ständig beaufsichtigt werden mussten, und es

gab sonst nichts, was ihre Zeit hätte ausfüllen können. Jahrzehnte später erinnerte sie sich, wie isoliert sie sich in der Mitte des Jahrhunderts in der sich langsam ausdehnenden Stadt gefühlt habe. Mit ihrer üblichen Unverblümtheit beschrieb sie diese Ära so: »Auf die Frauen wurde die ganze Zeit nur geschissen.«

Mamaw hatte Träume, aber sie hatte nie die Gelegenheit, diese auch zu verwirklichen. Sie liebte nichts so sehr wie Kinder, im Konkreten (die eigenen Kinder und Enkel waren das Einzige, was sie im Alter noch zu erfreuen schien) wie im Allgemeinen (sie sah Sendungen über missbrauchte,

vernachlässigte und verschwundene Kinder und verwendete ihr wenigstens Erspartes darauf, Schuhe und Schulsachen für die ärmsten Kinder der Nachbarschaft zu kaufen). Sie schien den Schmerz vernachlässigter Kinder zutiefst persönlich zu spüren und sprach oft darüber, wie sehr sie Menschen hasste, die ihre Kinder schlecht behandelten. Ich habe nie verstanden, woher diese Haltung rührte. Ob sie selbst als Kind misshandelt worden war? Oder ob sie nur bedauerte, dass ihre eigene Kindheit so plötzlich zu Ende gegangen war? Es steckt offenbar mehr dahinter, wovon ich aber wohl niemals erfahren

werde.

Mamaw träumte davon, diese Leidenschaft zu einer Karriere als Anwältin für Kinderrechte auszubauen – eine Stimme zu sein für diejenigen, die keine hatten. Sie verfolgte diesen Traum nie, möglicherweise weil sie nicht wusste, was erforderlich war, um Anwältin zu werden. Mamaw war nie in der High School gewesen. Sie hatte ein Kind zur Welt gebracht und begraben, bevor sie Auto fahren durfte. Selbst wenn sie gewusst hätte, was nötig gewesen wäre, bot das Leben, das sie führte, wenig Anreize oder Möglichkeiten für eine angehende Jurastudentin mit Mann und drei

Kindern.

Trotz dieser Rückschläge glaubten meine Großeltern in nahezu religiöser Intensität an harte Arbeit und den amerikanischen Traum. Aber weder er noch sie erlagen jemals der Täuschung, dass Wohlstand oder Privilegien in Amerika keine Rolle spielten. Zur Politik zum Beispiel hatte Mamaw nur eine Meinung: »Das sind alles Gauner.« Aber Papaw wurde ein überzeugter Anhänger der Demokratischen Partei. Gegen Armco hatte er nichts einzuwenden, aber er und alle anderen in seiner Situation hassten die Kohleunternehmen in Kentucky wegen einer langen

Geschichte von Arbeitskämpfen. Papaw und Mamaw fanden reiche Leute nicht grundsätzlich schlecht, aber alle schlechten Menschen waren reich. Papaw war Demokrat, weil die Partei die Arbeiter beschützte. Diese Haltung übertrug sich auch auf Mamaw: Alle Politiker waren Gauner, aber wenn es irgendwo Ausnahmen geben sollte, dann gehörten sie zweifelsohne zur Koalition des New Deals von Franklin Delano Roosevelt.

Trotzdem glaubten Mamaw und Papaw, dass harte Arbeit mehr zählte als alles andere. Das Leben war ein Kampf, und wenn auch die Chancen für Leute wie sie wohl ein wenig

schlechter waren, war das noch lange keine Entschuldigung für Versagen. »Werd bloß nicht so ein beschissener Verlierertyp, der denkt, dass sich alles gegen ihn verschworen hat«, sagte Mamaw mir immer wieder. »Alles, was du dir vornimmst, kannst du erreichen.«

In ihrem sozialen Umfeld war dieser Glaube weit verbreitet, und in den fünfziger Jahren schien er durchaus berechtigt. Innerhalb von nur zwei Generationen hatten die verpflanzten Hillbillys an Einkommen mit der restlichen Bevölkerung gleichgezogen. Doch ihr finanzieller Erfolg verdeckte ihre kulturelle Unangepasstheit, und

wenn meine Großeltern auch wirtschaftlich aufholten, so frage ich mich, ob sie sich jemals wirklich assimilierten. Sie hatten immer einen Fuß im neuen Leben und einen im alten. Sie bauten sich allmählich einen kleinen Freundeskreis auf, doch ihr Bezug zu ihrer Heimat Kentucky blieb stärker. Sie hassten Haustiere und konnten mit »Viechern«, die nicht essbar waren, wenig anfangen, und doch gaben sie nach, als die Kinder Hunde und Katzen forderten.

Ihre Kinder allerdings waren anders. Die Generation meiner Mutter war die erste, die im industriellen Kernland des Mittleren Westens aufwuchs, weit

entfernt vom Näseln der Südstaatler und den Einraumschulen der Appalachen. Sie besuchten moderne Schulen mit Tausenden von anderen Schülern. Das Ziel meiner Großeltern war es gewesen, Kentucky hinter sich zu lassen, um ihren Kindern eine bessere Chance im Leben zu geben. Von den Kindern wurde nun erwartet, dass sie aus den neuen Möglichkeiten etwas machten. Aber daraus wurde nichts.

Bevor Lyndon Johnson und die Appalachian Regional Commission neue Straßen in den Südosten von Kentucky bauten, führte die Hauptverbindung von Jackson nach

Ohio über die Route 23. Dieser Highway kommt sogar in dem Lied »Readin', Rightin', Rt. 23« von Dwight Yoakam vor, in dem Nordstaatler den Kindern aus den Appalachen ihre falschen Hoffnungen vorhalten. Yoakams Lied über seinen eigenen Umzug aus Südost-Kentucky könnte aus Mamaws Tagebuch stammen:

*They thought readin', writin', Route  
23 would take them to the good life  
that they had never seen:*

*They didn't know that old highway  
would lead them to a world of  
misery.*

Mamaw und Papaw waren zwar Kentucky entkommen, aber ihre Kinder mussten schließlich einsehen, dass der Highway 23 nicht zu dem erhofften Leben führte.

## Anmerkungen zum Kapitel

3. »Kentucky Feudist is Killed«, *The New York Times*, 3. November 1909
4. Ebd.
5. Phillip J. Obermiller, Thomas E. Wagner, E. Bruce Tucker: *Appalachian Odyssey: Historical*

*Perspectives on the Great Migration*, Westport, CT, Praeger, 2000, Kap. 1

6. Ebd.; Khan, »The Scots-Irish as Indigenous People«
7. Jack Temple Kirby: »The Southern Exodus, 1910–1960: A Primer for Historians«, *The Journal of Southern History* 49, Nr. 4, November 1983, S. 585–600
8. Ebd.
9. Ebd., S. 598
10. Carl E. Feather: *Mountain People in a Flat Land: A Popular History of Appalachian Migration to Northeast Ohio, 1940–1965*, Athens, Ohio University Press,

1998, S. 4

11. Obermiller, *Appalachian Odyssey*,  
S. 145

## Kapitel 3

MAMAW UND PAPAW HATTEN DREI KINDER: Jimmy, Bev (meine Mutter) und Lori. Jimmy wurde 1951 geboren, als Mamaw und Papaw sich gerade in ihr neues Leben einfanden. Sie wollten mehr Kinder haben und versuchten es immer wieder in einer herzzerreißenden Phase, die von Pech

und zahlreichen Fehlgeburten geprägt war. Neun verlorene Kinder fügten Mamaw emotionale Narben zu, die sie ihr Leben lang behielt. Ich habe an der Universität gelernt, dass extremer Stress zu Fehlgeburten führen kann, besonders in der frühesten Phase der Schwangerschaft. Die Frage drängt sich auf, wie viele zusätzliche Onkel und Tanten ich heute hätte, wäre die Umstellung auf das neue Leben für meine Großeltern nicht so außerordentlich schwierig gewesen, was zweifellos durch Papaws jahrelangen Alkoholmissbrauch verschärft wurde.

Doch sie ließen nicht ab von ihrem

Plan, und nach einem Jahrzehnt von Fehlgeburten wurden sie endlich belohnt: Meine Mutter wurde am 20. Januar 1961 geboren – am Tag der Amtseinführung von John F. Kennedy –, und meine Tante Lori folgte nicht einmal zwei Jahre später. Das genügte meinen Großeltern, aus welchen Gründen auch immer.

Onkel Jimmy hat mir einmal von der Zeit erzählt, als seine Schwestern noch nicht geboren waren: »Wir waren einfach eine glückliche, normale Kleinbürgerfamilie. Ich weiß noch, wie wir die Sitcom *Erwachsen müsste man sein* im Fernsehen gesehen haben und gedacht haben, dass die waren wie

wir.« Als er mir das zum ersten Mal erzählte, nickte ich aufmerksam und dachte nicht weiter darüber nach. Im Rückblick wird mir klar, dass eine solche Aussage für die meisten Außenseiter verrückt klingen muss. Die Eltern einer normalen Kleinbürgerfamilie schlagen nicht eine Drogerie kurz und klein, nur weil ein Verkäufer ein bisschen unhöflich zu ihrem Kind ist. Aber daran kann man die Situation wohl nicht messen. Waren in einem Laden zu zerstören und Verkäufer zu bedrohen waren für meine Großeltern normale Handlungen; so verhalten sich Ulster-Schotten, wenn man sich mit ihren Kindern anlegt.

»Was ich meine, ist, dass sie eine Einheit waren, dass sie sich gut verstanden haben«, räumte Onkel Jimmy ein, als ich es später genauer wissen wollte. »Aber ja, wie jeder in unserer Familie konnten auch sie ohne jede Vorwarnung in die Luft gehen.«

Wie auch immer die Einigkeit aussah, die sie am Anfang ihrer Ehe gehabt hatten, sie begann zu zerfallen, als ihre Tochter Lori – die wir Tante Wee nannten – 1962 geboren wurde. Mitte der sechziger Jahre war Papaws Sauferei zur Gewohnheit geworden. Mamaw begann, sich von der Außenwelt abzuschotten. Nachbarskinder rieten dem Postboten,

sich von der »bösen Hexe« auf der McKinley Street fernzuhalten. Als der Postbote diese Warnung ignorierte, traf er auf eine dicke Frau mit einer überlangen Mentholzigarette auf der Unterlippe, die fluchte, dass er auf ihrem Grundstück nichts zu suchen habe. Der Begriff »Messie« war damals noch nicht verbreitet, hätte aber ausgezeichnet auf Mamaw gepasst, deren Sammelwut immer schlimmer wurde, je mehr sie sich zurückzog. Der Müll stapelte sich im Haus; ein ganzes Zimmer war einer Sammlung von Krimskrams und völlig wertlosem Zeug gewidmet.

Wenn es um diese Zeit geht, bekommt

man den Eindruck, dass Mamaw und Papaw zwei Leben führten. Draußen war das öffentliche Leben. Dazu gehörten die Arbeit am Tag und die Vorbereitungen für den Schultag der Kinder. Dies war das Leben, das alle sehen konnten und das in jeder Hinsicht durchaus erfolgreich war. Mein Großvater verdiente einen Lohn, der für seine Freunde zu Hause beinahe unvorstellbar war. Er mochte seine Arbeit und machte sie gut. Die Kinder gingen auf moderne, gut ausgestattete Schulen, und meine Großmutter lebte in einem Haus, das man in Jackson als Villa bezeichnet hätte – über hundertachtzig Quadratmeter, vier

Schlafzimmer, Bäder und fließendes Wasser.

Doch das Leben zu Hause entsprach diesem Bild nicht. »Anfangs, als Teenager, habe ich das nicht so bemerkt«, erinnerte sich Jimmy. »In dem Alter ist man so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass man diese Veränderungen überhaupt nicht wahrnimmt. Aber es gab sie. Papa war seltener zu Hause. Mom kümmerte sich nicht mehr um den Haushalt – überall stapelten sich dreckiges Geschirr und Müll. Sie stritten sich öfter. Es war rundum eine schwierige Zeit.«

Die Kultur der Hillbillys damals (und vielleicht auch noch heute)

verband ein kerniges Verständnis von Ehre, die Hingabe an die Familie und einen bizarren Sexismus zu einer explosiven Mischung. Bevor Mamaw geboren wurde, hatten ihre Brüder gezeigt, dass sie gewillt waren, Jungen zu ermorden, die die Ehre ihrer Schwester missachteten. Jetzt, da sie mit einem Mann verheiratet war, den viele von ihnen weniger als Fremden denn als Bruder betrachteten, tolerierten sie ein Verhalten, das Papaw in der Senke womöglich das Leben gekostet hätte. »Mamas Brüder kamen rauf, um mit Papa auf Sauftour zu gehen«, erklärte Onkel Jimmy. »Sie tranken und versuchten, Frauen

aufzureißen. Onkel Pet war immer der Anführer. Ich wollte das alles gar nicht hören, hatte aber keine Wahl. Es war diese alte Tradition, in der von Männern erwartet wurde, dass sie rausgingen und machten, was sie wollten.«

Mamaw spürte diese Treulosigkeit intensiv. Sie verabscheute alles, was auch nur Zweifel an einer vollständigen Hingabe an die Familie aufkommen ließ. In ihrem eigenen Haus sagte sie Dinge wie »Es tut mir leid, dass ich so verdammt gemein bink« und »Du weißt doch, dass ich dich lieb habe, aber ich bin halt ein echtes Miststück«. Aber es machte sie rasend, wenn sie

herausfand, dass jemand einem Fremden gegenüber auch nur ihre Socken kritisiert hatte. »Ich kenne diese Leute nicht. Ich rede nie mit Fremden über meine Familie. Nie.« Meine Schwester Lindsay und ich konnten uns gegenseitig die Augen auskratzen, solange wir im Haus waren. Meistens ließ sie uns in Ruhe, bis wir es von allein gelöst hatten. Aber wenn ich einem Freund erzählte, wie gehässig meine Schwester war, und Mamaw das mitbekam, merkte sie es sich, und sobald wir allein waren, warf sie mir vor, die Todsünde der Treulosigkeit begangen zu haben. »Wie kannst du es *wagen*, irgendeinem

kleinen Wichser so etwas über deine Schwester zu erzählen? In fünf Jahren wirst du dich nicht einmal mehr an seinen Scheißnamen erinnern. Aber deine Schwester ist die einzige wahre Freundin, die du jemals haben wirst.« Doch in ihrem eigenen Leben, mit drei Kindern im Haus, verschworen sich die Männer gegen sie, die ihr gegenüber Treue hätten bewahren müssen: ihre Brüder und ihr Mann.

Papaw schien sich den gesellschaftlichen Erwartungen eines bürgerlichen Vaters zu widersetzen, was manchmal zu sehr lustigen Situationen führte. Er erklärte, dass er kurz einkaufen wolle, und fragte seine

Kinder, ob sie etwas bräuchten. Dann kam er mit einem neuen Auto zurück. Einmal war es ein neuer Chevrolet-Cabrio, einen Monat später ein teurer Oldsmobile. »Wo hast du den her?«, fragten sie. »Ist meiner«, antwortete er lässig, »ich hab den anderen in Zahlung gegeben.«

Aber seine Unfähigkeit, sich anzupassen, hatte auch schreckliche Folgen. Meine junge Tante und meine Mutter spielten manchmal glückliche Familie, wenn ihr Vater von der Arbeit kam. Gelegentlich parkte er den Wagen vorsichtig in der Einfahrt, dann funktionierte das Spiel: Ihr Vater kam herein, sie aßen gemeinsam zu Abend

wie eine normale Familie, sie brachten einander zum Lachen. Oft war es aber so, dass er den Wagen nicht ordentlich parkte: Er setzte zu schnell zurück, oder er ließ das Auto einfach auf der Straße stehen. Es kam sogar vor, dass er beim Einparken den Telefonmast streifte. An solchen Tagen war das Spiel schnell gelaufen. Mom und Tante Wee kamen ins Haus gerannt und berichteten Mamaw, dass Papaw betrunken nach Hause gekommen sei. Manchmal retteten sie sich durch die Hintertür und verbrachten die Nacht bei Freunden von Mamaw. An anderen Abenden bestand Mamaw darauf zu bleiben, dann richteten sich die Kinder

auf eine lange Nacht ein. Einmal, an Heiligabend, kam Papaw betrunken nach Hause und verlangte ein frisch zubereitetes Abendessen. Als es damit nichts war, nahm er den Weihnachtsbaum und schleuderte ihn hinten in den Garten. Im Jahr darauf begrüßte er die Geburtstagsgäste seiner Tochter, hustete einmal kräftig und spuckte ihnen einen riesigen Klacks Schleim vor die Füße. Dann lächelte er und ging, um sich noch ein Bier zu holen.

Ich konnte es nicht glauben, dass der milde, freundliche Papaw, den ich als Kind so verehrt hatte, ein derart gewalttätiger Trinker gewesen war.

Sein Verhalten war zumindest teilweise auch Mamaws Naturell zuzuschreiben. Sie war nämlich eine durchaus gewalttätige Nichtrinkerin. Und sie leitete ihre Frustrationen zur produktivsten Aktivität um, die sie sich vorstellen konnte: Guerilla-Aktionen. Wenn Papaw auf dem Sofa einschlief, schnitt sie ihm mit einer Schere an den Hosennähten herum, damit sie aufplatzten, wenn er sich das nächste Mal hinsetzte. Oder sie klaute sein Portemonnaie und versteckte es im Ofen, nur um ihn zu ärgern. Wenn er von der Arbeit nach Hause kam und ein frisches Essen verlangte, arrangierte sie auf seinem Teller frischen Müll.

Wenn er sie beschimpfte, gab sie zurück. Mit anderen Worten: Sie tat alles, um sein Säuferleben zur Hölle zu machen.

Wenn das jugendliche Alter Jimmy auch ein wenig vor den Anzeichen der zerfallenden Ehe schützte, erreichte das Problem irgendwann einen solchen Tiefpunkt, dass es unübersehbar war. Onkel Jimmy erinnerte sich an einen Ehekraich: »Ich konnte die Möbel poltern hören, sie gingen richtig aufeinander los. Beide schrien herum. Ich ging runter und flehte sie an aufzuhören.« Sie hörten aber nicht auf. Mamaw schnappte sich eine Blumenvase, schleuderte sie und – sie

hatte einen verdammt guten Arm – traf Papaw genau zwischen die Augen. »Er hatte eine Platzwunde an der Stirn, er blutete wirklich heftig, als er in den Wagen stieg und wegfuhr. Das war es, was mir am nächsten Tag in der Schule durch den Kopf ging.«

Nach einem besonders schlimmen Besäufnis erklärte Mamaw ihrem Mann eines Tages, sie werde ihn umbringen, wenn er noch einmal betrunken nach Hause komme. Eine Woche später kam er wieder besoffen an und schlief auf dem Sofa ein. Mamaw, die ungern leere Versprechungen machte, ging in aller Seelenruhe in die Garage und kehrte mit einem Kanister Benzin

zurück, den sie über ihrem Mann ausgoss. Sie zündete ein Streichholz und ließ es auf seine Brust fallen. Als Papaw in Flammen aufging, sprang seine elfjährige Tochter auf, löschte das Feuer und rettete ihm das Leben.

Da sie aus den Bergen kamen, mussten sie ihre beiden Leben, das öffentliche und das private, voneinander getrennt halten. Kein Fremder – und das war ein sehr weit gefasster Begriff – durfte von den Auseinandersetzungen in der Familie erfahren. Als Jimmy achtzehn wurde, fand er eine Stelle bei Armco und zog sofort aus. Er war noch nicht lange weg, als sich Tante Wee mitten in

einem besonders schlimmen Streit wiederfand. Papaw schlug dem Mädchen aus Versehen ins Gesicht, ein dickes blaues Auge war die Folge. Als Jimmy – ihr eigener Bruder – zu Besuch nach Hause kam, musste sich Wee im Keller verstecken. Da Jimmy nicht mehr im Haus der Familie lebte, durfte er über das, was darin vor sich ging, auch nichts erfahren. »So sind damals einfach alle, besonders aber Mamaw, mit diesen Dingen umgegangen«, erzählte Tante Wee. »Das war einfach zu peinlich.«

Nicht alle können deshalb verstehen, weshalb die Ehe von Mamaw und Papaw zerbrach. Vielleicht war es der

Alkoholismus, der Papaw überwältigte. Onkel Jimmy vermutet, dass er Mamaw schließlich untreu war. Vielleicht hat Mamaw auch einfach dem Druck nicht mehr standgehalten, und wer hätte es ihr verdenken können – mit drei lebenden Kindern, einem verstorbenen Kind und all den Fehlgeburten dazwischen?

Trotz der Gewalt in ihrer Ehe blieben Mamaw und Papaw in Bezug auf die Zukunft ihrer Kinder immer einigermaßen optimistisch. Wenn sie es von einer Einraumschule in Jackson zu einem zweistöckigen Wohnhaus am Rand der Stadt und den Annehmlichkeiten des bürgerlichen

Lebens bringen konnten, dann sollte es – so dachten sie wohl – ihren Kindern (und Enkelkindern) nicht schwerfallen, zu studieren und am amerikanischen Traum teilzuhaben. Sie waren ohne Frage wohlhabender als die Verwandten, die in Kentucky geblieben waren. Als Erwachsene reisten sie an den Atlantik und zu den Niagara-Fällen, obwohl sie als Kinder nie über Cincinnati hinausgekommen waren. Sie waren überzeugt, dass sie es zu etwas gebracht hatten und dass ihre Kinder noch mehr erreichen würden.

Diese Haltung hatte allerdings etwas zutiefst Naives. Alle drei Kinder waren durch das turbulente

Familienleben stark beeinträchtigt. Papaw wollte, dass Jimmy eine Ausbildung machte, statt im Stahlwerk zu schuften. Wenn er gleich nach dem Schulabschluss voll zu arbeiten anfange, sei das Geld wie eine Droge, warnte er. Es würde sich erst einmal gut anfühlen, aber es würde ihn davon abhalten, die Dinge zu tun, für die er bestimmt sei. Papaw verbot Jimmy sogar, sich bei seiner Bewerbung bei Armco auf ihn zu beziehen. Was Papaw damals nicht zu würdigen wusste, war, dass ein Angebot von Armco mehr war als nur Geld. Es war die Möglichkeit, aus dem Haus zu ziehen, in dem die Mutter dem Vater Vasen an den Kopf

warf.

Lori kam in der Schule nicht zurecht, in erster Linie, weil sie nie hinging. Sie fahre Lori zwar zur Schule, scherzte Mamaw, aber irgendwie gelinge es ihrer Tochter immer, vor ihr wieder zu Hause zu sein. In ihrem dritten High-School-Jahr klaute Loris Freund etwas PCP. Gemeinsam kehrten sie zu Mamaw zurück, um sich dieses Betäubungsmittel in Ruhe einzuwerfen. »Er hat mir gesagt, er müsse mehr nehmen, weil er größer sei. Das ist das Letzte, woran ich mich erinnere.« Lori wachte auf, als sie von Mamaw und ihrer Freundin Kathy in die kalte Badewanne gelegt wurde. Der Freund

reagierte überhaupt nicht. Kathy konnte nicht erkennen, ob er überhaupt atmete. Schließlich meinte Mamaw, sie solle ihn über die Straße in den Park schleppen. »Scheiße, ich will nicht, dass er in meinem Haus krepiert«, sagte sie. Aber dann rief sie jemanden an, der ihn ins Krankenhaus brachte, wo er fünf Tage auf der Intensivstation lag.

Ein Jahr später, mit sechzehn, brach Lori die Schule ab und heiratete. Ihr Zuhause war eine Falle, voller Missbrauch und Gewalt, so wie das Haus, dem sie zu entkommen versucht hatte. Ihr Ehemann schloss sie im Schlafzimmer ein und hielt sie davon

ab, ihre Familie zu sehen. »Es war beinahe wie im Gefängnis«, erzählte Tante Wee später.

Jimmy und Lori kamen zum Glück beide noch zur Vernunft. Jimmy arbeitete, machte abends eine Fortbildung und wurde schließlich Vertreter für Johnson & Johnson. Er war der Erste in meiner Verwandtschaft, der so etwas wie »Karriere« machte. Mit dreißig hatte Lori eine Stelle in der Radiologie und einen neuen Ehemann, der so nett war, dass Mamaw der ganzen Familie erzählte: »Wenn die sich mal scheiden lassen, schlage ich mich auf seine Seite.«

Leider holte die Statistik die Vance-Familie doch noch ein. Bev (meiner Mutter) erging es nicht so gut. Auch sie verließ früh das Haus. Sie war eine begabte Schülerin, aber als sie mit achtzehn schwanger wurde, wurde das Studium erst einmal aufgeschoben. Nach dem Schulabschluss heiratete sie ihren Freund und bemühte sich um ein geordnetes Familienleben. Aber mit der Ordnung hatte sie es nicht so: Sie hatte die Lehren ihrer Kindheit tief verinnerlicht. Als in ihrem neuen Leben dieselben Streitereien, dieselben Dramen entstanden wie in ihrem alten, reichte sie die Scheidung ein und lebte fortan als alleinerziehende Mutter. Sie

war neunzehn, ohne Ausbildung oder Ehemann. Sie hatte nur ihre kleine Tochter, meine Schwester Lindsay.

Mamaw und Papaw kriegten am Ende doch noch die Kurve. Papaw hörte 1983 auf zu trinken, eine ohne viel Aufhebens getroffene Entscheidung, die von keinerlei medizinischer Einmischung begleitet wurde. Er hörte einfach auf und sprach kaum darüber. Sie trennten sich und vertrugen sich wieder, und wenn sie auch in zwei verschiedenen Häusern lebten, verbrachten sie doch beinahe jede wache Stunde miteinander. Und sie versuchten wiedergutzumachen, was sie angerichtet hatten: Sie halfen

Lori, sich von dem Missbrauch in ihrer Ehe zu befreien. Sie liehen Bev Geld und passten auf das Baby auf. Sie boten ihr ein Zimmer an, unterstützten sie, als sie eine Entzugskur machte, und bezahlten für die Ausbildung zur Krankenschwester. Vor allem aber sprangen sie ein, wenn meine Mutter nicht so für ihr Kind da sein konnte oder wollte, wie sie selbst es gern für ihre eigene Tochter gewesen wären. Mamaw und Papaw hatten Bev in ihrer Jugend im Stich gelassen. Und sie verbrachten den Rest ihres Lebens damit, den Fehler wiedergutzumachen.

# Kapitel 4

ICH WURDE IM SOMMER 1984 GEBOREN, wenige Monate bevor Papaw zum ersten und einzigen Mal seine Stimme einem Republikaner gab – Ronald Reagan. Reagan, der viele Demokraten des Rust Belt auf seine Seite ziehen konnte, gewann die Wahl mit dem größten Erdrutschsieg in der

Geschichte des modernen Amerika. »Ich habe Reagan nie gemocht«, erzählte mir Papaw später. »Aber diesen Hurensohn Mondale habe ich gehasst.« Reagans demokratischer Gegner, ein gebildeter, progressiver Politiker aus dem Norden, war vom Lebensgefühl her das genaue Gegenteil des Hillbillys Papaw. Mondale hatte keine Chance, und als er von der politischen Bühne abtrat, stimmte Papaw nie wieder gegen seine geliebte »Partei des Arbeiters«.

Jackson, Kentucky war immer meine Herzensheimat, aber in Middletown, Ohio verbrachte ich die meiste Zeit. In vielerlei Hinsicht war die Stadt, in der

ich geboren wurde, genau dieselbe wie die, in die meine Großeltern vier Jahrzehnte zuvor gezogen waren. Die Einwohnerzahl war seit den fünfziger Jahren, als die Flut der Hillbillys auf dem Highway 23 langsam zu einem Rinnensal wurde, stabil geblieben. Meine Grundschule war in den dreißiger Jahren entstanden, bevor meine Großeltern aus Jackson aufgebrochen waren, und meine Mittelschule hatte ihre erste Klasse kurz nach dem Ersten Weltkrieg aufgenommen, lange bevor meine Großeltern geboren wurden. Armco war weiterhin der größte Arbeitgeber der Stadt, und Middletown hatte größere wirtschaftliche

Schwierigkeiten vermieden, auch wenn am Horizont ominöse Anzeichen aufgetaucht waren. »Unser Viertel war in unseren Augen sehr anständig, vergleichbar mit Shaker Heights oder Upper Arlington«, erklärte ein Mann, der jahrzehntelang an öffentlichen Schulen tätig gewesen war. Die Vorstädte, die er zum Vergleich heranzog, gehörten damals zu den wohlhabendsten in Ohio. »Wir wussten natürlich alle nicht, was kommen würde.«

Middletown ist eine der älteren Städte in Ohio, es verdankt seine Gründung um 1800 der Nähe des Miami River, der direkt in den Ohio

mündet. Als Kinder machten wir uns darüber lustig, dass unsere Heimatstadt so austauschbar war, weil niemand sich die Mühe gemacht hatte, ihr einen richtigen Namen zu geben. Das Städtchen war auf halber Strecke zwischen Cincinnati und Dayton. Was lag da näher, als es Middletown zu nennen? (Und selbst in dieser Hinsicht ist es nicht einzigartig: Nicht weit entfernt liegt Centerville.)

Middletown ist auch sonst typisch. Es steht beispielhaft für die wirtschaftliche Entfaltung eines Fabrikstandorts im Rust Belt. In sozioökonomischer Hinsicht ist es vor allem eine Arbeiterstadt. Es gibt eine

Menge weiße Arbeiter und eine Menge schwarze, sonst praktisch niemanden. (Die Schwarzen kamen in einer Welle, die mit der Migration aus den Appalachen durchaus vergleichbar ist.) Kulturell ist die Stadt sehr konservativ, allerdings gehören kultureller und politischer Konservatismus in Middletown nicht immer zusammen.

Die Menschen, mit denen ich aufwuchs, unterscheiden sich nicht allzu sehr von denen in Jackson. Dies ist besonders offensichtlich bei Armco, wo früher eine Mehrheit der Einwohner arbeitete. Tatsächlich spiegelten sich im Arbeitsalltag die Verhältnisse in den Städten von

Kentucky wider, aus denen viele der Arbeiter stammten. In einem Bericht heißt es, dass »über dem Durchgang zwischen zwei Abteilungen ein Schild hing, auf dem stand: Sie verlassen jetzt Morgan County, hier beginnt Wolfe County.«<sup>12</sup> Die Migranten aus den Appalachen hatten Kentucky – bis hin zu den konkurrierenden Landkreisen – in die neue Stadt mitgenommen.

Als ich jung war, bestand Middletown für mich aus drei grundlegend verschiedenen geographischen Regionen. Erstens die Gegend um die High School, die 1969 eröffnet wurde, als Onkel Jimmy in die zwölfe Klasse kam. (Bei Mamaw hieß

sie noch 2003 die »neue« High School.) Hier lebten die Kinder der »Reichen«. Große Einfamilienhäuser, gepflegte Parks und Bürokomplexe gingen eine angenehme Verbindung ein. Wenn dein Vater Arzt war, dann hatte er höchstwahrscheinlich ein Haus oder eine Praxis hier, wohl sogar beides. Ich träumte davon, eines Tages ein Haus in Manchester Manor zu besitzen, einer relativ neuen Siedlung kaum einen Kilometer von der Schule entfernt, wo der Preis für ein richtig schönes Haus weniger als ein Fünftel dessen betrug, was ein annehmbares in San Francisco kostete. Die Kinder der Armen (der wirklich Armen) wohnten in der Nähe

von Armco, wo selbst die hübscheren Einfamilienhäuser zu Mietwohnungen aufgeteilt worden waren. Ich wusste bis vor kurzem nicht, dass es tatsächlich zwei getrennte Viertel waren – eins, in dem schwarze Arbeiter wohnten, und eins, in dem die weiße Unterschicht wohnte. Hier befanden sich die wenigen Sozialwohnungen, die es in Middletown gab.

Dann war da noch unser Viertel, das größtenteils aus Einfamilienhäusern bestand. Ganz in der Nähe befanden sich leerstehende Lagerhäuser und Fabrikgebäude. Wenn ich zurückblicke, bin ich mir nicht mehr sicher, ob sich

unser Viertel von den »richtigen« Armenvierteln wirklich unterschied oder ob ich mir das nur einbildete, weil ich nicht glauben wollte, dass es *wirklich* arm war.

Gegenüber von unserem Haus war Miami Park. Dort, auf der Fläche eines einzigen Straßenblocks, waren eine Schaukel, ein Tennisplatz, ein Baseball- und ein Basketballplatz. Als Kind bemerkte ich, dass die Linien auf dem Tennisplatz von Monat zu Monat immer weiter ausbleichten und dass die Stadt aufgehört hatte, die Risse zu füllen und die Netze an den Basketballkörben zu erneuern. Ich war noch ziemlich jung, als die

Tennisplätze wenig mehr waren als von zahlreichen Grasbüscheln durchbrochene Zementflächen. Als innerhalb von einer Woche zwei Fahrräder gestohlen wurden, wusste ich, dass es mit unserem Viertel »bergab« ging. Jahrelang hätten ihre Kinder die Fahrräder im Vorgarten gelassen, ohne sie abzuschließen, meinte Mamaw, und es hätte nie Probleme gegeben. Jetzt wachten ihre Enkelkinder morgens auf und mussten feststellen, dass die schweren Schlosser mit Bolzenschneidern aufgebrochen worden waren. Seit jener Woche ging ich zu Fuß.

Wenn Middletown noch wenig

verändert war, als ich zur Welt kam, so waren die Anzeichen des Verfalls bald nicht mehr zu übersehen. Für die Bewohner selbst ist es manchmal gar nicht einfach zu erkennen, weil diese Veränderungen graduell sind – eher Erosion als Erdrutsch. Doch wenn man weiß, wo man hinschauen muss, ist es offensichtlich, und der übliche Refrain derjenigen von uns, die immer mal wieder zu Besuch kommen, ist: »Oh Mann, Middletown geht den Bach runter.«

In den achtziger Jahren hatte Middletown eine stolze, beinahe idyllische Innenstadt: ein lebendiges Einkaufszentrum, Restaurants, die seit

der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg bestanden, und einige Bars, wo sich Männer wie Papaw versammelten, um nach einem harten Arbeitstag im Stahlwerk ein Bierchen (oder viele) zu kippen. Mein Lieblingsladen war Kmart, das interessanteste Geschäft in einer Ladenzeile. In unmittelbarer Nähe war Dillman's, ein Lebensmittelgeschäft, das zu einer kleinen, regionalen Kette von drei oder vier Läden gehörte. Jetzt ist die Ladenzeile beinahe vollständig verlassen: Kmart steht leer, und Familie Dillman hat diese Filiale – wie auch die anderen – geschlossen. Als ich das letzte Mal an diesem Ort

war, der einst zu den bekannteren Einkaufsvierteln von Middletown gehört hatte, entdeckte ich nur noch ein Lokal der Fast-Food-Kette Arby's, einen Discounter und ein billiges Chinarestaurant.

Die Entwicklung dieser Ladenzeile ist alles andere als ungewöhnlich. Nur wenigen Geschäften in Middletown geht es gut, viele haben aufgegeben. Vor zwanzig Jahren gab es im Ort zwei Einkaufszentren. Eins davon ist heute ein Parkplatz, und das andere ist eine Art Trimm-Dich-Pfad für Senioren geworden (obwohl es noch ein paar Läden dort gibt).

Die Innenstadt von Middletown ist

heute wie ein Relikt amerikanischer industrieller Pracht. Im einst wichtigsten Einkaufsviertel, an der Kreuzung von Central Avenue und Main Street, stehen die Läden leer, die Schaufenster sind zerbrochen. Richie's Pawn Shop, ein Pfandhaus, ist schon lange geschlossen, auch wenn, soweit ich weiß, noch heute ein hässliches, gelbgrünes Schild die Stelle markiert. Ein paar Häuser weiter ist eine alte Drogerie, die zu ihren besten Zeiten eine Soda-Bar hatte, wo man Rootbeer mit Vanilleeis bekam. Gegenüber ist ein Gebäude, das wie ein Theater oder Kino aussieht, mit einem dieser gigantischen, dreieckigen Vordächer.

»ST\_\_L« steht darauf<sup>13</sup>, weil die Buchstaben in der Mitte zerstört und nie ersetzt worden sind. Nur wer einen Notkredit braucht oder sein Zahngold verkaufen möchte, ist im Zentrum von Middletown am richtigen Platz.

Unweit der Hauptstraße mit ihren leerstehenden Geschäften und zugenagelten Fenstern befindet sich die Villa Sorg. Die Sorgs, die schon im neunzehnten Jahrhundert eine mächtige und reiche Industriellenfamilie waren, betrieben in Middletown eine große Papierfabrik. Sie spendeten so großzügig, dass ihr Name auf dem Opernhaus prangt. Sie halfen, Middletown zu einer Stadt zu machen,

die ansehnlich genug war, um Armco anzulocken. Ihr Familiensitz, eine gigantische Villa, befindet sich in der Nähe eines ehemals stolzen Country Clubs. Trotz seiner Pracht konnte ein Ehepaar aus Maryland das Anwesen kürzlich zum Preis von 225 000 Dollar kaufen, die Hälfte dessen, was man in Washington, D. C. für eine Zwei- oder Dreizimmerwohnung bezahlt.

Die Villa Sorg, die tatsächlich direkt an der Main Street liegt, befindet sich nicht weit von einigen opulenten Häusern, in denen zu seiner Blütezeit die wohlhabendsten Bürger von Middletown wohnten. Die meisten dieser Villen sind verfallen. Einige

sind zu Wohnungen umgewandelt worden, in denen die ärmsten Bürger von Middletown leben. Eine Straße, die einst der Stolz von Middletown war, dient heute als Treffpunkt für Junkies und Dealer. Die Main Street gehört heute zu den Straßen, die man nachts besser meidet.

Dieser Wandel ist ein Symptom der neuen wirtschaftlichen Realität: eine zunehmende Trennung der Wohngebiete. Die weiße Arbeiterklasse breitet sich in den Armutsvierteln immer weiter aus. 1970 lebten fünfundzwanzig Prozent der weißen Kinder in Vierteln, die eine Armutsquote von über zehn Prozent

hatten. 2000 waren es vierzig Prozent. Und dieser Prozentsatz ist höchstwahrscheinlich weiter gestiegen. Eine Studie der Brookings Institution von 2011 belegt: »Im Vergleich zum Jahr 2000 änderte sich die Einwohnerstruktur der Armutsviertel in den Jahren 2005 bis 2009. Die meisten Einwohner waren jetzt weiß, im Ort geboren und besaßen einen Schul- oder Universitätsabschluss. Sie waren Hausbesitzer und bezogen keine Sozialleistungen.«<sup>14</sup> Mit anderen Worten, nicht nur in den Ghettos der Innenstädte gibt es Problemviertel, sondern auch in den Speckgürteln.

Die Gründe dafür sind vielfältig. Die

amerikanische Politik hat den Hausbesitz gefördert, von Jimmy Carters Community Investment Act bis hin zu George Bushs Slogan von der Eigentümergeellschaft. Aber in Städten wie Middletown hat diese Förderung einen enormen gesellschaftlichen Preis: Wenn in bestimmten Gegenden Stellen gestrichen werden, sinken die Immobilienpreise, die Hausbesitzer stecken in der Falle und können bestimmte Viertel nicht mehr verlassen. Selbst wenn man gern umziehen würde, kann man es nicht, weil der Markt eingebrochen ist – das Darlehen, mit dem die Immobilie belastet ist, ist

höher als der Betrag, den irgendein Käufer dafür zu bieten bereit ist. Natürlich sind es immer die Ärmsten, die in diese Falle geraten. Wer es sich leisten kann, zieht weg.

Die Stadtoberen haben vergeblich versucht, die Innenstadt von Middletown neu zu beleben. Den berüchtigtesten Versuch entdeckt man, wenn man der Central Avenue bis zu ihrem Ende am Ufer des Miami River folgt, einer ehemals sehr hübschen Stelle. Aus mir völlig unerfindlichen Gründen beschlossen die Experten unserer Stadtverwaltung, das attraktive Flussufer in Lake Middletown umzuwandeln, ein Infrastrukturprojekt,

das offenbar bedeutete, Tonnen von Schutt in den Fluss zu schaufeln in der Hoffnung, irgendetwas Interessantes würde daraus entstehen. Nichts wurde erreicht, außer dass sich im Fluss jetzt eine künstliche Schuttinsel von der Größe eines Häuserblocks befindet.

Die Versuche, das Zentrum von Middletown neu zu erfinden, habe ich immer für aussichtslos gehalten. Die Menschen verlassen die Innenstadt nicht, weil dort trendige kulturelle Angebote fehlen. Die trendigen kulturellen Angebote konnten sich nicht halten, weil es in Middletown nicht mehr genug Konsumenten gab. Und warum gab es nicht mehr genug

zahlungswillige Konsumenten? Weil es nicht genug Stellen für diese Konsumenten gab. Die Schwierigkeiten unserer Innenstadt sind ein Symptom dessen, was den Bürgern von Middletown sonst noch widerfahren ist – vor allem die zunehmende Bedeutungslosigkeit von Armco Kawasaki Steel.

AK Steel ist das Ergebnis eines 1989 erfolgten Zusammenschlusses von Armco Steel und Kawasaki – derselben japanischen Firma, die diese kleinen, PS-starken Motorräder produziert, die wir früher »Sackraketen« nannten. Die meisten Leute nennen das Stahlwerk noch heute

Armco, und das hat zwei Gründe. Der erste ist, wie Mamaw immer zu sagen pflegte: »Armco hat diese Scheißstadt gebaut.« Und das war die Wahrheit. Viele der schönsten Parks und Einrichtungen wurden mit den Dollars von Armco bezahlt. Die Manager von Armco saßen in den Vorständen der wichtigsten Organisationen, und die Firma beteiligte sich an der Finanzierung der Schulen. Und sie beschäftigte Tausende von Bürgern der Stadt, die, wie mein Großvater, guten Lohn verdienten, obwohl sie keine Ausbildung hatten.

Armco hatte sich diesen Ruf über einen langen Zeitraum erarbeitet. »Bis

in die fünfziger Jahre«, schreibt Chad Berry in seinem Buch *Southern Migrants, Northern Exiles*, »war die Beziehung zwischen den vier großen Arbeitgebern der Region – Procter and Gable in Cincinnati, Champion Paper and Fiver in Hamilton, Armco Steel in Middletown und National Cash Register in Dayton – und ihren Arbeitnehmern ausgeglichen, nicht zuletzt, weil sie (...) Verwandte und Freunde ihrer Arbeiter einstellten, die selbst einmal Migranten gewesen waren. Zum Beispiel kamen von der Belegschaft von Inland Container in Middletown zweihundertzwanzig aus Kentucky, allein einhundertsiebzehn

davon stammten aus Wolfe County.« Während die Beziehungen zwischen Armco und seiner Belegschaft in den achtziger Jahren bereits belastet waren, war das Wohlwollen, das Armco (wie andere Firmen auch) gepflegt hatte, noch immer da.

Der andere Grund, warum die meisten noch immer Armco sagen, ist, dass Kawasaki eine japanische Firma war, und in einer Stadt, die voller Veteranen des Zweiten Weltkriegs und ihrer Familien war, konnte man damals, als der Zusammenschluss bekanntgegeben wurde, den Eindruck bekommen, General Tojo persönlich hätte beschlossen, sich in Südwest-

Ohio niederzulassen. Der Widerstand war heftig und lautstark, blieb aber ohne Folgen. Selbst Papaw – der einmal drohte, seine Kinder zu verstoßen, wenn sie japanische Autos kauften – hörte nach ein paar Tagen auf, sich über die Übernahme zu beklagen.

»Die Wahrheit ist doch«, erklärte er mir, »dass die Japaner jetzt unsere Freunde sind. Wenn es so weit kommt, dass wir gegen eins von diesen Ländern Krieg führen müssen, dann wohl gegen die gottverdammten Chinesen.«

Der Zusammenschluss mit Kawasaki brachte eine unangenehme Wahrheit zutage: Industrielle Fertigung in

Amerika war in der globalisierten Welt ein hartes Geschäft. Wenn Unternehmen wie Armco überleben wollten, waren sie gezwungen, sich neu auszurichten. Kawasaki gab Armco die Chance dazu; Middletowns wichtigster Arbeitgeber hätte ohne die Japaner vermutlich nicht überlebt.

In der Kindheit hatten meine Freunde und ich keine Ahnung, dass sich die Welt verändert hatte. Papaw war erst seit ein paar Jahren im Ruhestand, er besaß Aktien von Armco und bekam eine gute Rente. Armco Park war noch immer der schönste und exklusivste Ort der Stadt, und die Zugangsberechtigung zu dem privaten Park war ein

Statussymbol: Sie bedeutete, dass dein Vater (oder Großvater) ein Mann mit einer ordentlichen Anstellung war. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass Armco, eine Firma, die Stipendien vergab, städtische Parks baute und kostenlose Konzerte veranstaltete, eines Tages nicht mehr da sein könnte.

Trotzdem hatten nur wenige meiner Freunde Ambitionen, dort zu arbeiten. Als kleine Kinder hatten wir dieselben Träume wie alle anderen: Wir wollten Astronauten werden, Football-Spieler oder Actionhelden. Ich wollte ein professioneller Mit-Hundewelpen-Spieler werden, eine Berufswahl, die

mir damals äußerst vernünftig vorkam. Um die sechste Klasse herum wollten wir alle Tierärzte werden oder Ärzte oder Pastoren oder Geschäftsleute. Aber nicht Stahlarbeiter. Selbst in der Roosevelt-Grundschule – wo dank der geographischen Verteilung in Middletown kaum ein Elternteil ein Studium absolviert hatte – wollte niemand in die Fabrik gehen, die ein angenehmes bürgerliches Leben versprach. Wir gingen niemals davon aus, dass wir uns eines Tages glücklich schätzen würden, eine Anstellung bei Armco zu bekommen. Armco war einfach selbstverständlich da.

Auch heute noch scheinen Kinder so

zu denken. Vor ein paar Jahren sprach ich mit Jennifer McGuffey, einer Lehrerin an der High School, die sich um besonders gefährdete Jugendliche kümmert. »Viele Schüler wissen einfach nicht, was sie da draußen erwarten«, erzählte sie mir mit einem Kopfschütteln. »Da gibt es Jungs, die Baseballspieler werden wollen, die aber nicht mal in der Schule in die Mannschaft kommen, angeblich weil der Trainer gemein zu ihnen ist. Dann gibt es die, die in der Schule nicht so gut sind, und wenn man versucht, mit ihnen darüber zu reden, was sie später einmal tun könnten, dann sprechen sie plötzlich über AK. ›Ach, ich kann ja

bei AK anfangen. Mein Onkel arbeitet da.« Es ist, als würden sie den Zusammenhang nicht sehen zwischen der Situation in der Stadt und dem Stellenmangel bei AK.» Meine erste Reaktion war: Wie können diese Kinder denn nicht verstehen, was in der Welt vor sich geht? Haben sie nicht bemerkt, dass sich ihre Stadt vor ihren Augen verändert? Aber dann begreife ich: Warum sollten sie? Wir haben es doch damals auch nicht bemerkt.

Für meine Großeltern war Armco die finanzielle Rettung gewesen – die Lokomotive, die sie über die Berge von Kentucky in die amerikanische Mittelschicht gezogen hatte. Mein

Großvater liebte die Firma und kannte jedes Automodell, das aus dem Stahl von Armco hergestellt wurde. Selbst als sich die meisten amerikanischen Autobauer von Stahlkarosserien verabschiedet hatten, hielt Papaw jedes Mal an, wenn er bei einem Gebrauchtwagenhändler einen alten Ford oder Chevy entdeckte. »Armco hat diesen Stahl gemacht«, sagte er dann. Es war einer der seltenen Momente, in denen er sich wahrhaftig stolz zeigte.

Trotzdem wollte er nicht, dass ich eines Tages dort anfangen würde. »Deine Generation wird mit Ideen ihr Geld verdienen, nicht mit den

Händen«, erklärte er mir einmal. Nur eine Laufbahn als Ingenieur wäre für ihn akzeptabel gewesen, keinesfalls als Schweißer. Viele Eltern und Großeltern in Middletown müssen ähnlich gedacht haben: Für sie bedeutete der amerikanische Traum immer auch Fortschritt. Körperliche Arbeit war ehrliche Arbeit, aber es war die Arbeit ihrer Generation – wir dagegen sollten etwas anderes machen. Fortschritt bedeutete, weiter aufzusteigen. Und dazu war es nötig zu studieren.

Allerdings hatte man keine Schande oder andere Konsequenzen zu befürchten, wenn man keinen

Studienplatz bekam. Die Botschaft blieb unausgesprochen: Lehrer sagten nicht, dass wir zu dumm oder zu arm seien, um es zu schaffen. Trotzdem waren wir von dieser Stimmung immer umgeben wie von der Luft, die wir atmeten. Niemand in unserer Verwandtschaft hatte studiert. Ältere Freunde und Geschwister waren vollauf zufrieden, wenn sie in Middletown bleiben konnten, egal welche Berufschancen sich ihnen dort boten. Wir kannten niemanden, der an einem bekannten College außerhalb von Ohio studierte, und jeder von uns kannte mindestens einen jungen Erwachsenen, der arbeitslos war oder

nur Teilzeit arbeitete.

In Middletown schließen zwanzig Prozent der Schüler die High School nicht ab. Die allermeisten studieren nicht. Praktisch niemand schafft den Sprung an eine Universität außerhalb von Ohio. Schüler fordern sich selbst nicht, weil die Menschen, die sie umgeben, sehr wenig machen. Viele Eltern lassen es einfach geschehen. Ich erinnere mich nicht, für eine schlechte Note getadelt worden zu sein, bis sich Mamaw schließlich für meine Zeugnisse in der High School zu interessieren begann. Wenn meine Schwester oder ich Schwierigkeiten in der Schule hatte, hieß es nur: »Na ja,

vielleicht ist Bruchrechnung einfach nicht ihre Stärke«, oder: »J. D. hat's eher mit den Zahlen, deshalb würd ich mir bei dem Diktat keine Gedanken machen.«

Man hatte – und hat noch heute – den Eindruck, dass diejenigen, die Erfolg haben, einer von zwei Gruppen angehören. Die erste Gruppe hat einfach Glück: Sie stammen aus wohlhabenden Familien mit Beziehungen, und ihr Weg ist vorbestimmt, seit sie geboren sind. Die zweite Gruppe besteht aus Meritokraten: Sie kommen intelligent zur Welt und können nicht scheitern, egal wie blöd sie sich anstellen. Da nur

sehr wenige Bürger von Middletown zur ersten Gruppe gehören, gehen die Leute davon aus, dass jeder, der es zu etwas bringt, einfach sehr intelligent ist. Für den Normalbürger zählt harte Arbeit weniger als bloßes Talent.

Dabei ist es nicht so, als würden Eltern und Lehrer harte Arbeit nicht erwähnen. Sie erzählen auch nicht überall herum, sie würden erwarten, dass aus ihren Kindern nichts wird. Diese Einstellung verbirgt sich eher unter der Oberfläche – weniger in dem, was die Leute sagen, als in ihrem Verhalten. Eine unserer Nachbarinnen war ihr ganzes Leben Sozialhilfeempfängerin, aber wenn sie

nicht gerade meine Großmutter bat, ihr den Wagen zu leihen oder Lebensmittelmarken mit Aufschlag gegen Bargeld zu tauschen, schwafelte sie endlos über die Bedeutung von Fleiß. »So viele Leute missbrauchen das System, dass es für die arbeitende Bevölkerung schwer ist, die Unterstützung zu bekommen, die sie brauchen«, sagte sie dann. Das war das Konstrukt, das sie sich im Kopf zusammengebastelt hatte: Die meisten Empfänger von Sozialleistungen waren elende Schnorrer, aber sie – die nicht einen Tag in ihrem Leben gearbeitet hatte – war natürlich eine Ausnahme.

Die Leute an Orten wie Middletown

reden ständig darüber, wie hart sie arbeiten. Man kann durch eine Stadt gehen, in der dreißig Prozent der jungen Männer weniger als zwanzig Stunden in der Woche arbeiten, und keinen einzigen Menschen finden, der sich seiner eigenen Faulheit bewusst ist. Im Wahlkampf 2012 veröffentlichte das Public Religion Institute, ein linksgerichteter Thinktank, einen Bericht über die weiße Arbeiterschicht. Darin stand, dass weiße Arbeiter mehr Stunden pro Woche arbeiteten als Weiße mit Universitätsabschluss. Aber die Aussage, dass weiße Arbeiter länger arbeiten, ist nachweislich falsch.<sup>15</sup>

Das Public Religion Institute stützte sich bei diesen Ergebnissen auf Umfragen – die Angestellten dort haben im Prinzip nichts anderes getan, als Leute anzurufen und sie zu fragen, wie sie die Sache sehen.<sup>16</sup> Das Einzige, was dieser Bericht beweist, ist, dass viele Menschen lieber über die Arbeit reden, als sie tatsächlich zu machen.

Natürlich sind die Gründe dafür, dass arme Leute nicht so viel arbeiten wie andere, sehr komplex, und man macht es sich zu leicht, wenn man die Probleme einfach auf Faulheit zurückführt. Für viele ist Teilzeitarbeit die einzige Möglichkeit, weil Unternehmen wie Armco überall die

Tore schließen und ihre Fertigkeiten nicht sonderlich gut in die moderne Wirtschaft passen. Aber welche Gründe es auch sonst noch geben mag, die Rhetorik der harten Arbeit ist mit der Wirklichkeit vor Ort nicht zu vereinbaren. Die Kinder von Middletown verinnerlichen diesen Widerspruch und haben Schwierigkeiten, ihn aufzulösen.

In dieser wie in vielerlei Hinsicht ähneln die ulster-schottischen Migranten ihren Verwandten in den Appalachentälern. In einem Dokumentarfilm des Senders HBO über die Hill People des östlichen Kentucky stellt sich der Patriarch einer

großen Sippe vor, indem er eine strikte Trennlinie zieht zwischen Arbeiten, die für Männer akzeptabel sind, und solchen, die für Frauen akzeptabel sind. Während offensichtlich ist, was er unter »Frauenarbeit« versteht, bleibt unklar, welche Art von Arbeit für ihn selbst in Frage käme, wenn er denn überhaupt arbeiten würde. Offenbar zählt eine bezahlte Stelle nicht dazu, denn der Mann hat in seinem ganzen Leben noch nie für Lohn gearbeitet. Letztendlich ist es der Sohn, der das Urteil spricht: »Daddy sagt, dass er mal gearbeitet hat. Aber das Einzige, was er je gemacht hat, ist, seinen Arsch zu massieren. Warum gibst du es nicht

einfach zu, Papa? Daddy war Alkoholiker. Er war immer besoffen, und er hat nichts zu essen mit nach Hause gebracht. Mom war es, die ihre Kleinen versorgt hat. Wenn Mom nicht gewesen wäre, wären wir jetzt alle tot.«<sup>17</sup>

Neben diesen widersprüchlichen Normen über den Wert körperlicher Arbeit bestand massives Unwissen darüber, was nötig war, um etwa Büroangestellter zu werden. Wir wussten nicht, dass in allen Teilen des Landes – und selbst in unserer eigenen Heimatstadt – andere Kinder bereits miteinander konkurrierten, um es im Leben weit zu bringen. In der ersten

Klasse spielten wir jeden Morgen ein bestimmtes Spiel: Die Lehrerin nannte die Zahl des Tages, und jeder musste der Reihe nach eine Gleichung aufsagen, die diese Zahl zum Ergebnis hatte. Wenn also die Zahl des Tages die Vier war, konnte man »zwei plus zwei« sagen und einen Preis gewinnen, normalerweise ein Bonbon. Einmal war Dreißig die Zahl. Die Schüler, die vor mir dran waren, machten es sich einfach: neunundzwanzig plus eins, achtundzwanzig plus zwei, fünfzehn plus fünfzehn. Ich war ehrgeiziger. Ich wollte die Lehrerin richtig beeindrucken. Als die Reihe an mich kam, verkündete ich stolz: »Fünfzig

minus zwanzig.« Die Lehrerin war voll des Lobes und gab mir zwei Bonbons, weil ich mich in die Subtraktion vorgewagt hatte, die wir erst wenige Tage zuvor kennengelernt hatten. Kurz darauf, während ich mich noch in meinem Ruhm sonnte, sagte ein anderer Schüler: »Zehn mal drei.« Ich hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte. *Mal?* Wer war dieser Typ?

Die Lehrerin war jetzt erst recht beeindruckt, und mein Konkurrent nahm triumphierend nicht zwei, sondern drei Bonbons in Empfang. Die Lehrerin sagte ein paar Worte zur Multiplikation und fragte, ob sonst noch jemand davon gehört hätte. Niemand meldete sich. Ich

persönlich war am Boden zerstört. Ich kehrte nach Hause zurück und brach in Tränen aus. Ich hatte keinen Zweifel, dass meine Unwissenheit eine Art Charakterschwäche war. Ich kam mir so *dumm* vor.

Es war nicht meine Schuld, dass ich bis zu diesem Tag noch nie das Wort »Multiplikation« gehört hatte. Ich hatte es in der Schule nicht gelernt, und meine Familie saß auch nicht da und löste Mathematikaufgaben. Aber für einen kleinen Jungen, der sich in der Schule hervortun wollte, war es eine vernichtende Niederlage. Mein unreifes Hirn konnte zwischen Intelligenz und Wissen noch nicht

unterscheiden. Deshalb schloss ich daraus, dass ich ein Idiot war.

Ich wusste damals zwar nicht, was Multiplikation war, aber als ich nach Hause kam und Papaw von meiner schmerzlichen Enttäuschung erzählte, verwandelte er sie in einen Triumph. Noch vor dem Abendessen lernte ich Multiplikation und Division. Und in den folgenden zwei Jahren übte ich wöchentlich immer komplexere Mathematikaufgaben mit meinem Großvater und wurde für jede gute Leistung mit einem Eis belohnt. Wenn ich ein Konzept nicht verstand, quälte ich mich und stürmte geschlagen davon. Aber wenn ich dann ein paar Minuten

geschmollt hatte, war Papaw immer bereit weiterzumachen. Mom hatte es nicht so mit der Mathematik, aber noch bevor ich lesen konnte, nahm sie mich mit in die Bibliothek, besorgte mir einen Ausweis und zeigte mir, wie ich ihn benutzen konnte. Und sie achtete darauf, dass immer genügend Kinderbücher für mich im Haus waren.

Anders gesagt: Trotz des Drucks, den mein soziales Umfeld, meine Nachbarn und Freunde auf mich ausübten, lernte ich zu Hause etwas anderes kennen. Gut möglich, dass mich das gerettet hat.

# Anmerkungen zum Kapitel

12. Kirby, »The Southern Exodus«, S. 598
13. für »Stowell«
14. Elizabeth Kneebone, Carey Nadeau, Alan Berube: »The Re-Emergence of Concentrated Poverty: Metropolitan Trends in the 2000s«, Brookings Institution, November 2011,  
[www.brookings.edu/research/papers/poverty-kneebone-nadeau-berube](http://www.brookings.edu/research/papers/poverty-kneebone-nadeau-berube)
15. »Nice Work If You Can Get Out«, *The Economist*, April 2014,  
[www.economist.com/news/finance-and-economics/21600989-why-nice-work-if-you-can-get-out](http://www.economist.com/news/finance-and-economics/21600989-why-nice-work-if-you-can-get-out)

rich-now-have-less-leisure-poor-nice-work-if-you-can-get-out

16. Robert P. Jones, Daniel Cox:  
»Beyond Guns and God«. Public Religion Institute, 2012,  
[publicreligion.org/site/wp-content/uploads/2012/09/WWC-Report-For-Web-Final.pdf](http://publicreligion.org/site/wp-content/uploads/2012/09/WWC-Report-For-Web-Final.pdf)
17. *American Hollow*  
(Dokumentarfilm), Regie: Rory Kennedy (USA, 1999)

# Kapitel 5

ICH VERMUTE, dass ich nicht der Einzige bin, der wenige Erinnerungen aus der Zeit vor dem sechsten oder siebten Lebensjahr hat. Ich weiß, dass ich vier war, als ich auf den Esstisch in unserer kleinen Wohnung kletterte, erklärte, ich sei Hulk, und mit dem Kopf gegen die Wand sprang. Ich

wollte beweisen, dass ich stärker war als jedes Gebäude. (Was nicht der Fall war.)

Ich erinnere mich, dass ich ins Krankenhaus geschmuggelt wurde, um Onkel Teaberry zu besuchen. Ich weiß noch, wie ich vor Sonnenaufgang auf Mamaw Blantons Schoß saß, als sie aus der Bibel vorlas, und ich erinnere mich, dass ich die Haare an ihrem Kinn streichelte und mich fragte, ob Gott allen alten Frauen Gesichtsbehaarung schenkte. Ich weiß noch, wie ich Ms Hydorne im Tal erklärte, mein Name sei J. D., also »Jay-Dot-Dee-Dot«. Ich habe nicht vergessen, wie Joe Montana im Super Bowl gegen unsere

Mannschaft, die Cincinnati Bengals, zum Touchdown preschte. Und ich vergesse nie den einen Tag Anfang September, als mich Mom und Lindsay im Kindergarten abholten und mir erklärten, dass ich meinen Vater nie wiedersehen würde, weil er mich zur Adoption freigegeben habe. Ich war noch nie so traurig gewesen.

Don Bowman, mein Vater, war der zweite Ehemann meiner Mutter. Sie hatten 1983 geheiratet und trennten sich ungefähr zu der Zeit, als ich meine ersten Schritte machte. Etwa zwei Jahre nach der Scheidung heiratete Mom erneut. Papa gab mich zur Adoption frei, als ich sechs Jahre alt

war. In den folgenden sechs Jahren wurde er für mich so etwas wie ein Phantom. Ich erinnerte mich kaum an unser gemeinsames Leben. Ich wusste, dass er Kentucky liebte, seine wunderschönen Berge, die sanften grünen Hügel der Pferdefarmen. Er trank RC Cola und hatte einen starken südlichen Akzent. Als er zu den Pfingstkirchlern konvertierte, hörte er auf zu trinken. Ich liebte es, Zeit mit ihm zu verbringen, weshalb ich es so schockierend fand, dass er »mich nicht mehr wollte«, wie Mom und Mamaw mir erklärten. Er hatte eine neue Frau, mit zwei kleinen Kindern. Ich war ersetzt worden.

Bob Hamel, mein Stiefvater, der mich später auch adoptierte, war ein guter Mann insofern, als er Lindsay und mich gut behandelte. Mamaw konnte nicht viel mit ihm anfangen. »Er ist ein zahnloser Volltrottel«, sagte sie zu Mama. Das tat sie vermutlich aus sozialen und kulturellen Gründen: Mamaw hatte alles in ihrer Macht Stehende getan, um dem Milieu zu entkommen, in das sie geboren worden war. Sie war zwar keineswegs reich, aber sie wollte, dass ihre Kinder eine Ausbildung bekamen, dass sie nicht in die Fabrik mussten, dass sie gepflegte Leute aus der Mittelschicht heirateten, also solche, die ganz anders waren als

Mamaw und Papaw selbst.

Bob dagegen war das Klischee eines Hillbillys. Er hatte zu seinem eigenen Vater kaum ein Verhältnis, und er hatte die Lehren seiner Kindheit verinnerlicht: Er hatte zwei Kinder, die er kaum jemals sah, obwohl sie nur zehn Meilen südlich von Middletown in Hamilton wohnten. Die Hälfte seiner Zähne war verfault und ausgefallen, der Rest war schwarz, braun und schief – eine Folge seines lebenslangen Mountain-Dew-Konsums und, so ist zu vermuten, einiger verpasster Zahnarzttermine. Er war Lastwagenfahrer und hatte keinen Schulabschluss.

Irgendwann verstanden auch wir anderen, dass es an Bob eine Menge auszusetzen gab. Aber was Mamaw ursprünglich so abgestoßen hatte, war der Aspekt seiner Persönlichkeit, der ihr selbst so ähnlich war. Mamaw hatte offenbar begriffen, was ich erst zwanzig Jahre später wirklich verstehen sollte: dass soziale Schicht in Amerika nicht nur mit Geld zu tun hat. Und der Wunsch, dass es ihren Kindern besser gehen sollte als ihr selbst, erstreckte sich über Ausbildung und Berufsstart hinaus auch auf die Beziehungen, die sie eingingen. Wenn es um die Ehepartner ihrer Kinder, um die Eltern ihrer Enkelkinder ging,

spürte Mamaw intuitiv, dass sie selbst nicht gut genug war.

Als Bob mein gesetzlicher Vater wurde, änderte Mom meinen Namen von James Donald Bowman zu James David Hamel. Bis dahin hatte ich den Namen meines Vaters als zweiten Vornamen getragen, und Mom nutzte die Gelegenheit der Adoption, um die Erinnerung an ihn vollständig auszulöschen. Das D behielt sie bei, um den Spitznamen zu erhalten, der sich inzwischen vollständig durchgesetzt hatte: J. D. Mom erklärte mir, ich sei nun nach Onkel David benannt, Mamaws älterem, kiffendem Bruder. Das schien mir selbst mit sechs

ein wenig an den Haaren herbeigezogen. Jeder Name mit D hätte es getan, solange es nicht Donald war.

Unser neues Leben mit Bob fühlte sich auf der Oberfläche an wie eine Fernsehkomödie. Mom und Bob schienen eine glückliche Ehe zu führen. Sie kauften ein Haus nur ein paar Straßen von Mamaw entfernt. (Es war so nah, dass ich einfach zu Mamaw überging, wenn das Bad besetzt war, oder wenn ich Lust auf einen Snack hatte.) Mom war seit kurzem ausgebildete Krankenschwester, und Bob verdiente ganz gut. Wir hatten also mehr als genug Geld. Mit einer schießwütigen, Zigaretten rauchenden

Oma in der Nähe und einem neuen Adoptivvater waren wir eine seltsame, aber glückliche Familie.

Mein Leben nahm einen vorhersehbaren Rhythmus an: Ich ging in die Schule, kam nach Hause und aß zu Mittag. Ich besuchte Mamaw und Papaw beinahe täglich. Papaw saß draußen auf der Veranda und rauchte, und ich setzte mich zu ihm und hörte zu, wie er über Politik grummelte oder über die Gewerkschaft der Stahlarbeiter. Als ich lesen konnte, kaufte mir Mom mein erstes Lesebuch, *Space Brat*, und lobte mich über den grünen Klee, weil ich so schnell damit fertig war. Ich las mit großer

Begeisterung; ich liebte es, mit Papaw Mathe zu üben; und ich liebte die Tatsache, dass Mom sich an allem freute, was ich tat.

Mom und mich verbanden auch andere Dinge, vor allem unser Lieblingssport: Football. Ich las alles, was ich über Joe Montana, den größten Quarterback aller Zeiten, finden konnte. Ich sah jedes Spiel und schrieb Fanpost an die 49ers und später die Chiefs, die beiden Mannschaften von Montana. Mom brachte Bücher über Football-Taktik aus der Stadtbibliothek mit nach Hause, und gemeinsam bauten wir kleine Modelle des Spielfelds aus Bastelpapier und Kleingeld – Pennys

für die Verteidigung, Fünf- oder Zehn-Cent-Münzen für die Offensive.

Mom ging es nicht nur darum, mir die Regeln des Spiels beizubringen; ich sollte auch lernen, strategisch zu denken. Wir übten, indem wir auf unserem Papierfeld verschiedene Situationen durchspielten: Was würde geschehen, wenn ein bestimmter Lineman (ein glänzendes Fünf-Cent-Stück) seinen Block verfehlte? Was konnte der Quarterback (ein Zehn-Cent-Stück) tun, wenn kein Receiver (auch ein Zehner) offen war? Ein Schachbrett hatten wir nicht. Dafür spielten wir Football.

Mehr als jedem anderen in unserer

Familie war es Mom wichtig, dass wir Menschen jeden Hintergrunds und jeder Herkunft kennenlernennten. Ihr Freund Scott war ein freundlicher, älterer Schwuler, der, wie sie mir später erzählen sollte, sehr plötzlich starb. Sie drängte mich, einen Film über Ryan White zu sehen, einen Jungen, kaum älter als ich, der durch eine Bluttransfusion HIV-infiziert war und sich vor Gericht das Recht erstritten hatte, zur Schule zurückzukehren. Jedes Mal, wenn ich mich über die Schule beklagte, erinnerte mich Mom an Ryan White und erklärte, was für ein Segen es sei, eine gute Schulbildung zu erhalten. Sie war

von dem Schicksal des Jungen so ergriffen, dass sie 1990, als er starb, einen Brief an seine Mutter schrieb.

Mom glaubte fest an Bildung – an das, was sie verhieß. Sie war beim High-School-Abschluss die Zweitbeste ihrer Klasse gewesen, konnte aber nicht studieren, weil Lindsay wenige Wochen später zur Welt kam. Später machte sie immerhin noch die Ausbildung zur Krankenschwester. Ich war etwa sieben oder acht Jahre alt, als sie schließlich anfing, als Krankenschwester zu arbeiten, und ich bilde mir ein, dass ich mit diesem Erfolg ein wenig zu tun hatte: Ich »half« ihr beim Lernen, indem ich auf

ihr herumturnte, und ich erlaubte ihr, an meinen jungen Venen die Blutabnahme zu üben.

Manchmal allerdings ging Moms Bildungsgläubigkeit wohl zu weit. Bei einem Naturwissenschaftsprojekt in der dritten Klasse half sie mir bei jedem Schritt – von der Planung über die Labornotizen bis hin zum Aufbau der Präsentation. Am Abend vor der Abgabe sah das Projekt genauso aus, wie es aussehen sollte – wie die Arbeit eines Drittklässlers, der am Ende eines langen Prozesses die Lust verloren hatte. Ich ging ins Bett und erwartete, am Morgen aufzustehen, ein mittelmäßiges Referat zu halten und es

gut sein zu lassen. Die Präsentation war Teil eines Wettbewerbs, und ich machte mir sogar Hoffnungen, mit ein wenig Verkaufskunst in die nächste Runde zu kommen. Doch am Morgen stellte ich fest, dass Mom die ganze Präsentation umgemodelt hatte. Der Aufbau sah jetzt aus, als hätten sich ein Wissenschaftler und ein Kunsthändler zusammengetan, um ihn zu erschaffen. Die Preisrichter waren zwar baff, als sie aber begannen, Fragen zu stellen, die ich nicht beantworten konnte (deren Antworten der Schöpfer des Apparats aber hätte wissen müssen), begriffen sie, dass etwas nicht stimmte. Ich

schaffte es nicht in die Endrunde des Wettbewerbs.

Ich lernte bei diesem Vorfall nicht nur, dass ich meine Arbeit selbst machen musste, sondern auch, dass Mom Unternehmungen des Geistes unendlich viel bedeuteten. Nichts freute sie mehr, als zu sehen, dass ich ein Buch zu Ende las oder um ein neues bat. Alle sagten, dass Mom der intelligenteste Mensch sei, den sie kannten. Und das glaubte ich ihnen. Sie war ganz bestimmt der intelligenteste Mensch, den ich kannte.

Im südwestlichen Ohio meiner Kindheit lernten wir, Loyalität, Ehre und Zähigkeit zu schätzen. Die erste

blutige Nase holte ich mir mit fünf, das erste Veilchen mit sechs. Jeder Streit damals begann damit, dass jemand meine Mutter beleidigte. Ich ließ es nicht zu, dass sich jemand über meine Mutter lustig machte, und Witze über meine Großmutter bestrafte ich mit den härtesten Schlägen, die meine kleinen Fäuste austeilen konnten. Mamaw und Papaw sorgten dafür, dass ich die Grundlagen der Prügelei beherrschte: Du fängst niemals an; du beendest den Kampf, wenn jemand anders ihn begonnen hat; und auch wenn du niemals anfängst, kann eine Ausnahme doch angebracht sein, wenn jemand deine Familie beleidigt. Diese letzte

Regel war eindeutig, auch wenn sie nicht ausgesprochen wurde.

Lindsay hatte einen Freund, Derrick, vielleicht der erste Junge, mit dem sie zusammen war. Nach ein paar Tagen beendete er die Beziehung. Sie war so unglücklich, wie nur Dreizehnjährige unglücklich sein können. Also beschloss ich, Derrick herauszufordern, als er eines Tages an unserem Haus vorbeicing. Er war fünf Jahre älter als ich und ungefähr fünfzehn Kilo schwerer, aber als er mich wegschubsen wollte, landete ich zwei Treffer. Bei meinem dritten Angriff hatte er genug und prügelte mich durch. Ich rannte weinend und

leicht blutend zu Mamaw, um mich verarzten zu lassen. Sie sah mich mit einem Lächeln an und sagte: »Hast du gut gemacht, Schätzchen. Wirklich gut.«

Schlägereien und ähnliche Dinge lernte ich von Mamaw meistens durch Demonstration. Sie bestrafte mich niemals körperlich – sie war in einer Weise gegen Prügel, die wohl ihrer eigenen Erfahrung geschuldet war –, aber als ich sie einmal fragte, wie es sich anfühle, einen Schlag ins Gesicht zu bekommen, zeigte sie es mir. Das Fleisch ihrer Hand prallte unvermittelt auf meine Wange. »Das war doch nicht so schlimm, oder?« Und die Antwort war: Nein. Es war längst nicht so

schlimm, wie ich befürchtet hatte. Und das war eine ihrer grundlegenden Lehren zu Prügeleien: Ein Schlag ins Gesicht ist keine große Sache, es sei denn, der Schläger weiß wirklich, was er tut. Lieber lässt man einen Treffer zu, als die Chance zu verpassen, selbst auszuteilen. Ihr zweiter Tipp war, sich seitlich hinzustellen, mit der linken Schulter zum Gegner und angehobenen Händen, weil »du so viel weniger Fläche bietest«. Ihre dritte Regel war, mit dem ganzen Körper zu schlagen, besonders mit den Hüften. Denn sehr wenige Leute begreifen, wie wenig die Faust zählt, wenn es darum geht, jemanden zu schlagen, meinte sie.

Trotz ihrer Warnung, keine Schlägereien zu beginnen, war es in Anbetracht unseres Ehrverständnisses ein Leichtes, jemanden dazu zu bringen, den Anfang zu machen. Wenn man es wirklich mit jemandem aufnehmen wollte, genügte es, seine Mutter zu beleidigen. Kein Maß an Selbstkontrolle reichte, um einer gut angesetzten Mutterschmähung zu widerstehen. »Deine Mutter ist so fett, ihr Arsch hat 'ne eigene Postleitzahl«; »Deine Mutter ist so 'n Hillbilly, selbst ihre falschen Zähne haben Löcher«; oder einfach nur: »Yo' Mama!« Das waren Provokationen, ob sie so gemeint waren oder nicht. Wer sich

nicht traute, diese Beleidigungen zu rächen, verlor seine Ehre, seine Würde, sogar seine Freunde. Es bedeutete, nach Hause zu kommen und Angst zu haben, der Familie zu beichten, dass man Schande über sie gebracht hatte.

Ich weiß nicht warum, aber nach ein paar Jahren änderte Mamaw ihre Einstellung zu Schlägereien. Ich war in der dritten Klasse, hatte gerade ein Rennen verloren und war überzeugt, dass es nur eine Möglichkeit gab, mich angemessen mit dem höhnischen Sieger auseinanderzusetzen. Mamaw, die in der Nähe lauerte, schritt ein und unterband, was eindeutig auf eine

weitere Schulhofprügelei hinausgelaufen wäre. Streng fragte sie mich, ob ich vergessen hätte, dass Schlägereien nur zur Verteidigung erlaubt seien. Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte – es war erst ein paar Jahre her, dass sie die unausgesprochene Ausnahme bei Ehrverletzung bestätigt hatte. »Einmal hab ich mich geprügelt, und du hast mir gesagt, dass ich es gut gemacht hätte«, entgegnete ich ihr. Sie antwortete: »Na ja, das war dann wohl falsch. Du solltest nur kämpfen, wenn es gar nicht anders geht.« Also, *das* hat mich wirklich beeindruckt. Mamaw gab ihre Fehler nämlich eigentlich nie zu.

Im folgenden Jahr bemerkte ich, dass ein Schlägertyp in unserer Klasse ein besonderes Augenmerk auf ein bestimmtes Opfer hatte: einen linkischen Jungen, mit dem ich nur selten sprach. Wegen meiner früheren Heldenataten wurde ich meistens in Ruhe gelassen, und normalerweise begnügte ich mich damit, dem Typen aus dem Weg zu gehen, so wie meine Mitschüler auch. Aber einmal bekam ich mit, wie er über sein Opfer lästerte, und es drängte mich regelrecht, den armen Kerl in Schutz zu nehmen. Irgendetwas an dem Jungen, dem die Schikanen des Schlägers zuzusetzen schienen, hatte mein Mitleid erregt.

Als ich nach der Schule mit Mamaw darüber sprach, brach ich in Tränen aus. Ich fühlte mich wahnsinnig schuldig, weil ich den Mut nicht aufgebracht hatte, für den armen Jungen einzustehen – weil ich einfach dagesessen und zugehört hatte, wie ein anderer sein Leben zur Hölle machte. Sie wollte wissen, ob ich mit der Lehrerin darüber gesprochen hätte, was ich bestätigte. »Die Schlampe müsste man einlochen dafür, dass sie einfach dasitzt, ohne etwas zu unternehmen.« Und dann sagte sie etwas, das ich niemals vergessen werde: »Manchmal, Schätzchen, muss man kämpfen, selbst wenn es nicht zur eigenen Verteidigung

ist. Manchmal ist es einfach das einzig Richtige. Morgen musst du dich vor den Jungen stellen, und wenn es bedeutet, dass du dich selbst verteidigen musst, dann musst du das auch tun.« Dann zeigte sie mir etwas Neues: einen schnellen, harten (Drehung aus der Hüfte nicht vergessen) Schlag in die Magengrube. »Wenn er auf dich losgeht, gibst du ihm einfach einen auf den Bauchnabel.«

Am nächsten Tag in der Schule war ich nervös und hoffte, der Fiesling würde schwänzen. Aber in dem vorhersehbaren Chaos der Mittagspause, als die Klasse an der Essensausgabe anstand, fragte der Typ

– er hieß Chris – meinen kleinen Schützling, ob er mal wieder flennen wolle. »Halt die Fresse«, sagte ich. »Lass ihn einfach in Ruhe.« Chris kam auf mich zu, schubste mich und fragte, was ich denn dagegen tun wolle. Ich machte einen Schritt nach vorn, drehte die rechte Hüfte und traf ihn so hart in die Magengrube, dass ihm die Luft wegblieb. Er sank sofort – und zu meinem Entsetzen – auf die Knie, er schien nicht mehr atmen zu können. Als ich begriff, dass ich ihm wirklich weh getan hatte, schnappte er nach Luft und hustete, immer im Wechsel. Er spuckte sogar ein wenig Blut.

Chris ging zur Schulschwester, und

sobald ich sicher wusste, dass ich ihn nicht umgebracht und auch keine Polizei zu befürchten hatte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf das Strafsystem der Schule – ob ich nun nach Hause geschickt oder vielleicht sogar ganz rausgeschmissen würde und wie lange meine Verbannung dauern würde.

Während die anderen Kinder auf dem Pausenhof spielten und Chris sich bei der Schulschwester erholte, musste ich der Lehrerin ins Klassenzimmer folgen. Ich dachte, sie sage mir nun, dass sie meine Eltern angerufen hätte, dass ich von der Schule fliegen würde. Aber sie hielt mir nur einen Vortrag über

Schlägereien und verdonnerte mich dazu, meine Handschrift zu üben, statt draußen zu spielen. Ich spürte eine gewisse Anerkennung seitens der Lehrerin, und ich frage mich manchmal, ob Machtverhältnisse innerhalb des Lehrerkollegiums sie daran hinderten, diesen einen Schüler angemessen zu bestrafen. Wie dem auch sei, ich erzählte Mamaw sofort von dem Kampf, und sie lobte mich, weil ich etwas wirklich Gutes getan hatte. Es war das letzte Mal, dass ich mich mit irgendjemandem anlegen musste.

Ich sehe zwar ein, dass nicht alles perfekt war, aber ich weiß auch, dass unsere Schwierigkeiten vergleichbar

waren mit denen der anderen Familien in unserem Umfeld. Ja, meine Eltern stritten sich heftig, aber das war in anderen Häusern nicht anders. Ja, meine Großeltern spielten in meinem Leben eine ebenso große Rolle wie Mom und Bob, aber das war in Hillbilly-Familien normal. Das war kein friedliches Kleinfamilienleben, es war ein chaotisches Leben mit einer Menge Tanten und Onkels, mit Großeltern, Cousins und Cousinen. Das war das Leben, das mir zuteilgeworden war, und es machte mich ziemlich glücklich.

Ich war etwa neun Jahre alt, als die Dinge zu Hause aus den Fugen gerieten.

Mom und Bob, die Papaws ständige Anwesenheit und Mamaws »Einmischungen« nicht mehr ertrugen, beschlossen, nach Preble County umzuziehen, einen ländlichen, dünnbesiedelten Teil von Ohio etwa fünfunddreißig Meilen von Middletown entfernt. Sofort begriff ich, dass es das Schlimmste war, was mir passieren konnte. Mamaw und Papaw waren meine besten Freunde. Sie halfen mit bei den Hausaufgaben und verwöhnten mich mit Süßigkeiten, wenn ich mich gut benahm oder eine schwierige Hausaufgabe meisterte. Sie wachten über mich. Niemand war furchteinflößender als sie – diese alten

Hillbillys, die geladene Pistolen in ihren Manteltaschen trugen und unter Autositzen versteckten, egal wohin sie gerade unterwegs waren. Sie hielten mir die Ungeheuer vom Leib.

Bob war Moms dritter Ehemann, aber aller guten Dinge waren nicht drei. Als wir nach Preble County zogen, stritten sie sich schon, oft so laut, dass ich nicht einschlafen konnte. Sie sagten sich Dinge, die in einer Familie nie gesagt werden dürfen: »Fick dich!«, »Geh zurück in deine Wohnwagensiedlung«, rief Mom manchmal, ein Hinweis auf die ärmlichen Verhältnisse, in denen Bob vor ihrer Ehe gelebt hatte. Manchmal

brachte Mom uns in ein Motel in der Nähe, wo wir uns einige Tage versteckten, bis Mamaw oder Papaw meine Mutter überredet hatten, sich ihrer häuslichen Situation zu stellen.

Mom hatte eine Menge von Mamaws Feuer, was bedeutete, dass sie es nicht einsah, zum Opfer ihrer häuslichen Auseinandersetzungen zu werden. Es bedeutete auch, dass sie normale Meinungsverschiedenheiten in einer Weise eskalieren ließ, die völlig unangemessen war. Bei einem Football-Spiel in der zweiten Klasse beklagte sich eine übergewichtige Mutter grummelnd darüber, dass ich beim letzten Spielzug den Ball

bekommen hatte. Meine Mutter, die eine Reihe hinter ihr auf der Tribüne saß, hörte es und erklärte ihr, dass ich den Ball bekommen hätte, weil ich im Gegensatz zu ihrem Kind kein beschissener Fettsack sei, der von einer fetten Scheißmutter großgezogen wurde. Als ich den Tumult am Spielfeldrand bemerkte, versuchte Bob gerade, meine Mom von der Frau wegzuzerren, deren Haar sie noch in der geballten Faust hielt. Nach dem Spiel fragte ich Mom, was passiert sei. »Meinen Jungen kritisiert keiner«, war ihre knappe Antwort. Ich strahlte vor Stolz.

In Preble County waren Mamaw und

Papaw beinahe eine Autostunde weit weg, und aus Ehestreit wurde Ehekrach. Oft ging es um finanzielle Dinge, obwohl eine Familie im ländlichen Ohio, die ein gemeinsames Jahreseinkommen von über hunderttausend Dollar erzielte, eigentlich keinen Grund hatte, über Geld zu streiten. Aber sie stritten, weil sie Dinge anschafften, die sie nicht brauchten: neue Autos, neue Trucks, einen Swimmingpool. Als ihre kurze Ehe schließlich zerbrach, hatten sie mehrere Zehntausend Dollar Schulden und nichts, was sie dafür vorweisen konnten.

Geld war jedoch das geringste

unserer Probleme. Mom und Bob waren nie handgreiflich geworden, aber das begann sich nun zu ändern. Eines Abends wurde ich von Scherbengeräuschen geweckt – Mom hatte Bob mit Tellern beworfen. Ich rannte nach unten, um nachzusehen. Er drückte sie gegen die Küchentheke, sie schlug um sich und biss. Als sie auf den Boden sank, lief ich zu ihr, und sie zog mich in ihren Schoß. Bob kam näher, ich stand auf und traf ihn mit der Faust ins Gesicht. Er ging ein, zwei Schritte zurück (um auszuholen, wie ich vermutete), ich ließ mich in Erwartung des Gegenschlags auf den Boden fallen und schützte den Kopf mit

den Armen. Aber der Schlag kam nicht – Bob war kein gewalttätiger Mann. Mein Eingreifen hatte den Streit irgendwie beendet. Er ging zum Sofa, setzte sich hin und starrte schweigend die Wand an. Mom und ich schllichen nach oben ins Bett.

Die Schwierigkeiten von Mom und Bob gaben mir erste Einblicke in die Lösung ehelicher Konflikte. Und das habe ich dabei gelernt: Sprich niemals in angemessener Lautstärke, wenn du auch brüllen kannst. Wenn der Krach ein wenig zu heftig wird, darf man auch mal zuschlagen, solange der Mann nicht den Anfang macht. Bring deine Gefühle immer in einer Weise zum Ausdruck,

die deinem Partner weh tut. Wenn sonst nichts hilft, bring den Hund und die Kinder in ein Motel in der Nähe und verrate deinem Ehepartner nicht, wo sie sind. Wenn nämlich der im Haus zurückgebliebene Partner weiß, wo die Kinder sind, macht er oder sie sich weniger Sorgen, was die Wirksamkeit der Flucht beeinträchtigt.

Meine Leistungen in der Schule wurden schlechter. Oft lag ich abends im Bett und konnte wegen des Lärms – polternde Möbel, Stampfen, Geschrei, manchmal Scherbenklirren – nicht einschlafen. Ich wachte am Morgen müde und deprimiert auf, irrte ziellos durch den Schultag und dachte jede

Sekunde daran, was mich zu Hause erwartete. Ich hätte mich am liebsten einfach an einen Ort zurückgezogen, wo ich in Stille allein sein konnte. Ich konnte niemandem erzählen, was los war, es war viel zu beschämend. Und wenn ich die Schule auch hasste, so hasste ich mein Zuhause noch mehr. Wenn der Lehrer erklärte, dass wir bis zur Klingel nur noch wenige Minuten hätten, um unsere Pulte aufzuräumen, wurde mir schwer ums Herz. Ich starrte die Uhr an, als sei sie eine tickende Bombe. Nicht einmal Mamaw erkannte, wie schrecklich das alles war. Meine Noten, die immer schlechter wurden, waren die ersten Anzeichen.

Natürlich war nicht jeder Tag so. Aber selbst wenn es in unserem Haus angeblich friedlich zuging, waren die Spannungen so groß, dass ich stets auf der Hut war. Mom und Bob lächelten sich niemals an, und sie hatten Lindsay und mir nichts Freundliches zu sagen. Man konnte nie wissen, wann ein falsches Wort bei einem ruhigen Abendessen einen fürchterlichen Krach auslösen würde, wann eine geringfügige kindliche Verfehlung mit quer durchs Zimmer geschleuderten Tellern oder Büchern beantwortet würde. Es war, als lebten wir zwischen Landminen – ein falscher Schritt und *Rumms*.

Bis zu dieser Zeit war ich ein gesundes, kräftiges Kind gewesen. Ich machte immer irgendwie Sport, und wenn ich auch nicht unbedingt auf meine Ernährung achtete, so hatte ich dies auch gar nicht nötig. Aber dann nahm ich plötzlich zu, und als ich in die fünfte Klasse kam, war ich richtiggehend pummelig. Mir war oft schlecht, und ich klagte bei der Schulschwester über starke Magenschmerzen. Auch wenn ich es damals nicht begriff, hatten die traumatischen Szenen zu Hause doch meine Gesundheit angegriffen.

»Grundschulkinder können Kummer durch somatische Beschwerden wie

Magenschmerzen, Kopfschmerzen und allgemeine Schmerzen zum Ausdruck bringen«, heißt es in einem Leitfaden für Schulleiter, die mit Kindern zu tun haben, die zu Hause traumatische Erfahrungen machen. »Diese Schüler können ein verändertes Verhalten an den Tag legen, zum Beispiel Gereiztheit, Aggression und Wut. Diese Verhaltensweisen können Schwankungen unterliegen. Die Leistungen dieser Schüler können nachlassen, begleitet von Ablenkbarkeit, Konzentrationsschwäche und häufigem Fehlen.« Und ich dachte, ich hätte Verstopfung oder würde auf meinen

neuen Wohnort reagieren, den ich hasste.

Mom und Bob waren nicht so ungewöhnlich. Es wäre schwer, all das Gebrüll, all die Wutanfälle aufzuführen, deren Zeuge ich wurde und die überhaupt nichts mit meiner Familie zu tun hatten. Manchmal spielte ich mit meinem Freund aus dem Nachbarhaus in seinem Garten, und wenn wir seine Eltern schreien hörten, rannten wir in die Gasse und versteckten uns. Papaws Nachbarn brüllten so laut, dass wir es in seinem Haus hören konnten, und es kam so oft vor, dass er jedes Mal sagte: »Verdammt, da geht's schon wieder

rund.« Einmal beobachtete ich, wie der Streit eines jungen Paares in einem Chinarestaurant zu einem Konzert von Flüchen und Beleidigungen eskalierte. Manchmal stellten Mamaw und ich die Fenster auf der einen Seite ihres Hauses auf, um zu hören, worum es bei den explosiven Streitereien ihrer Nachbarin Pattie mit ihrem Freund ging. Es gehörte einfach zum Alltag, Leute dabei zu beobachten, wie sie sich gegenseitig beleidigten, wie sie sich anschrien und manchmal auch schlugen. Nach einer Weile bemerkte man es überhaupt nicht mehr.

Ich dachte immer, dies sei die Art, wie Erwachsene miteinander sprachen.

Als Lori Dan heiratete, sah ich zum ersten Mal, dass es auch Ausnahmen gab. Mamaw erklärte mir, dass sie nie Krach hätten, weil Dan einfach anders sei. »Er ist ein Heiliger«, sagte sie. Als wir nach einer Weile Dans ganze Familie kennenlernennten, sah ich, dass sie einfach viel freundlicher miteinander umgingen. Sie schrien sich in der Öffentlichkeit nicht an. Und ich gewann den deutlichen Eindruck, dass sie es auch im Privaten nicht taten. Ich hielt sie für Heuchler. Aber Tante Wee sah das anders: »Ich bin halt immer davon ausgegangen, dass sie wirklich seltsam sind. Ich wusste, dass es echt war. Ich habe einfach immer gedacht, dass sie

echt sonderbar sind.«

Der endlose Konflikt forderte seinen Tribut. Selbst die Erinnerung daran macht mich noch nervös. Mein Herz beginnt zu rasen, und der Magen drückt mir in die Kehle. Als ich sehr jung war, wollte ich nur weg, wenn sie sich stritten – am liebsten hätte ich mich versteckt, wäre zu Mamaw gelaufen oder einfach verschwunden. Aber ich konnte mich nicht verstecken, denn es war überall.

Nach einer Weile fand ich dann Gefallen an dem Drama. Statt mich zu verstecken, rannte ich die Treppe hinunter oder drückte das Ohr an die Wand, um besser hören zu können.

Auch da hatte ich noch Herzklopfen, aber eher in Erwartung auf etwas, wie bei einem Basketballspiel, wenn ich ahnte, dass ich treffen würde. Sogar damals, als ich dachte, Bob würde mich schlagen, war ich weniger der mutige Junge, der dazwischenging, als ein Zuschauer, der ein bisschen zu nah an die fliegenden Fäuste geraten war. Diese Sache, die ich hasste, war so etwas wie eine Droge geworden.

Eines Tages, als ich von der Schule nach Hause kam, stand Mamaws Auto in der Einfahrt. Es war ein ominöses Zeichen, denn sie besuchte uns in Preble County nie ohne Ankündigung. Sie hatte an diesem Tag eine Ausnahme

gemacht, weil Mom im Krankenhaus war – das Ergebnis eines gescheiterten Selbstmordversuchs. Bei allem, was ich in der Welt um mich herum bemerkte, übersahen meine elf Jahre alten Augen doch so vieles. Bei der Arbeit im Krankenhaus in Middletown hatte Mom einen Feuerwehrmann kennengelernt; sie hatte sich verliebt und eine Affäre mit ihm begonnen, die sich über Jahre hinzog. An diesem Morgen hatte Bob sie zur Rede gestellt und die Scheidung verlangt. Mom war mit ihrem nagelneuen Minivan davongerast und absichtlich gegen einen Telefonmast gekracht. Zumindes stellte sie es so dar. Mamaw hatte ihre

eigene Theorie: nämlich dass Mom versucht hatte, von ihrer Affäre und den finanziellen Schwierigkeiten abzulenken. Wie Mamaw sagte: »Wer versucht sich denn umzubringen, indem er sein Scheißauto irgendwo gegenfährt? Ich hab genug Waffen, wenn sie sich umbringen will.«

Lindsay und ich nahmen Mamaw diese Erklärung mehr oder weniger ab. Wir waren vor allem erleichtert – darüber, dass Mom nichts Ernsthaftes passiert war und dass ihr Selbstmordversuch unser Experiment in Preble County beenden würde. Sie wurde schon nach zwei Tagen entlassen. Knapp einen Monat später

zogen wir nach Middletown zurück, noch näher zu Mamaw. Und wir hatten einen Mann weniger im Schlepptau.

Trotz der Rückkehr an diesen vertrauten Ort wurde Mom zusehends unberechenbarer. Sie war eher Mitbewohnerin als Mutter, und von uns dreien war sie diejenige, die es am meisten krachen ließ. Ich ging ins Bett und wachte um Mitternacht auf, wenn Lindsay nach Hause kam, die tat, was Teenager nun mal so tun. Um zwei oder drei Uhr am Morgen, wenn Mom nach Hause kam, wachte ich wieder auf. Sie hatte neue Freunde, die meist jünger waren als sie und keine Kinder hatten. Und sie wechselte ständig die

Liebhaber, alle paar Monate hatte sie einen neuen Freund. Es war so schlimm, dass selbst mein bester Freund irgendwann anfing zu lästern. Ich hatte mich an ein gewisses Maß von Unruhe gewöhnt, aber immer von einer bestimmten, inzwischen vertrauten Art: Es gab Krach, oder Mom lief weg, und manchmal, wenn es ganz schwierig wurde, platzte sie vor Wut, oder sie ohrfeigte oder kniff uns sogar. Das mochte ich natürlich nicht – wie auch? –, aber dieses neue Verhalten war einfach nur seltsam. Mom hatte zwar schon vieles ausprobiert, ein Partygirl war sie jedoch nie gewesen. Als wir nach

Middletown zurückzogen, änderte sich das.

Mit der Nachtschwärzmerei kam der Alkohol, und aus dem Alkoholgenuss wurde Sauferei, die zu noch bizarrem Verhalten führte. Eines Tages, ich war etwa zwölf, sagte Mom irgendetwas, ich habe vergessen was, aber ich erinnere mich, dass ich barfuß aus dem Haus rannte, direkt zu Mamaw. Zwei Tage lang weigerte ich mich, meine Mutter zu sehen oder mit ihr zu sprechen. Papaw, der sich wegen des sich verschlechternden Verhältnisses zwischen seiner Tochter und ihrem Sohn Sorgen machte, beschwore mich, sie zu treffen.

Also hörte ich mir die Entschuldigung an, die ich schon tausend Mal gehört hatte. Mom wusste immer, wie man um Verzeihung bitten musste. Vielleicht aus purer Notwendigkeit – denn wenn sie nicht »Tut mir leid« gesagt hätte, hätten Lindsay und ich nie wieder mit ihr gesprochen. Aber ich glaube, sie meinte es damals wirklich ernst. Tief in ihrem Inneren fühlte sie sich schuldig für alles, was vor sich ging, und sie glaubte wahrscheinlich sogar, dass es – wie versprochen – »nie wieder vorkommen« würde. Aber es kam doch immer wieder vor.

Auch diesmal war es nicht anders.

Mom war wirklich zerknirscht, weil ihre Sünde besonders schlimm gewesen war. Und so war sie auch zu einer besonderen Bußübung bereit: Sie versprach, mich ins Einkaufszentrum mitzunehmen und mir Football-Karten zu kaufen. Football-Karten waren mein Kryptonit, also ließ ich mich darauf ein. Das war möglicherweise der größte Fehler meines Lebens.

Wir fuhren auf den Highway, und ich sagte etwas, dass sie wütend machte. Also beschleunigte sie auf bestimmt hundert Meilen pro Stunde und sagte, sie werde nun einen Unfall bauen und uns beide umbringen. Ich kletterte nach hinten, ich dachte, dass ich mit zwei

Sicherheitsgurten den Aufprall vielleicht eher überleben würde. Dies brachte sie noch mehr in Rage. Sie trat auf die Bremse und hielt an, um mich durchzuprügeln. Ich sprang aus dem Auto und rannte um mein Leben. Wir waren auf dem platten Land, ich rannte über eine große Wiese, das hohe Gras peitschte meine Fußgelenke. Ich erreichte ein kleines Haus mit einem Aufstellbecken im Garten. Die Besitzerin – eine übergewichtige Frau, etwa so alt wie meine Mutter – trieb auf dem Rücken und genoss den schönen Junitag.

»Sie müssen meine Mamaw anrufen!«, schrie ich. »Helfen Sie mir

bitte. Meine Mutter will mich umbringen.« Die Frau stieg aus dem Pool, während ich mich verschreckt umsah, aus Angst, irgendwo meine Mutter zu sichteten. Sie nahm mich mit ins Haus, ich rief Mamaw an und wiederholte die Adresse der Frau. »Bitte beeil dich«, sagte ich. »Mom wird mich finden.«

Und sie fand mich auch. Sie hatte wohl gesehen, in welche Richtung ich vom Highway gelaufen war. Sie hämmerte an die Tür und verlangte, dass ich herauskam. Ich flehte die Frau an, die Tür nicht zu öffnen. Also schloss sie ab und warnte Mom, dass ihre beiden Hunde – die nicht größer

waren als mittelgroße Hauskatzen – sie angreifen würden, wenn sie ins Haus käme. Irgendwann trat Mom die Tür ein und zerrte mich nach draußen, während ich schrie und versuchte, mich irgendwo festzuhalten – an der Fliegentür, am Treppengeländer, am Gras. Die Frau stand da und sah zu, und ich hasste sie dafür, dass sie nichts unternahm. Aber sie hatte doch etwas unternommen: In den Minuten zwischen meinem Anruf bei Mamaw und Moms Ankunft hatte sie offenbar die Polizei gerufen, und so hielten, als Mom mich zum Wagen zerrte, vor dem Haus zwei Streifenwagen, und die Polizisten, die ausstiegen, legten Mom Handschellen

an. Sie wehrte sich mit Händen und Füßen, sie mussten sie auf die Rückbank eines Streifenwagens drücken. Dann war sie weg.

Ich musste mich hinten in den zweiten Streifenwagen setzen, während wir auf Mamaw warteten. Ich habe mich nie wieder so alleingelassen gefühlt wie damals, als ich sah, wie der zweite Polizist das Protokoll der von ihren beiden Kläffern flankierten Frau aufnahm, die noch immer ihren klatschnassen Badeanzug trug, und ich die Tür des Wagens nicht aufbekam und nicht wusste, wann ich mit Mamaws Ankunft rechnen konnte. Als die Tür mit einem Schwung geöffnet wurde,

war ich eingedöst. Lindsay kam in den Wagen geklettert und drückte mich so fest an ihre Brust, dass ich kaum atmen konnte. Wir weinten nicht. Wir sprachen nicht. Ich saß einfach da, ließ mich erdrücken und spürte, dass die Welt wieder in Ordnung war.

Als ich aus dem Wagen stieg, nahmen mich Mamaw und Papaw in die Arme und erkundigten sich, ob alles in Ordnung sei. Mamaw drehte mich einmal um, um zu sehen, ob mir etwas fehlte. Papaw ließ sich von dem Polizisten erklären, wo er seine eingesperrte Tochter finden konnte. Lindsay ließ mich nicht mehr aus den Augen. Es war der schrecklichste Tag

meines Lebens. Aber das Schlimmste war jetzt überstanden.

Als wir zu Hause waren, konnten wir alle nicht sprechen. Mamaws Wut war stumm und fürchterlich. Ich hoffte, sie würde sich beruhigen, bevor Mom aus dem Gefängnis kam. Ich war erschöpft und wollte nur noch auf dem Sofa liegen und fernsehen. Lindsay ging nach oben und legte sich hin. Papaw bot an, zu Wendy's zu fahren, und nahm Bestellungen auf. Auf dem Weg zur Tür blieb er stehen und sah auf mich hinunter. Mamaw war kurz aus dem Zimmer gegangen. Papaw legte mir die Hand auf die Stirn und fing an zu weinen. Ich hatte solche Angst, dass

ich nicht zu ihm aufsah. Ich hatte noch nie gehört, dass er geweint hatte, ich selbst hatte ihn noch nie weinen sehen, und ich war immer davon ausgegangen, dass er nicht einmal als Baby geweint hatte, weil er so zäh war. Er blieb eine Weile so stehen, bis wir Mamaw hörten, die wieder ins Wohnzimmer kam. Da sammelte er sich, wischte sich die Tränen ab und ging. Wir haben über diesen Moment nie gesprochen.

Mom wurde auf Kaution aus dem Gefängnis entlassen und musste sich wegen häuslicher Gewalt verantworten. Die Anklage stützte sich einzig auf meine Aussage. Doch als ich bei der Anhörung gefragt wurde, ob

mich meine Mutter je bedroht hatte, sagte ich nein. Das hatte einen einfachen Grund: Meine Großeltern zahlten viel Geld für den besten Anwalt der Stadt. Sie waren wütend auf meine Mutter, aber sie wollten nicht, dass ihre Tochter in Haft kam. Der Anwalt riet mir zwar nicht ausdrücklich, die Unwahrheit zu sagen, aber er machte klar, dass meine Aussage die Wahrscheinlichkeit, dass meine Mutter noch einmal ins Gefängnis käme, entweder vergrößern oder verkleinern konnte. »Du willst doch nicht, dass deine Mutter ins Gefängnis kommt, oder?«, fragte er. Also log ich, weil wir uns verständigt

hatten, dass ich bei meinen Großeltern leben durfte, wenn ich das wünschte, selbst wenn meine Mutter freikam. Mom würde offiziell die Erziehungsberechtigte bleiben, aber von diesem Tag an war ich nur in ihrem Haus, wenn ich es wünschte – und Mamaw versicherte mir, dass nur noch ihre Pistole sprechen würde, wenn Mama gegen diese Abmachung etwas einzuwenden hätte. Das war das Recht der Hillbillys, es hat mich nicht im Stich gelassen.

Ich erinnere mich, dass ich mit einem halben Dutzend anderer Familien in diesem Gerichtssaal saß und dachte, dass die genauso aussahen wie wir.

Die Mütter und Väter und Großeltern trugen, anders als die Anwälte und der Richter, keine Anzüge. Sie trugen Jogginghosen und Stretchhosen und T-Shirts. Ihre Haare waren splissig. Und es war das erste Mal, dass ich »Fernsehakzente« bemerkte, den neutralen Akzent vieler Nachrichtensprecher. Die Sozialarbeiter und der Richter und der Anwalt – sie alle hatten den Fernsehakzent. Und wir nicht. Die Menschen, die dieses Gericht betrieben, waren anders als wir. Die Menschen, die vor diesem Gericht erscheinen mussten, waren es nicht.

Identität ist eine seltsame Sache, und

ich verstand damals nicht, warum ich eine solche Verwandtschaft mit diesen Menschen fühlte. Ein paar Monate später, als ich zum ersten Mal in Kalifornien war, begann es mir langsam aufzugehen. Onkel Jimmy spendierte einen Flug, damit Lindsay und ich ihn in Napa, Kalifornien besuchen konnten. Als der Besuch abgemacht war, erzählte ich jedem, der es hören wollte, dass ich im Sommer nach Kalifornien fliegen würde und dass ich überhaupt zum ersten Mal fliegen würde. Die erste Reaktion war immer ungläubiges Staunen, dass mein Onkel so viel Geld hatte, dass er zwei Personen – die nicht einmal seine

eigenen Kinder waren – mit dem Flugzeug nach Kalifornien holen konnte. Es sagt viel über das Klassenbewusstsein in meiner Jugend aus, dass meine Freunde gedanklich erst einmal die Kosten des Flugs in den Blick nahmen.

Ich für meinen Teil war überglücklich, in den Westen zu reisen und meinen Onkel Jimmy besuchen zu dürfen, einen Mann, den ich ebenso idealisierte wie die Blanton-Brüder, meine Großonkel. Obwohl die Reise sehr früh losging, machte ich auf dem sechsstündigen Flug von Cincinnati nach San Francisco nicht einmal die Augen zu. Es war alles viel zu

aufregend: wie die Erde beim Abheben unter mir wegschrumpfte, wie die Wolken aus der Nähe aussahen, wie tief und weit der Himmel war und wie die Berge aus der Stratosphäre aussahen. Die Flugbegleiterin bemerkte meine Aufregung, und als wir Colorado erreichten, war ich schon regelmäßiger Gast im Cockpit (das war vor 9/11), wo mich der Pilot mit kurzen Erläuterungen zum Flugbetrieb beglückte und über den Verlauf des Fluges informierte.

Das Abenteuer hatte gerade erst begonnen. Ich war schon mehrmals außerhalb von Ohio gewesen: mit meinen Großeltern auf Autoreisen nach

South Carolina und Texas und natürlich bei meinen regelmäßigen Besuchen in Kentucky. Aber auf diesen Reisen sprach ich nur selten mit Menschen, die nicht meine Verwandten waren, und mir fielen keine großen Unterschiede auf. Napa war wie ein anderes Land. In Kalifornien bedeutete jeder Tag ein neues Abenteuer mit meinen Cousins und ihren Freunden. Einmal fuhren wir in den Castro-Bezirk von San Francisco – ich sollte lernen, dass Schwule nicht darauf aus seien, mich sexuell zu belästigen, wie meine ältere Cousine Rachael meinte. An einem anderen Tag besuchten wir ein Weingut. An wieder einem anderen Tag halfen

wir beim Football-Training meines Cousins Nate in der High School. Das war alles sehr aufregend. Jeder, den ich kennenlernte, fand, dass ich mich anhörte, als sei ich aus Kentucky. Und natürlich stimmte das irgendwie. Mir gefiel es, dass die Leute meinen Akzent lustig fanden. Aber bei alldem wurde mir auch klar, dass Kalifornien wirklich eine andere Welt war. Ich war in Pittsburgh gewesen, in Cleveland, Columbus und Lexington. Ich hatte einige Zeit in South Carolina, Kentucky, Tennessee und sogar Arkansas verbracht. Aber was war denn an Kalifornien so anders?

Die Antwort war, wie ich

herausfand, derselbe Hillbilly-Highway, der Mamaw und Papaw aus dem Osten von Kentucky nach Südwest-Ohio geführt hatte. Trotz der topographischen Unterschiede und der regional unterschiedlichen wirtschaftlichen Verhältnisse im Süden und im industriellen Mittleren Westen waren meine Reisen größtenteils auf Orte beschränkt gewesen, wo die Leute aussahen wie meine Verwandten und sich auch so verhielten. Wir aßen das Gleiche, sahen im Fernsehen dieselben Sportveranstaltungen und hatten dieselbe Religion. Das ist der Grund, warum ich mich den Leuten im Gerichtssaal so zugehörig fühlte: Sie

waren alle verpflanzte Hillbillys,  
genau wie ich.

# Kapitel 6

EINE DER FRAGEN, die ich hasste und die mir Erwachsene immer wieder stellten, war, ob ich Geschwister hätte. Als Kind kann man nicht einfach abwinken, »ist kompliziert« sagen und weitermachen. Und wenn man nicht gerade ein besonders fähiger Soziopath ist, kommt man mit Unehrlichkeit

ohnehin nicht weit. Und so antwortete ich über einen langen Zeitraum immer pflichtbewusst, indem ich das wirre Verwandtschaftsnetz erklärte, an das ich mich gewöhnt hatte. Ich hatte einen biologischen Halbbruder und eine Halbschwester, die ich nie sah, weil mein biologischer Vater mich zur Adoption freigegeben hatte. Ich hatte zwei Stiefgeschwister oder sehr viele, je nachdem, ob ich die Zählung auf die Nachkommenschaft des aktuellen Ehemanns meiner Mutter beschränkte oder nicht. Dann war da noch die Frau meines biologischen Vaters, die mindestens ein Kind hatte, das ich möglicherweise auch hätte mitzählen

können. Manchmal philosophierte ich regelrecht über die Bedeutung des Wortes »Geschwister«: Sind die Kinder der Exehemänner meiner Mutter mit mir verwandt? Wenn ja, wie verhält es sich mit den zukünftigen Kindern der Exehemänner meiner Mutter? Je nachdem, wie ich rechnete, hatte ich wohl ungefähr ein Dutzend Stiegeschwister.

Es gab nur eine Person, auf die der Begriff »Geschwister« wirklich zutraf: meine Schwester Lindsay. Wenn ich sie jemandem vorstellte, dann immer mit einem Stolz, der sich auch sprachlich niederschlug: »meine *Vollschwester* Lindsay«, »meine *ganze* Schwester

Lindsay« oder »meine *große* Schwester Lindsay«. Lindsay war (und ist) der Mensch, den zu kennen mich am meisten mit Stolz erfüllte. Der Augenblick, in dem ich endlich verstand, dass »Halbschwester« nichts mit meiner Zuneigung und alles mit der genetischen Verwandtschaft zu tun hat – und dass Lindsay, die einen anderen Vater hatte, genauso meine Halbschwester war wie Leute, die ich nie gesehen hatte –, bleibt bis heute einer der niederschmetterndsten Momente in meinem Leben. Mamaw erwähnte es eines Abends beiläufig, als ich vor dem Schlafengehen aus der Dusche kam. Ich schrie und heulte, als

hätte ich gerade vom Tod meines Hundes erfahren. Ich beruhigte mich erst, als Mamaw nachgab und schwor, dass von diesem Tag an niemand Lindsay je wieder als meine »Halbschwester« bezeichnen dürfe.

Lindsay Leigh war fünf Jahre älter als ich, sie wurde gerade mal zwei Monate nach Moms High-School-Abschluss geboren. Ich war besessen von ihr, einerseits so wie alle Kinder, die ihre älteren Geschwister verehren, und andererseits in einer Weise, die mit unseren spezifischen Umständen zu tun hatte. Die Heldentaten, mit denen sie mich beschützte, waren legendär. Einmal stritten wir uns wegen einer

Brezel, und Mom ließ mich auf einem leeren Parkplatz zurück, um Lindsay zu zeigen, wie ein Leben ohne mich aussähe. Die Wut und das Gezeter meiner Schwester belehrten meine Mutter eines Besseren. Bei den explosiven Streitereien meiner Mutter mit dem jeweiligen Mann, den sie gerade in ihr Haus ließ, war es immer Lindsay, die sich in ihr Schlafzimmer zurückzog und einen Notruf an Mamaw und Papaw absetzte. Sie fütterte mich, wenn ich hungrig war, sie wechselte meine Windeln, wenn es sonst niemand tat, und schleppte mich überallhin mit – obwohl ich, wie Mamaw und Tante Wee mir erzählt haben, beinahe so

schwer war wie sie.

Für mich war Lindsay immer eher eine Erwachsene als ein Kind. Wenn sie sauer auf die Jungen war, mit denen sie als Teenager etwas hatte, drückte sie es nie dadurch aus, dass sie fortstürmte oder Türen schlug. Wenn Mom spät arbeitete oder überhaupt nicht nach Hause kam, war es Lindsay, die dafür sorgte, dass ich etwas zu essen bekam. Ich ging ihr auf die Nerven, wie alle kleinen Brüder ihren Schwestern auf die Nerven gehen, aber sie brüllte mich nie an, und sie gab mir nie einen Grund, sie zu fürchten. In einem meiner beschämendsten Momente rang ich Lindsay zu Boden,

ich weiß nicht mehr warum. Ich war zehn oder elf – sie muss demnach etwa fünfzehn gewesen sein –, und obwohl ich damals spürte, dass ich ihr an Kraft inzwischen überlegen war, sah ich weiterhin nichts Kindliches in ihr. Sie war für mich vor allem die »einzige wirkliche Erwachsene im Haus«, wie Papaw immer sagte; ihrem Schutz vertraute ich mich an, noch bevor ich zu Mamaw ging. Sie kochte, wenn sie musste, sie machte die Wäsche, wenn es sonst niemand tat, und sie rettete mich vom Rücksitz dieses Streifenwagens. Ich war Lindsay so ausgeliefert, dass ich sie überhaupt nicht als das sah, was sie war: ein

junges Mädchen, nicht einmal alt genug zum Autofahren, die gerade erst lernte, für sich selbst und ihren kleinen Bruder zu sorgen.

Das änderte sich erst, als die Familie beschloss, Lindsay die Chance zu geben, sich einen Traum zu erfüllen. Lindsay war immer ein sehr schönes Mädchen gewesen. Wenn meine Freunde und ich Listen der schönsten Frauen der Welt aufstellten, kam bei mir Lindsay immer zuerst, vor Demi Moore und Pam Anderson. Lindsay hatte von einem offenen Model-Casting in einem Hotel in Dayton erfahren. Mom, Mamaw, Lindsay und ich stiegen in Mamaws Buick und fuhren nach

Norden. Lindsay fieberte vor Aufregung und ich auch. Dies sollte ihr großer Durchbruch werden und folglich auch der ihrer Verwandtschaft.

Als wir im Hotel ankamen, gab uns eine Dame Anweisung, den Schildern zu einem großen Ballsaal zu folgen und in der Schlange zu warten. Der Ballsaal versammelte den schlimmsten Kitsch, den die Siebzigerjahre zu bieten hatten: einen hässlichen Teppichboden, große Deckenlampen, die so gedimmt waren, dass das Licht gerade ausreichte, um nicht über die eigenen Füße zu stolpern. Ich fragte mich, wie ein Talentsucher die Schönheit meiner Schwester überhaupt

erkennen würde. Es war so verdammt dunkel.

Schließlich kamen wir an die Reihe, und die Modelagentin schien optimistisch. Sie sagte, meine Schwester sei süß – oder etwas in der Art –, und bat sie, in einem anderen Raum zu warten. Überraschenderweise meinte sie dann, ich hätte vielleicht auch das Zeug zum Model, und fragte, ob ich meiner Schwester nicht folgen wolle, um herauszufinden, wie es weitergehe. Ich stimmte begeistert zu.

Nach einer Weile erfuhren Lindsay und ich und die anderen Auserwählten, dass wir es in die nächste Runde geschafft hätten, uns jedoch eine

weitere Auswahl in New York City bevorstünde. Die Mitarbeiter der Agentur gaben uns Broschüren mit Informationen und erklärten, sie bräuchten eine Zusage innerhalb der nächsten Wochen. Auf der Heimfahrt waren Lindsay und ich völlig aus dem Häuschen. Wir würden nach New York City fahren und berühmte Models werden.

Die Gebühr für die Reise war heftig, und wenn uns jemand wirklich als Models hätte haben wollen, hätten sie uns fürs Vorsprechen wohl eher bezahlt. Rückblickend scheint mir unsere schnelle Abfertigung damals in Dayton – jedes »Casting« bestand nur

aus zwei, drei hingeworfenen Sätzen – darauf hinzudeuten, dass die ganze Veranstaltung eine Bauernfängerei war. Ich weiß es aber nicht – die Regeln der Casting-Welt sind nicht gerade mein Spezialgebiet.

Was ich aber mit Sicherheit sagen kann, ist, dass unsere Begeisterung gegen Ende der Fahrt abebbte. Mom begann, sich laut Gedanken über die Kosten der Reise zu machen, was dazu führte, dass wir Kinder uns stritten, wer von uns beiden fahren sollte (und ich war zweifellos ziemlich frech). Mom wurde zunehmend böser und rastete schließlich aus. Was dann folgte, war keine Überraschung: Es

wurde herumgeschrien, es setzte während der Fahrt Schläge, dann ... ein Wagen, stehend auf dem Seitenstreifen, zwei in Tränen aufgelöste Kinder.

Mamaw griff ein, bevor die Dinge außer Kontrolle gerieten, trotzdem ist es ein Wunder, dass wir damals nicht tödlich verunglückten. Mom, am Steuer, ohrfeigte ihre Kinder auf der Rückbank; Mamaw daneben schrie Mom an und ohrfeigte sie dann auch. Das war der Grund, warum der Wagen schließlich zum Stehen kam – Mom machte zwar gern mehrere Dinge gleichzeitig, aber das hier war selbst ihr zu viel. Schweigend fuhren wir

nach Hause, nachdem Mamaw gedroht hatte, Mom ins Gesicht zu schießen, wenn sie noch einmal so ausrasten würde. An dem Abend schliefen wir bei Mamaw.

Ich werde Lindsays Ausdruck nicht vergessen, als sie nach oben ins Bett ging. Es lag darin der Schmerz der Niederlage, den nur derjenige kennt, der einmal innerhalb von Minuten von der größten Euphorie in die tiefste Verzweiflung gestürzt ist. Die Erfüllung ihres Kindheitstraums hatte unmittelbar bevorgestanden; jetzt war sie nur ein weiterer Teenager mit gebrochenem Herzen. Mamaw ließ sich wieder auf ihrem Sofa nieder, wo sie *Law &*

*Order* sehen, die Bibel lesen und schließlich einschlafen würde. Ich stand in dem schmalen Flur zwischen Wohn- und Schlafzimmer und stellte Mamaw eine Frage, die mir durch den Kopf ging, seit sie Mom aufgefordert hatte, uns sicher nach Hause zu fahren. Ich wusste, was sie antworten würde, aber ich verlangte offenbar eine Bestätigung: »Mamaw, liebt Gott uns?« Sie ließ den Kopf hängen, nahm mich in den Arm und begann zu weinen.

Die Frage schmerzte sie so, weil der christliche Glaube im Zentrum unseres und vor allem ihres Lebens stand. Wir gingen nicht in die Kirche, außer zu seltenen Anlässen in Kentucky oder

wenn Mom einmal mehr beschloss, dass Religion in unserem Leben fehlte. Trotzdem war Mamaws Glaube zutiefst persönlich (wenn auch ein wenig skurril). Den Ausdruck »religiöse Institution« konnte sie nur verächtlich sagen. Sie hielt Kirchen für die Brutstätten von Perversen und Betrügern. Und sie hasste diejenigen, die sie »die Lauten und Stolzen« nannte – Leute, die ihren Glauben vor sich hertrugen, immer bereit, einem zu zeigen, wie fromm sie waren. Gleichwohl spendete sie einen Großteil ihres überschüssigen Einkommens an Kirchen in Jackson, besonders an diejenigen, die von

Reverend Donald Ison geleitet wurden, einem älteren Herrn, der eine auffällige Ähnlichkeit mit Max von Sydow, dem Priester in *Der Exorzist*, hatte.

Mamaw ging davon aus, dass uns Gott nie von der Seite wich. Er freute sich mit uns, wenn die Zeiten gut waren, und er tröstete uns, wenn sie schlecht waren. Bei einer unserer vielen Fahrten nach Kentucky versuchte Mamaw nach einem kurzen Tankstopp, auf die Autobahn zurückzufahren. Sie beachtete die Schilder nicht, und wir fanden uns in der falschen Richtung auf einer einspurigen Ausfahrt wieder. Mehrere wütende Fahrer mussten im letzten Augenblick ausweichen. Ich

stieß einen gellenden Angstschrei aus, aber als wir die Kehrtwende auf der dreispurigen Autobahn hinter uns hatten, meinte Mamaw nur: »Verdammt, ist doch alles in Ordnung. Wisst ihr denn nicht, dass Jesus mit uns im Wagen fährt?«

Die Theologie, die sie uns beibrachte, war nicht sonderlich komplex, aber sie sagte etwas aus, das ich unbedingt hören musste. Einfach so durchs Leben zu driften bedeutete, sein gottgegebenes Talent zu verschwenden. Ich musste also hart arbeiten. Ich musste für meine Familie sorgen, weil es die christliche Pflicht verlangte. Ich musste vergeben, nicht nur um meiner

Mutter, sondern auch um meiner selbst willen. Ich durfte niemals verzweifeln, denn Gott hatte etwas mit mir vor.

Mamaw erzählte oft folgende Parabel: Ein junger Mann saß in seinem Haus, als ein fürchterlicher Sturzregen einsetzte. Es dauerte nur wenige Stunden, bis der Keller vollzulaufen begann. Jemand kam an seine Tür, um ihm eine Fahrt an einen höhergelegenen Ort anzubieten. Der Mann lehnte ab, er sagte: »Gott wird für mich sorgen.« Wenige Stunden später erreichte das Wasser die erste Etage des Hauses. Ein Boot kam vorbei, und der Kapitän bot an, den Mann in Sicherheit zu bringen. Der

Mann lehnte ab, er sagte: »Gott wird für mich sorgen.« Wenige Stunden später wartete der Mann auf seinem Dach – das ganze Haus stand unter Wasser. Ein Hubschrauber flog vorbei, und der Pilot bot an, den Mann ans trockene Land zu bringen. Wieder lehnte er ab. Gott werde für ihn sorgen, erklärte er dem Piloten. Kurz darauf wurde der Mann von der Flut fortgeschwemmt. Dann stand er vor Gott im Himmel und haderte mit seinem Schicksal: »Du hast mir versprochen zu helfen, wenn ich nur an dich glaube.« Gott antwortete: »Ich habe dir ein Auto geschickt, ein Boot und einen Hubschrauber. Deinen Tod

hast du selbst verschuldet.« Gott hilft denen, die sich selbst helfen. Das war die Weisheit aus dem Buch Mamaw.

Die gefallene Welt, die die christliche Religion beschrieb, entsprach der Welt, die ich um mich herum sah: eine Welt, wo eine unbeschwerte Autofahrt plötzlich in Heulen und Zähneknirschen umschlagen konnte, wo das Fehlverhalten eines Einzelnen das Leben der Familie und des gesamten Umfelds berühren konnte. Als ich Mamaw fragte, ob Gott uns liebe, bat ich sie, mir zu versichern, dass diese Religion, der wir angehörten, in unserer Lebenswelt noch sinnvoll war. Ich brauchte die

Bestätigung einer tieferen Gerechtigkeit, eines vorgegebenen Takts, der sich unter all dem Kummer und Chaos verbarg.

Kurz nachdem Lindsays Kindheitstraum von der Modelkarriere in Flammen aufgegangen war, war ich mit Mamaw und meiner Cousine Gail an einem 2. August, meinem elften Geburtstag, in Jackson. Spät an diesem Nachmittag riet mir Mamaw, Bob – der offiziell noch immer mein Vater war – anzurufen, weil ich noch nichts von ihm gehört hatte. Als wir aus Preble County nach Middletown zurückgekehrt waren, hatte er sich von Mom scheiden lassen, es überraschte mich also nicht, dass er

sich nur selten meldete. Aber mein Geburtstag war natürlich etwas Besonderes, und es wunderte mich, dass er noch nicht angerufen hatte. Also rief ich an, erreichte aber nur den Anrufbeantworter. Ein paar Stunden später versuchte ich es wieder, und da verstand ich intuitiv, dass ich Bob nie wiedersehen würde.

Gail nahm mich in den Ort zum Zoohandel mit, wo ein Wurf Schäferhundwelpen zu bestaunen war, vielleicht, weil ich ihr leidtat, vielleicht, weil sie wusste, dass ich ein Hundenarr war. Ich wollte unbedingt eines dieser Hündchen haben, und ich hatte genug Geburtstagsgeld

bekommen, um es mir zu kaufen. Gail mahnte, dass Hunde eine Menge Arbeit seien und dass unsere Familie (sprich: meine Mutter) sich in der Vergangenheit mit neu angeschafften und immer wieder weggegebenen Hunden nicht mit Ruhm bekleckert habe. Als der weise Ratschlag auf taube Ohren fiel – »Du hast bestimmt recht, Gail, aber die sind doch so süüüüß!« –, musste autoritär gehandelt werden. »Tut mir leid, Schätzchen, aber ich erlaube dir nicht, den Hund zu kaufen.« Als wir wieder bei Mamaw Blanton waren, war ich über den Welpen trauriger als über die Tatsache, dass ich meinen zweiten Vater verloren

hatte.

Dass Bob weg war, störte mich weniger als der Bruch, den sein Verschwinden unweigerlich auslösen würde. Er war nur ein weiteres Opfer in einer langen Reihe von gescheiterten Vaterschaftskandidaten. Da war Steve gewesen, ein stiller, sanftmütiger Mann. Ich betete dafür, dass Mom ihn heiraten würde, weil er so nett war und eine gute Stelle hatte. Aber sie trennten sich, und dann kam Chip, ein Polizist aus der Stadt. Chip war selbst auch eine Art Hillbilly: Er liebte billiges Bier und Countrymusik und konnte sich nichts Schöneres vorstellen, als Welse zu angeln. Wir verstanden uns prima,

bis auch er gehen musste.

Ehrlich gesagt, war mit die schlimmste Folge von Bobs Verschwinden, dass das Gewirr von Nachnamen in unserer Familie nun noch komplizierter wurde. Lindsay war eine Lewis (der Nachname ihres Vaters), Mom trug den Namen ihres jeweiligen Ehemanns, Mamaw und Papaw hießen Vance, und Mamaws Brüder hießen alle Blanton. Mein Name verband mich mit niemandem, der mir etwas bedeutete (was mich ohnehin schon störte), und nun sollte Bobs Weggang weitere unangenehme Situationen nach sich ziehen, in denen ich erklären musste, warum ich J. D.

Hamel hieß. »Ja, mein gesetzlicher Vater heißt Hamel. Sie kennen ihn nicht, weil ich ihn auch nie sehe. Nein, ich weiß nicht warum.«

Von all den Dingen in meiner Kindheit, die ich hasste, war die Drehtür der Vaterfiguren bei weitem das Furchtbarste. Immerhin, das muss man ihr lassen, war es Mom gelungen, brutale oder feindselige Partner zu meiden, und ich wurde von den Männern, die sie nach Hause brachte, nie misshandelt. Aber diese Verwerfungen hasste ich. Und ich hasste es, wie oft diese Freunde meiner Mutter gerade dann aus meinem Leben verschwanden, wenn ich begann, sie zu

mögen. Lindsay, die mir in Alter und geistiger Reife voraus war, begegnete all diesen Männern mit Skepsis. Sie wusste, dass sie früher oder später wieder weg sein würden. Als Bob uns verließ, fiel der Groschen auch bei mir.

Eigentlich waren es die richtigen Gründe, aus denen Mom diese Männer in unser Leben brachte. Sie dachte oft laut darüber nach, ob Chip oder Bob oder Steve gute »Vaterfiguren« seien. Dann sagte sie zum Beispiel: »Er nimmt dich zum Angeln mit, das ist wirklich gut« oder »Es ist wichtig, von jemandem, dem du altersmäßig näher bist, etwas über Männlichkeit zu lernen.« Wenn ich hörte, wie sie einen

von ihnen anschrie, wie sie nach einem besonders heftigen Streit auf dem Fußboden kauerte und weinte, wenn sie nach einer Trennung in Verzweiflung versank, fühlte ich mich schuldig, weil sie all das um meinetwillen erleben musste. Schließlich fand ich, dass Papaw als Vaterfigur mehr als genügte. Nach jeder Trennung versprach ich ihr, dass wir uns schon fangen würden, dass wir es gemeinsam durchstehen würden, dass wir – und hier klangen Mamaws Worte mit – die verdammten Männer nicht brauchten. Ich weiß, dass Moms Motive nicht nur selbstlos waren: Sie war (wie wir alle) angetrieben von dem Verlangen nach

Liebe und Partnerschaft. Aber sie wollte auch für uns das Beste.

Doch der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Während sich die Vaterkandidaten die Klinke in die Hand gaben, lernten Lindsay und ich nie, wie ein Mann eine Frau richtig behandeln sollte. Chip hatte mir zwar Anglerknoten beigebracht, aber ich erfuhr wenig darüber, was von mir als Mann erwartet wurde, außer, dass man Bier trinkt und zurückbrüllt, wenn einen die Frau anschreit. Das Einzige, was ich letztlich aus alldem gelernt habe, ist, dass man sich auf niemanden verlassen kann. »Ich habe gelernt, dass Männer in null Komma nichts

verschwinden«, sagte Lindsay einmal. »Die Kinder interessieren sie nicht. Sie sorgen nicht für die Familie. Sie hauen einfach ab, und es braucht nicht viel, um sie loszuwerden.«

Mom mag gespürt haben, dass Bob seine Entscheidung bereute, ein weiteres Kind anzunehmen, denn eines Tages rief sie mich zum Telefon im Wohnzimmer, um mit Don Bowman, meinem biologischen Vater, zu sprechen. Das Gespräch war kurz, aber denkwürdig. Er fragte mich, ob ich mich erinnerte, dass ich einmal eine Farm haben wollte, mit Pferden, Kühen und Hühnern, was ich bejahte. Er fragte mich, ob ich mich an meine

Geschwister – Cory und Chelsea – erinnerte, aber ich hatte nur ein vages Bild von ihnen und antwortete: »Ein bisschen.« Er fragte mich, ob ich sie gern wiedersehen würde.

Ich wusste wenig über meinen biologischen Vater, und ich habe kaum eine Erinnerung an mein Leben vor der Adoption durch Bob. Ich wusste, dass mich Don im Stich gelassen hatte, weil er keinen Unterhalt zahlen wollte – das zumindest war Moms Erklärung. Ich wusste ebenfalls, dass er mit einer Frau namens Cheryl verheiratet war, dass er groß war und wir offenbar große Ähnlichkeit hatten. Und ich wusste, dass er ein »Holy Roller« war,

wie Mamaw die Christen der Charismatischen Bewegung bezeichnete, die, wie sie behauptete, »mit Schlangen hantierten und in der Kirche kreischten und jaulten«. Das genügte, um meine Neugier zu wecken: Ich wusste wenig über Religion und war ganz wild darauf, mich einer echten Kirche auszusetzen. Ich fragte Mom, und sie erlaubte mir, ihn zu besuchen. Und so kam es, dass mein biologischer Vater in demselben Sommer in mein Leben zurückkehrte, in dem mein gesetzlicher Vater mich verließ. Für Mom schloss sich ein Kreis. Sie hatte einen Mann nach dem anderen gehabt, um einen Vater für

mich zu finden, und hatte sich am Ende für den ursprünglichen Kandidaten entschieden.

Don Bowman hatte viel mehr mit der Seite meiner Mutter gemeinsam, als ich erwartet hatte. Sein Vater (mein Großvater) Don C. Bowman war ebenfalls auf der Suche nach Arbeit vom östlichen Kentucky in den Südwesten von Ohio umgesiedelt. Er hatte geheiratet, eine Familie gegründet und war dann plötzlich gestorben. Er hinterließ zwei kleine Kinder und eine junge Ehefrau. Meine Großmutter heiratete wieder, und mein Vater verbrachte einen großen Teil seiner Kindheit bei den Großeltern in

## Kentucky.

Dad konnte besser als jeder andere nachvollziehen, welche Bedeutung Kentucky für mich hatte, denn es hatte dieselbe Bedeutung wie für ihn. Seine Mutter hatte früh neu geheiratet, und wenn der zweite Ehemann auch ein guter Mensch gewesen sein mochte, war er doch sehr streng und ein Außenseiter – selbst an die besten Stiefeltern muss man sich erst einmal gewöhnen. In Kentucky war Dad unter vertrauten Menschen; er hatte eine Menge Auslauf und konnte er selbst sein. Genauso war es für mich auch. Es gab zwei Sorten von Menschen: die, in deren Umgebung ich mich ordentlich

benahm, weil ich sie beeindrucken wollte, und die, in deren Umgebung ich mich ordentlich benahm, weil ich mich nicht blamieren wollte. Die Letzteren waren die Außenseiter, von denen es in Kentucky keine gab.

In vielerlei Hinsicht war es Dads Lebensprojekt, für sich das wiederherzustellen, was er in Kentucky gehabt hatte. Als ich ihn zum ersten Mal besuchte, lebte er in einem bescheidenen Haus auf einem wunderschönen, beinahe sechs Hektar großen Grundstück. Es gab dort einen mittelgroßen Fischteich, Weiden für Kühe und Pferde, eine Scheune und einen Hühnerstall. Jeden Morgen liefen

die Kinder los, um die Eier zu sammeln. Das waren meistens sieben oder acht, gerade richtig für eine fünfköpfige Familie. Den ganzen Tag lang stromerten wir mit einem Hund über das Gelände, wir fingen Frösche und jagten Kaninchen. Es war genau das, was Dad in seiner Kindheit getan hatte, und genau das, was ich tat, wenn ich bei Mamaw in Kentucky war.

Ich sehe mich noch heute über ein Feld laufen, mit Dads Collie Danny, einem wunderschönen, etwas ungepflegten Gesellen, der so sanftmütig war, dass er einmal ein Kaninchenbaby ins Maul nahm und völlig unversehrt bei einem Menschen

zur Kontrolle ablieferte. Ich habe keine Ahnung, warum ich damals rannte, aber wir ließen uns beide erschöpft fallen und blieben im Gras liegen. Dannys Kopf lag auf meiner Brust, mein Blick war in den blauen Himmel gerichtet. Ich weiß nicht, ob ich jemals zuvor so zufrieden gewesen war, so unbesorgt über das Leben und seine Schwierigkeiten.

Dad hatte eine Familie gegründet, die eine beinahe schockierende Gelassenheit ausstrahlte. Er stritt sich zwar mit seiner Frau, aber sie erhoben praktisch nie die Stimmen und verlegten sich nie auf die brutalen Beleidigungen, die in Moms Haus gang

und gäbe waren. Keiner von ihren Freunden trank, nicht einmal aus Geselligkeit. Sie glaubten zwar an körperliche Züchtigung, sie blieb aber immer im Rahmen und war nie mit Beschimpfungen verbunden – die Prügelstrafe wurde methodisch und ohne Wut verabreicht. Meine jüngeren Geschwister hatten zwar keinen Zugang zu Popmusik und Erwachsenenfilmen, genossen aber ganz offensichtlich ihr Leben.

Ich wusste eigentlich nur vom Hörensagen, wie Dad sich in der Ehe mit Mom verhalten hatte. Mamaw, Tante Wee, Lindsay und Mom erzählten alle mehr oder weniger dasselbe: dass

Dad bösartig gewesen sei. Er habe herumgebrüllt und Mom geschlagen. Lindsay hat mir erzählt, dass ich als Baby einen ungewöhnlich großen und unförmigen Kopf hatte, was sie auf eine von ihr selbst bezeugte Szene zurückführte, als Dad unsere Mutter einmal brutal stieß.

Dad bestreitet, jemals handgreiflich geworden zu sein, auch Mom gegenüber. Ich vermute, dass die Gewalt von beiden Seiten kam – nicht anders als in Moms anderen Beziehungen: Es wurde geschubst und gestoßen, es flogen ein paar Teller, mehr war es nicht. Was ich aber sicher sagen kann, ist, dass sich Dad zwischen

der Scheidung von Mom und seiner Ehe mit Cheryl – ich war zu dem Zeitpunkt vier Jahre alt – gebessert hatte. Er führt die Veränderung auf eine ernsthaftere Auseinandersetzung mit seinem Glauben zurück. In diesem Sinn verkörpert Dad ein Phänomen, das Sozialwissenschaftler seit Jahrzehnten beobachten: Gläubige Menschen sind viel glücklicher. Regelmäßige Kirchgänger begehen weniger Verbrechen, sind gesünder, leben länger, verdienen mehr Geld, brechen seltener die Schule ab und erlangen öfter einen Universitätsabschluss als diejenigen, die überhaupt nicht in die Kirche gehen.<sup>18</sup> Der

Wirtschaftswissenschaftler Jonathan Gruber vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) fand sogar heraus, dass dieser Zusammenhang *kausal* ist. Es ist nicht nur so, dass Menschen, die ein erfolgreiches Leben führen, zufällig auch in die Kirche gehen. Nein, die Kirche selbst befördert gute Angewohnheiten.

In seinem eigenen religiös geprägten Leben war Dad das Klischee eines kulturkonservativen Protestanten mit Wurzeln im amerikanischen Süden, obwohl dieses Klischee kaum der Wirklichkeit entspricht. Auch wenn es immer wieder heißt, die Menschen würden an ihrer Religion festhalten

wie Ertrinkende an einer Planke, gingen die Leute in meiner Heimat doch eher wie Mamaw damit um als wie Dad. Sie waren zutiefst religiös, hatten aber wenig Bindung an eine bestimmte Gemeinde. Tatsächlich waren Dad und seine Familie die einzigen konservativen Protestanten, die ich kannte, die regelmäßig in die Kirche gingen.<sup>19</sup> Tatsächlich gehen mitten im Bible Belt relativ wenige Menschen regelmäßig in die Kirche.<sup>20</sup>

Trotz ihres Rufs gibt es in der Appalachenregion – besonders vom nördlichen Alabama und Georgia bis in den Süden von Ohio – wesentlich weniger Kirchgänger als im Mittleren

Westen, in Teilen der Rocky Mountains und dem ganzen Landstrich zwischen Michigan und Montana. Seltsamerweise glauben wir, viel öfter in die Kirche zu gehen, als wir es tatsächlich tun. In einer neueren Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Gallup meldeten die Einwohner der Südstaaten und des Mittleren Westens die häufigsten Gottesdienstbesuche des Landes. Aber die *tatsächlichen* Zahlen im Süden sind wesentlich niedriger.

Dieses Täuschungsmuster hat mit dem kulturellen Druck zu tun. Im Südwesten von Ohio, wo ich geboren wurde, gehen in den Städten Cincinnati

und Dayton die wenigsten Leute in die Kirche, etwa so wenige wie im ultraprogressiven San Francisco. Niemand, den ich in San Francisco kenne, würde sich schämen zuzugeben, dass er nicht in die Kirche geht. (Vielleicht eher umgekehrt: Man schämt sich zuzugeben, dass man es tut.) Ohio ist in dieser Hinsicht das genaue Gegenteil: Selbst als Kind log ich, wenn ich gefragt wurde, ob ich regelmäßig in die Kirche ging. Der Umfrage von Gallup zufolge war ich nicht der Einzige, der diesem Druck nachgab.

Der Kontrast ist scharf: Religiöse Institutionen üben weiterhin einen

positiven Einfluss auf die Menschen aus, aber in Teilen des Landes, die vom Niedergang der Industrie erfasst sind, von Arbeitslosigkeit, Drogensucht und der Familienzerrüttung, gehen weniger Menschen in die Kirche als zuvor. Dads Kirche gab ihm etwas, das Menschen wie ich dringend benötigten. Alkoholiker erhielten Unterstützung und Fürsorge und das Gefühl, dass sie die Sucht nicht allein bekämpften. Schwangere bekamen kostenlose Wohnungen, Fortbildungen und Elterntraining. Wenn jemand Arbeit suchte, gab es immer Freunde aus der Gemeinde, die etwas anbieten oder eine Empfehlung aussprechen konnten.

Als Dad in finanzielle Schwierigkeiten geriet, legten in seiner Gemeinde alle zusammen, um einen Gebrauchtwagen für die Familie zu kaufen. In der kaputten Welt, die ich um mich herum erlebte – und für die Menschen, die sich in dieser Welt abmühten –, war Religion eine konkrete Hilfe, um die Gläubigen in der Spur zu halten.

Dads Glaube zog mich an, obwohl ich früh erfuhr, dass er eine wichtige Rolle bei der Adoption gespielt hatte, die unserer langen Trennung zugrunde lag. Während ich die Zeit genoss, die wir miteinander verbrachten, ließ der Schmerz der Adoption nicht nach, und wir sprachen oft darüber, wie und

warum es dazu überhaupt gekommen war. Zum ersten Mal hörte ich seine Seite der Geschichte: dass die Adoption nichts mit der Vermeidung der Unterhaltszahlungen zu tun hatte und dass er mich nicht einfach »weggegeben« hatte, wie Mom und Mamaw behauptet hatten, sondern mehrere Anwälte eingeschaltet und bis zu einem gewissen Punkt alles getan hatte, um mich zu behalten. Er machte sich Gedanken, dass mich der Streit um das Sorgerecht zerreißen würde. Wenn er vor dem Adoptionsbeschluss sein Besuchsrecht wahrnahm, verkroch ich mich in den ersten Stunden unter dem Bett, aus Furcht, er könne mich

entführen und ich würde Mamaw nie wiedersehen.

Als er seinen Sohn in diesem Angstzustand sah, beschloss er, seine Vorgehensweise zu ändern. Mamaw hasste ihn, das wusste ich aus erster Hand, aber Dad meinte, dieser Hass röhre noch aus den ersten Tagen seiner Ehe mit Mom, als er tatsächlich längst nicht der perfekte Ehemann gewesen sei. Wenn er mich manchmal abholte, stand Mamaw mit einer verborgenen, griffbereiten Waffe auf der Veranda und starrte ihn unverwandt an. Als er mit dem Kinderpsychiater des Gerichts sprach, erfuhr er, dass ich in der Schule schwieriger geworden war und

Anzeichen emotionaler Probleme zeigte. (Ich weiß, dass es so war. Nach ein paar Wochen im Kindergarten wurde ich um ein Jahr zurückgestuft. Zwei Jahrzehnte später traf ich die Erzieherin, die mich bei meinem ersten Vorstoß in den Kindergarten ertragen hatte. Sie erzählte, ich hätte mich derart schlecht betragen, dass sie nur drei Wochen nachdem sie die Arbeit im Kindergarten aufgenommen habe, beinahe den Beruf gewechselt hätte. Es spricht Bände über mein damaliges Verhalten, dass sie sich zwanzig Jahre später überhaupt an mich erinnerte.)

Schließlich, so erzählte mir Dad, bat er Gott um zwei Zeichen, dass die

Adoption das Beste für mich sei. Diese Zeichen wurden offenbar gegeben, und Bob, ein Mann, den ich erst seit knapp einem Jahr kannte, wurde mein gesetzlicher Vormund. Ich bezweifle nicht, dass mein Vater die Wahrheit gesagt hat, und wenn ich auch nachvollziehen kann, wie schwierig die Entscheidung damals für ihn gewesen ist, konnte ich mich nie mit der Vorstellung anfreunden, dass man das Schicksal seines Kindes Gott und seinen Zeichen überlässt.

Doch dies war alles in allem recht nebensächlich. Allein die Tatsache, dass er mich damals gerngehabt hat, hat einen großen Teil dieses

Kindheitsschmerzes ausgelöscht. Im Großen und Ganzen liebte ich meinen Vater und seine Kirche. Ich bin mir nicht sicher, ob es die Orientierung war, die der Glaube bot, oder ob ich einfach an etwas teilhaben wollte, was ihm wichtig war. Vermutlich spielte beides eine Rolle. Auf jeden Fall wurde ich ein eifriger Konvertit. Ich verschlang Bücher über Junge-Erde-Kreationismus und tummelte mich in Chatrooms, um Evolutionstheoretiker herauszufordern. Ich lernte, was es mit der Millennaristischen Prophezeiung auf sich hatte, und gelangte zu der Überzeugung, dass die Welt im Jahr 2007 enden würde. Ich warf sogar

meine Black-Sabbath-CDs weg. Dads Gemeinde unterstützte all dies, weil sie die Weisheit der säkularen Wissenschaft bezweifelte und die Moral der weltlichen Musik.

Obwohl zwischen mir und meinem Vater vor dem Gesetz keine Verbindung bestand, verbrachte ich eine Menge Zeit mit ihm. Ich verbrachte die meisten Ferien dort und besuchte ihn an jedem zweiten Wochenende. Doch auch wenn ich es liebte, Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen zu sehen, die jahrelang nicht Teil meines Lebens gewesen waren, blieb die grundlegende Trennung meiner beiden Lebensbereiche erhalten. Dad mied die

Verwandtschaft meiner Mutter und umgekehrt. Lindsay und Mamaw sahen die neue Rolle, die mein Vater in meinem Leben hatte, zwar positiv, hielten an ihrem Misstrauen ihm gegenüber aber fest. Für Mamaw war Dad der »Samenspender«, der mich an einer entscheidenden Stelle meines Lebens im Stich gelassen hatte. Ich selbst trug meinem Vater diese Vergangenheit zwar auch nach, doch Mamaws Sturheit machte die Sache nicht einfacher.

Und trotzdem entwickelte sich das Verhältnis zu meinem Vater immer weiter, wie auch mein Verhältnis zu seinem Glauben. Der Nachteil dieser

Religion war, dass sie eine gewisse Abgeschiedenheit von der übrigen Welt förderte. Ich durfte in Dads Haus nicht Eric Clapton hören – nicht etwa wegen der Unangemessenheit seiner Texte, sondern weil Eric Clapton von dämonischen Kräften beeinflusst würde. Damals erzählten sich die Leute als Witz, dass man irgendeine dämonische Beschwörung hören könne, wenn man Led Zeppelins »Stairway to Heaven« rückwärtsspiele. Aber in Dads Kirche sprach einmal ein Gemeindemitglied über diese Zeppelin-Geschichte, als sei es die Wahrheit.

Das waren für mich nur kleine

Merkwürdigkeiten – ich hielt sie anfangs für strenge Regeln, an die ich mich halten konnte oder nicht. Aber ich war ein neugieriges Kind, und je tiefer ich mich auf die Theologie der Evangelikalen einließ, desto mehr sah ich mich gezwungen, vielen Teilen unserer Gesellschaft zu misstrauen. Evolution und der Big Bang wurden Ideologien, gegen die ich vorgehen musste, nicht Theorien, die es zu verstehen galt. Viele der Predigten, die ich hörte, gaben der Kritik an anderen Christen ebenso viel Raum wie allem Sonstigen. Theologische Fronten wurden gezogen, und die Gläubigen auf der gegnerischen Seite interpretierten

nicht nur die Bibel falsch, sie waren irgendwie sogar unchristlich. Ich bewunderte meinen Onkel Dan mehr als jeden anderen Menschen, aber als er einmal erklärte, dass sein katholischer Glaube die Evolutionstheorie akzeptiere, schlich sich Argwohn in meine Bewunderung ein. Ich musste in meinem Glauben vor Häretikern auf der Hut sein. Gute Freunde, die Teile der Bibel anders interpretierten, übten schlechten Einfluss auf mich aus. Selbst Mamaw sank in meiner Gunst, weil ihre religiösen Ansichten ihren Sympathien für Bill Clinton nicht entgegenstanden.

Als junger Teenager dachte ich zum

ersten Mal ernsthaft über die Frage nach, woran ich glaubte und warum ich glaubte; ich hatte das akute Gefühl, dass die »wahren« Christen immer weiter bedrängt würden. Es hieß, dem Weihnachtsfest sei »der Krieg erklärt« worden – ein Krieg, den, soweit ich sehen konnte, vor allem Aktivisten der American Civil Liberties Union (ACLU) führten, einer Bürgerrechtsorganisation, die Kleinstädte dafür verklagte, dass sie Krippen aufstellten. Ich las ein Buch des Autors David Limbaugh mit dem Titel *Verfolgung*, das die verschiedenen Formen der Diskriminierung gegenüber Christen

beschrieb. Im Internet wimmelte es nur so vor Berichten über New Yorker Kunstausstellungen, die fäkalienbeschmierte Darstellungen von Christus oder der Jungfrau Maria zeigten. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, einer verfolgten Minderheit anzugehören.

All dieses Gerede von Christen, die nicht christlich genug waren, von Säkularisten, die die Jugend indoktrinierten, von Kunstausstellungen, die unseren Glauben beschimpften, von Eliten, die uns schikanierten, machte die Welt zu einem furchteinflößenden, unwirtlichen Ort. Da waren zum Beispiel die

Schwulenrechte – ein besonders heißes Thema unter konservativen Protestanten. Ich werde nie vergessen, wie ich einmal überzeugt war, ich sei schwul. Ich war acht oder neun Jahre alt, vielleicht noch jünger, und ich hörte zufällig die Sendung irgendeines Feuer-und-Schwefel-Predigers. Der Mann sprach über das Unheil, das Homosexuelle brächten, wie sie unsere Gesellschaft infiltriert hätten und wie sie alle zu Höllenqualen verdammt seien, wenn sie nicht ernsthaft Buße täten. Das Einzige, was ich damals über schwule Männer wusste, war, dass sie sich eher zu Männern als zu Frauen hingezogen fühlten. Das passte

hervorragend auf mich: Ich mochte Mädchen nicht, und mein allerbester Freund war Bill. *Hilfe, ich komme in die Hölle.*

Ich sprach Mamaw darauf an, beichtete ihr, dass ich schwul sei und dass ich mir Sorgen mache, in der Hölle zu landen. Sie antwortete: »Sei nicht so ein verdampter Idiot, wie willst du denn wissen, ob du schwul bist?« Ich erklärte ihr meinen Gedankengang. Mamaw kicherte und schien zu überlegen, wie sie das einem Jungen in meinem Alter erklären konnte. Schließlich fragte sie mich: »J. D., hast du Lust, Schwänze zu lutschen?« Ich fiel aus allen Wolken.

Warum sollte jemand Lust auf so was haben? Sie wiederholte ihre Frage, und ich sagte: »Natürlich nicht!« – »Dann bist du nicht schwul«, sagte sie. »Und selbst wenn du Schwänze lutschen wolltest, wäre es in Ordnung. Gott würde dich trotzdem lieben.«

Damit war die Sache erledigt. Offenbar brauchte ich mir keine Gedanken mehr zu machen, ob ich schwul war. Jetzt, da ich älter bin, verstehe ich, wie profund ihre Haltung dazu war: Mamaw fand schwule Menschen zwar be fremdlich, aber sie fühlte sich in ihrem Innersten nicht von ihnen bedroht. Es gab wichtigere Dinge, die einem Christen Sorgen

bereiten mussten.

In meiner neuen Kirche dagegen wurde mehr über die Schwulenlobby und den Krieg gegen Weihnachten gesprochen als über bestimmte Charaktereigenschaften, die ein Christ anstreben sollte. Ich hatte das Gespräch mit Mamaw als ein Beispiel für weltliches Denken abgespeichert, nicht als ein Plädoyer für christliche Nächstenliebe. Moral bedeutete, nicht an diesem oder jenem gesellschaftlichen Übel teilzunehmen: der schwulen Agenda, der Evolutionstheorie, linker Clinton'scher Politik oder außerehelichem Geschlechtsverkehr. Die Kirche meines

Vaters verlangte so wenig von mir. Es war leicht, Christ zu sein. Die einzigen positiven Lehren aus dieser Theologie, an die ich mich erinnern kann, waren, dass ich meine Frau nicht betrügen durfte und dass ich keine Hemmungen zu haben brauchte, anderen das Evangelium zu verkünden. Also plante ich, ein Leben in Monogamie zu führen, und versuchte, andere Menschen zum Übertritt zu bewegen, selbst meinen Naturwissenschaftslehrer aus der siebten Klasse, einen Moslem.

Die Welt taumelte dem moralischen Verderben entgegen, sie wankte in Richtung Gomorrha. Die Entrückung war nah, glaubten wir. Die

wöchentlichen Predigten waren von apokalyptischen Bildern durchsetzt, genau wie die *Left Behind*-Bücher – eine der meistverkauften Literaturserien aller Zeiten –, die ich verschlang. Man sprach darüber, ob der Antichrist schon unter uns weilte und welcher unter den Mächtigen dieser Welt es wohl sei. Irgendjemand sagte einmal, er glaube, ich würde später einmal ein sehr schönes Mädchen heiraten, es sei denn, der Herr kehre wieder, bevor ich das Heiratsalter erreicht hätte. Die Endzeit war der angemessene Abschluss für eine Kultur, die rasant auf den Abgrund zuschlitterte.

Andere Autoren haben bemerkt, wie schwierig es für evangelikale Kirchen ist, ihre Mitglieder über einen längeren Zeitraum zu binden, und es ist genau diese Art von Theologie, die sie dafür verantwortlich machen.<sup>21</sup> Als Kind sah ich das nicht. Und ich verstand auch nicht, dass die religiösen Ansichten, die ich in den ersten Jahren mit Dad entwickelte, schon die Zweifel säten, die sich zu einer vollständigen Abkehr vom christlichen Glauben auswachsen sollten. Was ich allerdings sehr wohl wusste, war, dass ich meine neue Kirche liebte, ebenso wie den Mann, der mich zu ihr geführt hatte. Das Timing war perfekt, wie sich

herausstellte. Denn die folgenden Monate sollten einen himmlischen und einen irdischen Vater dringend erforderlich machen.

## Anmerkungen zum Kapitel

18. Linda Gorman: »Is Religion Good for You?«, The National Bureau of Economic Research,  
[www.nber.org/digest/oct05/w11377..](http://www.nber.org/digest/oct05/w11377..)
19. Raj Chetty et al.: »Equality of Opportunity Project«, 2014;  
[www.equality-of-opportunity.org](http://www.equality-of-opportunity.org).  
(Die »Rel. Tot. variable« der

Autoren misst Religiosität in einer bestimmten Region. Die Südstaaten und der Rust Belt haben einen wesentlich niedrigeren Quotienten als viele andere Regionen des Landes.)

20. Ebd.
21. Carol Howard Merritt: »Why Evangelicalism Is Failing a New Generation«, *The Huffington Post: Religion*, Mai 2010,  
[www.huffingtonpost.com/carol-howard-merritt/why-evangelicalism-is-fai\\_b\\_503971.html](http://www.huffingtonpost.com/carol-howard-merritt/why-evangelicalism-is-fai_b_503971.html)

# Kapitel 7

ALS ICH DREIZEHN WAR, begann Mom im Herbst eine Beziehung mit Matt, einem jüngeren Typen, der als Feuerwehrmann arbeitete. Vom ersten Augenblick an verehrte ich Matt – ich mochte ihn lieber als alle anderen Männer in Moms Leben, und wir haben noch heute Kontakt. Eines Abends saß

ich zu Hause vor dem Fernseher und wartete auf Mom, die auf dem Heimweg von der Arbeit »Bucket«-Hähnchen von KFC zum Abendessen mitbringen wollte. Ich hatte an diesem Abend zwei Aufgaben: erstens Lindsay finden, falls sie Hunger hatte, zweitens Mamaw etwas von dem Essen rüberbringen, sobald Mom nach Hause kam. Mom sollte jeden Augenblick nach Hause kommen, als Mamaw anrief: »Wo ist deine Mutter?«

»Weiß nicht. Stimmt was nicht, Mamaw?«

Ihre Antwort ist in mein Gedächtnis eingebrennt, mehr als alles andere, was ich in meinem Leben gehört habe. Sie

machte sich Sorgen – mehr noch, sie hatte Angst. Der Hillbilly-Akzent, den sie normalerweise unterdrückte, tropfte ihr nur so von den Lippen. »*Niemand hat Papaw gesehen oder von ihm gehört.*«

Ich versprach, sie zurückzurufen, sobald Mom zu Hause sei, mit der ich jeden Augenblick rechnete.

Ich ging davon aus, dass Mamaw überreagierte. Aber dann fiel mir ein, wie überaus regelmäßig Papaws Tagesablauf war. Er wachte jeden Morgen ohne Wecker um sechs Uhr auf und fuhr um sieben zu McDonald's, um mit seinen alten Armco-Kumpeln einen Kaffee zu trinken. Sie unterhielten sich

zwei Stunden, dann ging er rüber zu Mamaws Haus und verbrachte den Vormittag vor dem Fernseher oder beim Kartenspiel. Wenn er vor dem Mittagessen überhaupt noch einmal hinausging, dann nur, um kurz in der Eisenwarenhandlung seines Freundes Paul vorbeizuschauen. Er blieb immer so lange bei Mamaw, dass er mich begrüßen konnte, wenn ich aus der Schule kam. Und wenn ich nicht zu Mamaws Haus ging, sondern zu Mom – was ich in guten Zeiten tat –, dann kam er meistens vorbei, um sich zu verabschieden, bevor er nach Hause fuhr. Die Tatsache, dass er all das an diesem Tag versäumt hatte, bedeutete,

dass etwas nicht stimmte.

Ein paar Minuten nach Mamaws Anruf kam Mom zur Tür herein, sie weinte schon. »Papaw ... Papaw, ich glaube, er ist tot.«

Der Rest ist verschwommen: Ich glaube, ich richtete Mamaws Nachricht aus. Wir holten sie ab und rasten zu Papaws Haus, das nur wenige Minuten entfernt lag. Ich trommelte mit der Faust an seine Tür. Mom rannte um das Haus zur Hintertür, kreischte und kehrte zur Haustür zurück, um Mamaw zu sagen, dass er zusammengesackt in seinem Sessel saß und sie einen Stein nehmen würde. Sie warf die Fensterscheibe ein, kletterte ins Haus,

schloss die Haustür auf und öffnete sie uns. Dann kümmerte sie sich um ihren Vater. Er war zu diesem Zeitpunkt schon beinahe einen ganzen Tag tot.

Mom und Mamaw schluchzten heftig, während wir auf den Krankenwagen warteten. Ich versuchte, Mamaw in den Arm zu nehmen, aber sie war außer sich und reagierte nicht einmal auf mich. Als sie schließlich zu weinen aufhörte, drückte sie mich fest an ihre Brust und sagte, ich solle zu ihm gehen, um mich zu verabschieden, bevor sie die Leiche abtransportierten. Ich unternahm einen Versuch, aber die Rettungssanitäterin, die neben ihm kniete, starrte mich nur an. Sie schien

meinen Wunsch, einen Blick auf den Toten zu werfen, seltsam und unheimlich zu finden. Den wahren Grund, warum ich zu dem kraftlos in seinem Sessel sitzenden Papaw gegangen war, erzählte ich ihr nicht.

Als der Krankenwagen den Leichnam mitgenommen hatte, fuhren wir auf direktem Weg zu Tante Wee. Mom muss sie angerufen haben, denn sie kam schon mit verheulten Augen die Treppe herunter. Wir umarmten uns alle, bevor wir uns in den Wagen quetschten und zu Mamaws Haus zurückfuhren. Die Erwachsenen gaben mir die schwierige Aufgabe, Lindsay zu finden und ihr die traurige Nachricht zu überbringen.

Damals gab es noch keine Handys, und es war nicht leicht, die siebzehnjährige Lindsay zu erreichen. Im Haus ging sie nicht ans Telefon, und ich erreichte auch keine ihrer Freundinnen. Mamaws Haus – 313 McKinley – war genau fünf Häuser von Moms Haus entfernt, das die Nummer 303 hatte. Ich hörte also den Erwachsenen zu, die Organisatorisches besprachen, und sah dabei aus dem Fenster, um meine Schwester abzufangen. Die Erwachsenen redeten über die Beerdigung, fragten sich, wo Papaw begraben werden wollte – »In Jackson natürlich, verdammt«, sagte Mamaw – und wer Onkel Jimmy anrufen würde,

um ihm zu sagen, dass er nach Hause kommen solle.

Lindsay kehrte kurz nach Mitternacht heim. Ich schlepppte mich hinüber, öffnete die Tür. Sie kam gerade die Treppe hinunter, blieb aber wie angewurzelt stehen, als sie mein Gesicht sah, das vom vielen Weinen rot und fleckig war. »Papaw«, brach es aus mir heraus, »er ist tot.«

Lindsay brach auf der Treppe zusammen, ich rannte hinauf und hielt sie fest. Ein paar Minuten lang saßen wir zusammen da und weinten, wie Kinder weinen, die erfahren haben, dass der wichtigste Mann in ihrem Leben gestorben ist. Lindsay sagte

irgendetwas. Ich erinnere mich zwar nicht mehr an den Wortlaut, aber ich weiß noch, dass sie unter Tränen meinte, sie habe ihn ausgenutzt, weil er kurz zuvor ihr Auto repariert hatte.

Lindsay war ein Teenager, als Papaw starb, auf dem Höhepunkt dieses seltsamen Stadiums, in dem man glaubt, alles zu wissen, und sich zu viele Gedanken darüber macht, wie man von anderen wahrgenommen wird. Papaw war vieles, aber nicht gleichgültig. Er trug immer dasselbe alte T-Shirt mit einer Tasche, die gerade groß genug für sein Zigarettenpäckchen war. Er roch immer muffig, weil er seine Kleidung zwar wusch, aber dann »natürlich«

trocknete, und das bedeutete: dicht zusammengepackt in der Waschmaschine. Sein lebenslanger Zigarettenkonsum hatte ihn mit einem endlosen Nachschub von Lungenschleim gesegnet, und er ließ jeden, zu jeder Zeit und zu jedem Anlass, gern daran teilhaben. Er hörte Johnny Cash in Endlosschleife, und wenn er irgendwohin musste, nahm er immer den alten El Camino – eine Limousine mit Ladefläche. Mit anderen Worten: Papaw war nicht die ideale Gesellschaft für ein sehr schönes siebzehnjähriges Mädchen mit einem großen Freundeskreis, weshalb sie ihn ausnutzte, wie jedes junge Mädchen

ihren Vater ausnutzt: Sie liebte und bewunderte ihn, sie bat ihn um bestimmte Dinge, und er tat ihr so manchen Gefallen, aber wenn sie mit ihren Freunden zusammen war, kümmerte sie sich nicht weiter um ihn.

Bis heute setze ich die Möglichkeit, jemanden »ausnutzen« zu können, mit der Tatsache gleich, dass man Eltern hat. Lindsay und mir saß die Angst, jemandem zur Last zu fallen, immer im Nacken; sie verseuchte sogar die Nahrung, die wir zu uns nahmen. Wir erkannten instinkтив, dass viele der Menschen, von denen wir abhängig waren, diese Rolle in unserem Leben überhaupt nicht hätten zu spielen

brauchen. Das ging so weit, dass es mit das Erste war, was Lindsay einfiel, als sie von Papaws Tod erfuhr. Wir waren konditioniert worden zu glauben, dass wir uns auf Menschen nicht verlassen konnten, dass es – selbst für uns als Kinder – ein Luxus war, jemanden um eine Mahlzeit zu bitten oder um Hilfe bei einem Autoschaden, ein Luxus, dem wir uns nicht zu oft hingeben durften, um den Bestand an gutem Willen, die einzige Absicherung in unserem Leben, nicht vollständig aufzubrauchen. Mamaw und Papaw taten, was sie konnten, um diesem Instinkt entgegenzuwirken. Wenn wir, was sehr selten vorkam, in ein gutes Restaurant

gingen, wurde ich so lange in die Mangel genommen, bis ich schließlich zugab, dass ich am liebsten das Steak hätte. Und dann bestellten sie es für mich, über meinen Protest hinweg. Doch niemand, wie beeindruckend er auch sein mochte, konnte dieses Gefühl vollständig auslöschen. Am nächsten war dem Papaw gekommen, aber auch er hatte es nicht ganz geschafft, und jetzt war er tot.

Papaw starb an einem Dienstag. Das weiß ich nur, weil Lynyrd Skynyrd's »Tuesday's Gone« im Radio lief, als mich Matt, Moms damaliger Freund, am nächsten Morgen zu einem Diner fuhr, um Frühstück für die ganze

Familie zu holen. »But somehow I've got to carry on / Tuesday's gone with the wind.« Das war der Augenblick, an dem mir wirklich klar wurde, dass Papaw nie wiederkehren würde.

Die Erwachsenen taten, was Menschen tun, die einen lieben Menschen verloren haben: Sie planten die Bestattung, überlegten, wie sie sie bezahlen könnten, und hofften, dem Verstorbenen gerecht zu werden. Wir ließen ihn am Donnerstag in Middletown aufbahren und am Freitag in Jackson, bevor er am Samstag beerdigt wurde. Selbst im Tod hatte Papaw einen Fuß in Ohio und den anderen in der Talsenke.

Jeder, der mir etwas bedeutete, kam zur Beerdigung in Jackson: Onkel Jimmy mit seinen Kindern, die ganze Verwandtschaft, die Freunde und die Blanton-Brüder, die noch unter den Lebenden weilten. Als ich diese Titanen meiner Familie sah, fiel mir auf, dass ich sie in den ersten elf Jahren meines Lebens immer nur bei fröhlichen Anlässen – großen Familientreffen, endlosen Sommern und langen Wochenenden – gesehen hatte, und nun, in den letzten zwei Jahren, nur noch bei Beerdigungen.

In der Kapelle forderte der Pastor jeden Anwesenden auf, aufzustehen und ein paar Worte über den Verstorbenen

zu sagen. So kannte ich das auch von anderen Hillbilly-Begräbnissen. Ich saß neben Onkel Jimmy und heulte während der gesamten Trauerstunde, meine Augen waren am Ende so gerötet, dass ich kaum noch sehen konnte. Trotzdem wusste ich, dass dies meine einzige Chance war. Wenn ich jetzt nicht aufstand, um zu sagen, was ich zu sagen hatte, würde ich es für den Rest meines Lebens bereuen.

Mir fiel ein Moment ein, der ein Jahrzehnt zurücklag und den ich selbst nur aus Erzählungen kannte. Ich war vier oder fünf Jahre alt. Ein Großonkel war gestorben, und wir saßen auf derselben Bank des Bestattungsinstituts

Deaton's in Jackson. Wir waren nach einer langen Fahrt aus Middletown gerade erst angekommen, und als der Pastor uns aufforderte, eine demutsvolle Haltung anzunehmen und zu beten, ließ auch ich den Kopf sinken und schliefe ein. Onkel Pet, Mamaws älterer Bruder, legte mich auf die Seite, schob mir eine Bibel als Kopfkissen unter und kümmerte sich nicht weiter um mich. Ich schliefe, als das Folgende passierte, aber ich habe es mir hundert Mal in verschiedenen Versionen erzählen lassen. Selbst heute noch, wenn ich jemanden treffe, der bei dieser Beerdigung dabei war, erzählen sie mir von meinen Hillbilly-

Großeltern, Mamaw und Papaw. Als ich in der Menge der Trauernden vor der Kapelle nicht auftauchte, begannen Mamaw und Papaw sich Sorgen zu machen, denn selbst in Jackson gab es Perverse, wie sie mir erzählt hatten, Leute, die mir Stöcke in den Hintern schieben und meinen »Pimmel lutschen« wollten, genau wie die Perversen in Ohio oder Indiana oder Kalifornien. Papaw hatte einen Plan: Das Bestattungsinstitut Deaton's hatte nur zwei Ausfahrten, und bisher war noch niemand davongefahren. Er rannte zu seinem Wagen und schnappte sich eine .44er Magnum für sich selbst und eine .38er Special für Mamaw. Sie

stellten sich an die Ausfahrten und überprüften jedes Auto. Wenn sie einen alten Freund sahen, erklärten sie kurz die Situation und baten um Mithilfe. Wenn es Fremde waren, durchsuchten sie die Autos wie die verdammte Drogenpolizei.

Onkel Pet kam, verärgert darüber, dass Mamaw und Papaw den Verkehr aufhielten. Als sie den Grund sagten, brach Pet in schallendes Gelächter aus. »Er schläft auf der Bank in der Kapelle, komm, ich zeig's dir.« Als sie mich gefunden hatten, lösten sie den Stau auf und ließen die Leute fahren.

Dann fiel mir ein, wie mir Papaw ein Luftgewehr mit Zielfernrohr gekauft

hatte. Er klemmte die Waffe in seinen Schraubstock und feuerte mehrmals auf eine Zielscheibe. Nach jedem Schuss justierten wir das Zielfernrohr, indem wir das Fadenkreuz mit dem Einschussloch in Deckung brachten. Dann zeigte er mir, wie man schießt – dass man sich aufs Visier konzentriert und nicht auf das Ziel und dass man ausatmet, bevor man abdrückt. Jahre später erzählten uns die Schießausbilder der Marineinfanterie bei der Grundausbildung, dass diejenigen unter uns, die angeblich schon schießen konnten, schlechter abschnitten, weil sie die Grundlagen nicht gelernt hatten. Das stimmte – mit

einer Ausnahme: ich. Papaw hatte mir die Grundlagen hervorragend vermittelt, und ich qualifizierte mich am M16-Gewehr mit einer der höchsten Punktzahlen in meinem gesamten Zug als »Experte« – die höchste erreichbare Stufe.

Papaw war so ruppig, dass es beinahe schon absurd war. Jeder Vorschlag, jedes Verhalten, das ihm nicht passte, quittierte er mit: »Bullshit«. Wenn er das sagte, wusste jeder, dass er den Mund halten musste. Sein Hobby waren Autos. Er kaufte, tauschte und reparierte sie mit Begeisterung. Eines Tages – Papaw hatte erst kurz zuvor mit dem Trinken

aufgehört – kam Onkel Jimmy nach Hause und sah, wie er auf der Straße einen alten Wagen reparierte. »Der hat geschimpft wie 'n Rohrspatz. ›Diese verdammten japanischen Autos, billige Scheißkisten. Was für ein Vollidiot hat das Teil hier gemacht?‹ Ich hab ihm 'ne Weile zugehört, er wusste ja nicht, dass jemand in der Nähe war. Der hat gar nicht mehr aufgehört zu schimpfen und zu klagen. Ich hab gedacht, der ist todunglücklich.«

Onkel Jimmy verdiente seit kurzem sein eigenes Geld, und er wollte seinem Vater unbedingt helfen. Also bot er an, den Wagen zur Reparatur in die Werkstatt zu bringen. Diese Idee

traf Papaw völlig unvorbereitet. »Was? Warum?«, fragte er unschuldig. »Ich liebe es, Autos zu reparieren.«

Papaw hatte einen Bierbauch und ein rundes Gesicht, aber seine Arme und Beine waren dürr. Er entschuldigte sich nie mit Worten. Als er mit Tante Wee, der er beim Umzug half, quer durchs Land fuhr, rügte sie ihn für seinen früheren Alkoholismus und fragte, warum sie sich so selten richtig unterhalten hätten.

»Jetzt reden wir doch. Den ganzen Scheißtag lang sitzen wir zusammen im Auto.«

Aber mit Taten entschuldigte er sich doch. Wenn ihm mir gegenüber mal der

Kragen platzte, was selten genug vorkam, gab es nachher immer ein neues Spielzeug oder ein Eis in der Eisdiele.

Papaw war ein furchterregender Hillbilly, geschaffen für eine andere Zeit und einen anderen Ort. Auf der langen Fahrt mit Tante Wee hielten sie am frühen Morgen an einer Raststätte. Tante Wee beschloss, sich zu kämmen und die Zähne zu putzen, und verbrachte somit mehr Zeit auf der Damentoilette, als Papaw für angebracht hielt. Er trat mit einem geladenen Revolver in der Hand die Tür auf, wie eine Figur aus einem Liam-Neeson-Film. Er war überzeugt

gewesen, wie er später erklärte, dass sie von irgendeinem Perversen vergewaltigt wurde. Jahre später, nachdem Tante Wees Hund einmal ihr kleines Baby angeknurrt hatte, drohte Papaw ihrem Mann Dan, dass er dem Hund ein in Frostschutzmittel eingelegtes Steak zu fressen geben würde, wenn er ihn nicht sofort weggebe. Und das war kein Witz: Drei Jahrzehnte zuvor hatte er einem Nachbarn auf dieselbe Weise gedroht, nachdem dessen Hund meine Mom beinahe gebissen hatte. Eine Woche später war der Hund tot. In der Kapelle im Bestattungsinstitut fielen mir genau diese Dinge ein.

Vor allem aber dachte ich an die Beziehung, die ich zu Papaw hatte, an die Stunden, die wir damit verbracht hatten, komplexe mathematische Aufgaben zu lösen. Durch ihn wusste ich, dass fehlendes Wissen und fehlende Intelligenz nicht dasselbe waren. Ersteres konnte man mit ein wenig Geduld und viel harter Arbeit ausgleichen. Und Letzteres? »Na ja, da hast du dann halt die Arschkarte gezogen.«

Ich erinnerte mich daran, wie Papaw mit mir und den Babys von Tante Wee auf dem Boden herumgekrabbelt war, als sei er selbst ein Kind. Trotz der vielen »Bullshits« und seiner

griesgrämigen Art gab es nie eine Umarmung oder einen Kuss, über den er sich nicht freute. Er kaufte Lindsay ein klappriges Auto und brachte es auf Vordermann, und als Lindsay es zu Schrott gefahren hatte, kaufte er ihr ein neues, das er auch wieder auf Vordermann brachte, nur damit sie nicht das Gefühl hatte, sie »hätte nichts«. Mir ging durch den Kopf, wie ich manchmal gegenüber Mom, Lindsay oder Mamaw die Beherrschung verloren hatte und dass Papaw nur bei diesen seltenen Anlässen gelegentlich eine bösartige Seite gezeigt hatte, denn, so erklärte er mir einmal, »was ein Mann wert ist, erkennt man daran, wie

er die Frauen in seiner Familie behandelt«. Seine Einsicht beruhte auf der eigenen Erfahrung, hatte er doch selbst früher versagt, wenn es darum ging, die Frauen in der Familie gut zu behandeln.

Ich stand also auf, damals in der Kapelle, fest entschlossen, allen zu erzählen, wie viel er mir bedeutet hatte. »Ich hatte nie einen Vater«, erklärte ich, »aber Papaw war immer für mich da, und er hat mir Dinge beigebracht, die ein Mann wissen muss.« Dann fasste ich den Einfluss, den er auf mein Leben gehabt hatte, zusammen: »Er war der beste Vater, den man sich wünschen kann.«

Nach der Beerdigung kamen mehrere Leute zu mir, um ihren Respekt für meinen Mut auszudrücken. Mom war nicht darunter, was ich merkwürdig fand. Als ich sie in der Menge entdeckte, schien sie in einer Art Trance zu stecken. Sie sprach wenig, selbst zu denen, die zu ihr kamen. Ihre Bewegungen waren langsam, der Körper spannungslos.

Auch Mamaw schien sich in ihrer Haut nicht wohl zu fühlen. Normalerweise war Kentucky der Ort, an dem sie ganz in ihrem Element war. In Middletown konnte sie nie ganz sie selbst sein. Bei Perkins, unserem liebsten Frühstücksrestaurant, kam

manchmal der Oberkellner an den Tisch, um Mamaw zu ermahnen, leiser zu sprechen und nicht zu fluchen. »So ein Arschloch«, zischte sie dann. Sie fühlte sich nicht mehr wohl und aß bedrückt weiter. Aber in Bill's Family Diner, dem einzigen Restaurant in Jackson, in dem man ein ordentliches Essen bekam, rief sie in die Küche hinein, dass sie sich »verdammt noch mal beeilen« sollten, und die Köche lachten nur und sagten: »Okay, Bonnie.« Dann sah sie mich an und sagte: »Du weißt schon, dass ich nur Scheiß mache, oder? Die wissen, dass ich nicht so 'ne gemeine Alte bin.«

Wenn sie in Jackson unter Freunden

und echten Hillbillys war, brauchte sie keinen Filter. Beim Begräbnis ihres Bruders einige Jahre zuvor hatten sich Mamaw und ihre Nichte Denise eingeredet, dass einer der Sargträger, ein Angestellter des Bestattungsinstituts, ein Perverser sei, und sie waren in das Büro eingebrochen und hatten seine Sachen durchsucht. Sie fanden eine große Sammlung von Zeitschriften, darunter einige Ausgaben der *Beaver Hunt* (einer Publikation, die nichts mit der Jagd auf Biber und alles mit der anderen Bedeutung von *beaver* – »Muschi« – zu tun hat). Mamaw fand das wahnsinnig komisch. »Verdammt –

*Beaver Hunt!*«, brüllte sie. »Wer denkt sich denn so einen Scheiß aus?« Sie und Denise entwickelten den Plan, die Hefte mitzunehmen und der Frau des Sargträgers mit der Post zu schicken. Aber dann dachte Mamaw darüber nach und überlegte es sich anders. »Bei meinem Glück«, erzählte sie mir später, »bauen wir auf dem Rückweg nach Ohio einen Unfall, und die Polizei findet die verdammten Dinger in meinem Kofferraum. Teufel, ich will doch nicht, dass mich die Leute für 'ne Lesbe halten, wenn ich abkratze – und nicht nur irgendeine Lesbe, sondern eine perverse!« Also warfen sie die Hefte weg, »um dem Perversen eine

Lektion zu erteilen«, und ließen es gut sein. Diese Seite von Mamaw kam außerhalb von Jackson nur selten zum Vorschein.

Deaton's Bestattungsinstitut in Jackson – wo sie diese Hefte gestohlen hatte – war vom Grundriss her wie eine kleine Kirche angelegt. Im Zentrum des Gebäudes befand sich eine Trauerkapelle, flankiert von größeren, mit Sofas und Tischen ausgestatteten Zimmern. Auf den kürzeren Seiten waren Flure, die zu einigen kleineren Räumen – den Büros, einer Kaffeeküche und den Toiletten – führten. Ich habe in diesem winzigen Bestattungsinstitut viel Lebenszeit

verbracht, mich dort von Tanten und Onkeln, Cousinen, Cousins und Großeltern verabschiedet. Mamaw grüßte dort jeden Trauergast, sie lachte laut und fluchte stolz, egal ob sie dort war, um eine alte Freundin zu begraben, einen Bruder oder ihre geliebte Mutter.

Ich war deshalb überrascht, als ich bei der Andacht für Papaw nach Trost suchte und Mamaw allein in einer Ecke vorfand. Sie war ausgelaugt in einer Weise, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Sie starnte mit leerem Blick auf den Boden, an die Stelle ihres Temperaments war etwas Unvertrautes getreten. Ich kniete mich

vor ihr hin und legte wortlos meinen Kopf in ihren Schoß. Jetzt erst verstand ich, dass auch Mamaw nicht unbesiegbar war.

Heute weiß ich, dass Mamaws und Moms Verhalten nicht nur Trauer war. Lindsay, Matt und Mamaw taten alles, um es vor mir zu verbergen. Mamaw verbot mir, bei Mom zu übernachten, unter dem Vorwand, sie wolle mich in ihrer Trauer in der Nähe haben. Vielleicht hofften sie, mir ein wenig Raum zu geben für meine eigene Trauer. Ich weiß es nicht.

Anfangs bemerkte ich nicht, dass etwas sehr schiefelief. Jeder von uns hatte seine eigene Art, mit Papaws Tod

umzugehen. Lindsay verbrachte viel Zeit mit ihren Freundinnen, sie war ständig unterwegs. Ich hielt mich an Mamaw und las oft in der Bibel. Mom schlief mehr als gewöhnlich, ich ging davon aus, dass dies ihr Versuch war, mit dem Verlust zurechtzukommen. Zu Hause hatte sich Mom überhaupt nicht im Griff. Wenn Lindsay auch nur das Geschirr nicht ordentlich spülte oder vergaß, mit dem Hund Gassi zu gehen, brüllte sie wütend herum: »Mein Vater war der Einzige, der mich richtig verstanden hat! Ich habe ihn verloren, und ihr macht das alles nur noch schlimmer!« Allerdings wusste ich ja, dass Mom zu Wutausbrüchen neigte,

und ich tat es auch jetzt wieder ab.

Es schien ihr gegen den Strich zu gehen, dass sie nicht die einzige Trauernde war. Tante Wees Trauer war für sie ungerechtfertigt, weil Mom und Papaw eine besondere Beziehung gehabt hatten. Selbst Mamaws Trauer war ungerechtfertigt, weil sie Papaw nicht einmal mochte und sich entschieden hatte, nicht unter einem Dach mit ihm zu leben. Lindsay und ich sollten uns nicht so hängenlassen, schließlich war es Moms Vater, der gestorben war, nicht unserer. Dass sich unser Leben bald verändern würde, spürte ich zum ersten Mal an einem Morgen, als ich aufstand und gleich zu

Moms Haus hinübergang. Lindsay und Mom schliefen noch. Ich ging zuerst in Lindsays Zimmer, aber sie schlief in meinem. Ich hockte mich ans Bett und weckte sie, und sie nahm mich in die Arme und drückte mich. Nach einer Weile sagte sie mit ernster Stimme: »Wir stehen das durch, J. Das verspreche ich dir.« Ich weiß bis heute nicht, warum sie damals in meinem Zimmer schlief, aber es dauerte nicht lange, bis ich herausfand, was genau es war, das wir gemeinsam durchstehen sollten.

Wenige Tage nach dem Begräbnis trat ich auf die Veranda vor Mamaws Haus, sah die Straße hinunter und wurde

Zeuge einer unfassbaren Szene. Mom stand nur mit einem Badetuch bedeckt im Vorgarten und schrie die einzigen Menschen an, die sie wirklich liebten. »Du bist ein elender Versager, ein Nichts«, schrie sie Matt ins Gesicht. Und zu Lindsay: »Du bist eine egoistische Schlampe, er war mein Vater, nicht deiner, tu also nicht so, als hätt'st du deinen Vater verloren!« Ihre unfassbar nette Freundin Tammy, die heimlich lesbisch war, war auch da: »Du willst mich doch nur ficken, das ist der einzige Grund, warum du tust, als wärst du meine Freundin.«

Ich lief hinüber und flehte meine Mutter an, sich zu beruhigen, aber da

war schon der Streifenwagen da. Ich sprang gerade die Stufen zur Veranda hinauf, als der Polizist Mom an den Schultern fasste. Sie stürzte, schlug und trat um sich. Der Polizist packte sie und schleppte sie zu seinem Wagen, sie wehrte sich die ganze Zeit. Auf der Veranda war Blut, jemand sagte, sie habe versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Polizist sie festnahm, weiß aber nicht, was auf der Wache danach geschah. Mamaw kam angelaufen und nahm Lindsay und mich mit. Ich weiß noch, dass ich dachte, wenn Papaw jetzt da wäre, wüsste er bestimmt, was zu tun sei.

Papaws Tod beleuchtete etwas, das bis dahin im Schatten gelauert hatte. Nur ein Kind konnte wohl übersehen, was sich da anbahnte. Ein Jahr zuvor hatte Mom ihre Stelle im Krankenhaus verloren, weil sie auf Rollschuhen durch die Notaufnahme gefahren war. Damals hielt ich ihr bizarres Verhalten für eine Folge ihrer Scheidung von Bob. Und genauso hielt ich Mamaws gelegentliche Bemerkungen, dass Mom mal wieder »zu« sei, nur für das Gerede einer Frau, die mit Worten bekanntlich sehr locker umging, und nicht für die Diagnose einer sich verschlimmernden Wirklichkeit. Als ich in Kalifornien war, kurz nachdem

Mom ihren Job verloren hatte, hörte ich von ihr nur ein einziges Mal. Ich hatte keine Ahnung, dass die Erwachsenen – das heißt, Mamaw auf der einen Seite und Onkel Jimmy und seine Frau, Tante Donna, auf der anderen – darüber sprachen, ob es nicht besser wäre, wenn ich ganz in Kalifornien bliebe.

Als Mom auf der Straße um sich schlug und kreischte, war das nur das Ergebnis einer langen Reihe von Ereignissen, von denen ich nichts wusste. Kurz nachdem wir nach Preble County gezogen waren, hatte sie begonnen, Betäubungsmittel zu nehmen. Ich glaube, das Problem begann mit einem normalen Rezept vom Arzt, aber

bald schon verlegte sich Mom darauf, die Medikamente ihrer Patienten zu klauen und sich so zuzudröhnen, dass sie es für eine prima Idee hielt, die Notaufnahme in eine Rollschuhbahn zu verwandeln. Papaws Tod machte aus einer Süchtigen, die ihren Alltag noch einigermaßen gemeistert hatte, eine Frau, die sich an die grundlegenden Verhaltensregeln eines Erwachsenen nicht mehr halten konnte.

So änderte sich durch Papaws Tod die Richtung unserer Familiengeschichte. Vor seinem Tod hatte ich mich an das chaotische, aber glückliche Arrangement gewöhnt, zwischen Mamaw und Mom hin- und

herzupendeln. Moms Liebhaber kamen und gingen, sie hatte gute und schlechte Tage, und für mich stand immer ein Fluchtweg offen. Jetzt, da Papaw tot und Mom in einer Entzugsklinik in Cincinnati untergebracht war, begann mich die Situation zu belasten. Auch wenn Mamaw nie etwas sagte, das mir das Gefühl gegeben hätte, unerwünscht zu sein, war mir doch bewusst, dass ihr eigenes Leben immer von Sorgen und Mühen geprägt gewesen war: von der Armut in der Senke bis zu Papaws Misshandlungen, von Tante Wees viel zu früher Ehe bis zu Moms Vorstrafenregister hatte Mamaw den größten Teil ihrer siebzig Jahre damit

verbracht, Krisen zu bewältigen. Und jetzt, in einem Alter, wo die meisten Menschen ihren Ruhestand genießen, zog sie zwei Enkelkinder im Teenageralter groß. Ohne Papaws Hilfe schien ihr diese Last doppelt schwer. In den Monaten nach Papaws Tod erinnerte ich mich an die Frau, die ich in einer stillen Ecke des Bestattungsinstituts entdeckt hatte, und wurde das Gefühl nicht los, dass diese andere Frau ebenfalls noch irgendwo in ihrem Inneren lebte, egal wie sehr sich Mamaw auch mit einer Aura der Stärke umgeben mochte.

Statt mich also in Mamaws Haus zurückzuziehen oder sie jedes Mal

anzurufen, wenn es mit Mom ein Problem gab, verließ ich mich hauptsächlich auf Lindsay und mich selbst. Lindsay hatte erst kürzlich die High School abgeschlossen, und ich war in der siebten Klasse – aber irgendwie kamen wir zurecht. Manchmal brachten uns Matt oder Tammy etwas zu essen, aber meistens versorgten wir uns selbst: Mirácoli, Fertiggerichte, Pop-Tarts und Cornflakes. Ich weiß nicht, wer in dieser Zeit die Rechnungen bezahlte (wahrscheinlich Mamaw). Einen geregelten Alltag hatten wir nicht – einmal hing ich mit zwei von Lindsays Freunden rum, wir waren alle

betrunkener, als sie nach Hause kam –, aber in gewisser Weise war das auch gar nicht nötig. Als Lindsay erfuhr, dass ich das Bier von einem ihrer Freunde hatte, blieb sie ganz ruhig, und sie lachte auch nicht über diese Ausschweifung. Sie schmiss alle raus und hielt mir einen Vortrag über Alkoholmissbrauch.

Wir sahen Mamaw oft, und sie erkundigte sich ständig nach uns. Aber wir freuten uns auch über unsere Unabhängigkeit, und ich glaube, dass wir das Gefühl genossen, niemandem zur Last zu fallen – außer vielleicht uns gegenseitig. Lindsay und ich waren so gut darin geworden, Krisen zu

meistern, wir waren so stoisch, während um uns herum jeder und alles seine Gelassenheit einbüßte, dass es uns ein Leichtes schien, für uns selbst zu sorgen. Wie sehr wir Mom auch liebten –, unser Leben war leichter, weil wir uns um eine Person weniger zu kümmern hatten.

Gab es Schwierigkeiten? Natürlich. Ich fehlte so oft unentschuldigt, dass wir schließlich einen Brief vom Schulamt erhielten, der meinen Eltern eine Vorladung bei der Schule androhte oder sogar ein Gerichtsverfahren. Wir fanden den Brief wahnsinnig lustig: Einer meiner Elternteile hatte bereits eine Art Verfahren hinter sich und war

kaum in der Lage, sich frei zu bewegen, und der andere Elternteil war so weit weg von allem, dass eine Menge Detektivarbeit nötig gewesen wäre, um ihn aufzuspüren und »vorzuladen«. Gleichzeitig machte es uns Angst: Da wir keinen Vormund hatten, der den Brief unterschreiben konnte, waren wir völlig aufgeschmissen. Aber auch dieser Herausforderung stellten wir uns: Lindsay fälschte Moms Unterschrift, und das Schulamt hörte auf, uns Briefe zu schicken.

An bestimmten, fest vereinbarten Tagen oder am Wochenende besuchten wir unsere Mutter in der Klinik. Ich kannte die Hügel von Kentucky,

Mamaw und ihre Waffen und die Wutausbrüche meiner Mutter, und ich dachte, dass ich alles gesehen hätte. Aber Moms neuestes Problem erlaubte es mir, einen Blick in die Unterwelt der Drogenabhängigkeit in Amerika zu werfen. Mittwochs war immer eine Gruppenaktivität angesetzt – eine Art Lehrstunde für die ganze Familie. Die Süchtigen und ihre Verwandten saßen in einem Saal, jede Familie an einem eigenen Tisch, und besprachen etwas, das uns helfen sollte, die Sucht und ihre Auslöser zu verstehen. Bei einer Sitzung erklärte Mom, dass sie Drogen nehme, um dem Druck der Rechnungen zu entkommen, die jeden Tag ins Haus

flatterten, und um den Schmerz über Papaws Tod zu betäuben. Bei einer anderen wurden Lindsay und ich belehrt, dass der normale Konflikt unter Geschwistern es Mom erschwerte, der Versuchung zu widerstehen.

Diese Sitzungen führten letztendlich nur zu Streit und Verletztheit, aber das war wohl auch ihr Zweck. Wenn wir abends mit den anderen Familien, die alle entweder schwarz waren oder aber weiß mit Südstaatenakzent wie wir, in dem riesigen Saal saßen, hörten wir Geschrei und Gezanke, wir hörten, wie Kinder ihren Eltern sagten, dass sie sie hassten, wir hörten das

Schluchzen der Erwachsenen, die um Vergebung flehten und im selben Atemzug ihren Familien die Schuld für alles gaben. Dort hörte ich auch zum ersten Mal Lindsay sagen, wie sehr sie es meiner Mutter übelnahm, unmittelbar nach Papaws Tod den Haushalt zusammenhalten zu müssen, statt selbst trauern zu dürfen, wie sehr sie es hasste zu sehen, wenn ich mich an irgendeinen von Moms Liebhaber klammerte, nur um gleich wieder im Stich gelassen zu werden. Vielleicht war es diese Kulisse und Situation, vielleicht war es die Tatsache, dass Lindsay beinahe schon achtzehn war – auf jeden Fall begann ich meine

Schwester als richtige Erwachsene wahrzunehmen, wenn sie meine Mutter mit diesen Dingen konfrontierte. Und unser gemeinsames Leben im Haus erhöhte sie in meinen Augen noch.

Moms Entzug kam voran, ihr Zustand schien sich langsam zu verbessern. Die Sonntage standen den Familien zur freien Verfügung: Wir durften Mom nicht nach draußen mitnehmen, aber wir konnten gemeinsam essen und fernsehen und uns normal unterhalten. An den Sonntagen waren wir meistens glücklich, auch wenn Mom uns einmal vorhielt, unsere Beziehung zu Mamaw sei zu eng geworden. »Ich bin eure Mutter«, erklärte sie. »Nicht sie.« Ich

begriff, dass Mom die Saat, die sie bei Lindsay und mir ausgesät hatte, zu bereuen begann.

Als sie ein paar Monate später nach Hause kam, brachte sie ein vollständig neues Vokabular mit. Sie rezitierte immer wieder das in Suchtkreisen beliebte Gelassenheitsgebet, bei dem die Gläubigen den Herrn um die nötige Gelassenheit bitten, »die Dinge zu akzeptieren, die nicht zu ändern sind«. Drogenabhängigkeit ist eine Krankheit, und wie ich auch einen Krebspatienten nicht für seinen Tumor verurteilen würde, sollte ich auch eine Betäubungsmittelsüchtige nicht für ihr Verhalten verurteilen. Mit dreizehn

allerdings fand ich das komplett absurd, und ich stritt mich mit Mom oft darüber, ob ihre neuen Einsichten der wissenschaftlichen Wahrheit entsprachen oder nur Ausreden von Menschen waren, deren Entscheidungen Familien zerstörten. Seltsamerweise sind sie wahrscheinlich beides: Die Forschung bestätigt eine genetische Veranlagung zur Sucht, aber diejenigen, die ihre Sucht für eine Krankheit halten, zeigen sich weniger geneigt, ihr zu widerstehen. Mom machte sich nichts vor, die Wahrheit befreite sie jedoch auch nicht.

Ich glaubte die Slogans und weisen

Sprüche alle nicht, aber ich glaubte sehr wohl, dass Mom sich bemühte. Die Suchtbehandlung schien ihr ein Bewusstsein für ihre Aufgabe im Leben zu geben, und sie half uns, wieder zueinanderzufinden. Ich las alles über ihre »Krankheit«, was ich in die Finger bekam, und gewöhnte mir sogar an, sie zu den Treffen von Narcotics Anonymous zu begleiten, die genauso abliefen, wie man es erwarten würde: ein deprimierender Tagungsraum, etwa ein Dutzend Stühle, Fremde, die im Kreis sitzen und sich vorstellen (»Bob, und ich bin süchtig.«). Irgendwie glaubte ich, dass sie vielleicht gesund werden würde, wenn ich daran

teilnahm.

Einmal kam ein Mann zu spät herein, er roch wie eine Mülltonne. Sein verfilztes Haar und seine schmutzige Kleidung wiesen deutlich darauf hin, dass er auf der Straße lebte, was er gleich bestätigte, als er zum ersten Mal den Mund aufmachte: »Meine Kinder reden nicht mehr mit mir. Niemand redet mit mir«, erklärte er. »Ich kratze mir ein bisschen Geld zusammen und kaufe Stoff davon. Heute habe ich kein Geld gekriegt und auch kein Heroin, deshalb bin ich hergekommen, weil's warm aussah.« Der Leiter fragte ihn, ob er bereit sei, den Drogen für mehr als einen Abend abzuschwören, und

der Mann antwortete mit bemerkenswerter Offenherzigkeit: »Ich könnte jetzt ja sagen, aber ehrlich gesagt, eher nicht. Ich bin morgen Abend wahrscheinlich wieder drauf.«

Ich habe den Mann nie wiedergesehen. Bevor er ging, fragte jemand, woher er sei. »Also, ich lebe eigentlich schon fast immer hier in Hamilton. Aber geboren wurde ich im Osten von Kentucky, in Owsley County.« Damals kannte ich die Geographie von Kentucky noch nicht gut genug, um dem Mann zu erzählen, dass er gerade einmal zwanzig Meilen entfernt von dem Ort geboren wurde, an dem meine Großeltern

aufgewachsen waren.

# Kapitel 8

AM ENDE MEINES ACHTEN SCHULJAHRS war meine Mom mindestens seit einem Jahr drogenfrei, und sie war seit zwei oder drei Jahren mit Matt zusammen. Meine Noten waren gut, und Mamaw hatte sich zwei Reisen gegönnt – eine nach Kalifornien, um Onkel Jimmy zu besuchen, die andere nach Las Vegas

mit ihrer Freundin Kathy. Lindsay hatte kurz nach Papaws Tod geheiratet. Ich mochte ihren Mann Kevin sehr, und das hat sich bis heute nicht geändert, aus einem einfachen Grund: Er hat sie nie schlecht behandelt. Und genau das habe ich vom Partner meiner Schwester immer erwartet. Knapp ein Jahr nach ihrer Hochzeit bekam Lindsay einen Sohn, Kameron. Sie war jetzt eine Mutter, und zwar eine verdammt gute! Ich war stolz auf sie, und ich liebte meinen Neffen über alles. Tante Wee hatte auch zwei kleine Kinder, und so waren es drei, die ich lieben und verhätscheln konnte. All das wirkte auf mich wie ein Neuanfang. Ich war also

voller Hoffnung in dem Sommer, bevor ich in die High School kam.

Genau zu dieser Zeit allerdings erklärte Mom, dass ich zu Matt nach Dayton ziehen solle. Ich mochte Matt; Mom lebte schon seit einiger Zeit bei ihm in Dayton. Aber Dayton war eine Dreiviertelstunde mit dem Auto von Mamaw entfernt, und Mom bestand darauf, dass ich in Dayton zur Schule ging. Mein Leben in Middletown gefiel mir – ich wollte dort in die High School gehen, ich mochte meine Freunde, und wenn es auch ein wenig unkonventionell war, so genoss ich es doch, unter der Woche zwischen Moms und Mamaws Haus zu pendeln und am

Wochenende Dad zu sehen. Vor allem hatte ich stets die Möglichkeit, zu Mamaw zu gehen, falls nötig – ein entscheidender Vorteil. Ich erinnerte mich noch an die Zeiten, als mir dieser Fluchtweg nicht offen gestanden hatte, ein Zustand, in den ich nicht zurückkehren wollte. Außerdem war ein solcher Umzug mit einer Trennung von Lindsay und Kameron verbunden. Als Mom also ankündigte, ich solle zu Matt ziehen, schmetterte ich ihr ein »Kommt gar nicht in Frage!« entgegen und stürmte davon.

Mom schloss aus diesem Gespräch, dass ich Aggressionen in mir trug, und machte einen Termin für uns bei ihrer

Therapeutin. Ich hatte nicht gewusst, dass sie eine Therapeutin hatte, und auch nicht, dass sie offenbar genug Geld hatte, um sich eine zu leisten, aber ich willigte ein, mit dieser Dame zu sprechen.

Unsere erste Sitzung fand in der folgenden Woche in einem muffigen alten Büro in der Nähe von Dayton statt, wo eine unauffällige Frau mittleren Alters, meine Mom und ich herauszufinden versuchten, warum ich so wütend war. Mir war klar, dass Menschen nicht besonders gut darin sind, sich selbst zu beurteilen. Ich mag falschgelegen haben in der Annahme, dass ich nicht wütender (oder sogar

wesentlich friedlicher) war als die meisten Leute, mit denen ich zu tun hatte. Mom mag recht gehabt haben, dass ich ein Aggressionsproblem hatte. Ich versuchte, für alles aufgeschlossen zu sein. Wenigstens, dachte ich, könnte diese Frau mir und meiner Mutter helfen, alles offen zu besprechen.

Aber diese erste Sitzung wirkte auf mich wie ein Überfall. Die Frau fragte gleich, warum ich meine Mutter angeschrien hatte, warum ich weggerannt war, warum ich nicht anerkennen wollte, dass sie meine Mutter war und dass ich nach dem Gesetz verpflichtet war, bei ihr zu wohnen. Die Therapeutin führte eine

lange Liste von »Wutausbrüchen« auf, die ich angeblich gehabt hätte, einige aus einer Zeit, an die ich überhaupt keine Erinnerung hatte, darunter ein Trotzanfall in einem Kaufhaus, als ich fünf Jahre alt war, ein Streit mit einem anderen Jungen (dem Schulhofschläger, mit dem ich mich nur angelegt hatte, weil Mamaw mich dazu ermutigt hatte) und mehrere Vorfälle, bei denen ich mich vor Moms »Strafaktionen« in das Haus meiner Großeltern gerettet hatte. Ganz offensichtlich hatte sich diese Frau ein Bild von mir zusammengebastelt, das allein auf den Erzählungen meiner Mutter beruhte. Jetzt hatte ich tatsächlich ein

## Aggressionsproblem.

»Wissen Sie eigentlich, wovon Sie reden?«, fragte ich. Mit vierzehn hatte ich immerhin schon eine Ahnung von Berufsethik. »Sollten Sie mich nicht fragen, wie ich die Dinge sehe, statt mich zu kritisieren?« In der Stunde, die folgte, fasste ich mein Leben bis zu diesem Moment für sie zusammen. Ich erzählte aber nicht alles – ich wusste, dass ich meine Worte vorsichtig wählen musste. Bei dem Verfahren wegen häuslicher Gewalt zwei Jahre zuvor waren Lindsay und mir einige unappetitliche Details über die Erziehungsmethoden unserer Mutter herausgerutscht. Sie zählten als weitere

Missbrauchsbelege, und der vom Gericht bestellte Betreuer hatte keine Wahl, als sie dem Jugendamt zu melden. Die Ironie entging mir nicht, dass ich die Therapeutin analog (und meine Mom schützte), um nicht ein erneutes Eingreifen des Jugendamts auszulösen. Aber offenbar hatte ich die Situation gut genug erklärt. Nach einer Stunde sagte die Frau nur: »Vielleicht sollten wir uns einmal allein treffen.«

Diese Therapeutin war für mich ein – von Mom errichtetes – Hindernis, das es zu überwinden galt, nicht jemand, der mir helfen konnte. Ich erklärte nur den einen Teil meiner Gefühlslage: dass ich kein Interesse

daran hatte, eine Autofahrt von einer Dreiviertelstunde zwischen mich und jeden, auf den ich mich je hatte verlassen können, kommen zu lassen, nur um zu einem Mann zu ziehen, von dem ich wusste, dass er irgendwann in die Wüste geschickt würde. Das konnte die Therapeutin offenbar nachvollziehen. Was ich ihr nicht erzählte, war, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben keinen Ausweg sah. Papaw war nicht mehr da, und Mamaw – eine lebenslange Raucherin mit dem dazugehörigen Lungenemphysem – schien zu schwach und erschöpft, um sich um einen vierzehnjährigen Jungen zu kümmern. Meine Tante und mein

Onkel hatten zwei kleine Kinder. Lindsay war frisch verheiratet und hatte ein eigenes Kind. Für mich war kein Platz. Ich hatte Chaos und Streit gesehen, Gewalt, Drogen und jede Menge Instabilität. Aber ich hatte noch nie ein solches Gefühl der Ausweglosigkeit gehabt. Als mich die Therapeutin fragte, was ich denn stattdessen vorhätte, antwortete ich, dass ich wohl zu meinem Vater ziehen würde. Sie meinte, das sei doch eine gute Idee. Als ich ging, dankte ich ihr für ihre Zeit und wusste, dass ich sie nie wiedersehen würde.

In Moms Weltsicht war ein riesiger blinder Fleck. Dass sie mich bitten

würde, zu ihr nach Dayton zu ziehen, dass mein Widerstand sie ehrlich überraschte, dass sie mir eine durch eine derart einseitige Darstellung vorbereitete Therapiestunde zugemutet hatte, machte deutlich, dass Mom in entscheidender Hinsicht nicht verstand, wie Lindsay und ich tickten. Lindsay hatte mir einmal gesagt: »Mom kapiert es einfach nicht.« Damals war ich anderer Meinung gewesen: »Natürlich kapiert sie's. Aber sie ist einfach so, sie kann nicht anders.« Nach dieser Therapiestunde wusste ich, dass Lindsay recht gehabt hatte.

Mamaw war untröstlich, als ich ihr erzählte, dass ich zu meinem Vater

ziehen wolle, und alle anderen waren es auch. Niemand konnte das so recht nachvollziehen, und ich war nicht in der Lage, es genauer zu erklären. Ich wusste, dass es ein paar Leute gab, die mir ein Zimmer angeboten hätten, wenn ich die Wahrheit erzählt hätte, und all diese Leute hätten sich auch Mamaw gefügt, die verlangte, dass ich ganz bei ihr einzog. Ich wusste auch, dass ein Leben bei Mamaw mit einer Menge Schuldgefühlen einhergehen und viele Fragen aufwerfen würde, warum ich nicht bei meiner Mutter oder meinem Vater wohnte. Die Leute hätten getuschelt und Mamaw eingeflüstert, auch mal an sich selbst zu denken und

die goldenen Jahre zu genießen. Dieses Gefühl, Mamaw zur Last zu fallen, war nicht etwas, das ich mir einbildete. Es beruhte auf einer Menge kleiner Hinweise, auf einzelnen, leise dahingesagten Sätzen, auf der Tatsache, dass sie ihre Erschöpfung trug wie Trauerkleidung. Das wollte ich alles nicht, und deshalb wählte ich das geringere Übel.

In gewisser Hinsicht fand ich es wunderbar, bei Dad zu wohnen. Sein Leben war in einer Weise *normal*, die ich mir für mein eigenes Leben immer gewünscht hatte. Meine Stiefmutter arbeitete Teilzeit, war aber meistens zu Hause. Dad kam jeden Tag zur selben

Zeit von der Arbeit. Einer von den beiden (meistens meine Stiefmutter, manchmal auch mein Vater) machte Abendessen, das wir zusammen am Tisch aßen. Vor jedem Essen sprachen wir ein kurzes Gebet (etwas, das ich immer schön fand, aber außerhalb von Kentucky nie getan hatte). Unter der Woche saßen wir abends immer zusammen und sahen uns etwas Lustiges im Fernsehen an. Dad und Cheryl schrien sich nie an. Einmal hörte ich, dass sie etwas heftiger über Geld stritten, aber in einer Lautstärke weit unterhalb des Gebrülls, das ich gewohnt war.

An meinem ersten Wochenende dort

– dem ersten Wochenende, das ich mit meinem Vater verbrachte, wissend, dass ich am Montag nicht irgendwo anders sein musste – lud mein jüngerer Bruder einen Freund zum Übernachten ein. Wir angelten im Teich meines Vaters, fütterten die Pferde und grillten am Abend Steaks. Später sahen wir bis in den frühen Morgen *Indiana Jones*-Filme. Es wurde nicht gestritten, es gab keine Erwachsenen, die sich gegenseitig Beleidigungen an den Kopf warfen, kein Geschirr, das wütend an einer Wand oder auf dem Boden zerschellte. Es war ein wirklich langweiliger Abend und gleichzeitig ein Bild für all das, was mich zum

Haus meines Vaters hingezogen hatte.

Was ich aber nie loswurde, war das Gefühl, immer auf der Hut sein zu müssen. Als ich zu meinem Vater zog, kannte ich ihn seit zwei Jahren. Ich wusste, dass er ein guter Mann war, ein etwas zu ruhiger, sehr gläubiger Christ, der in einer sehr strengen religiösen Tradition aufgewachsen war. Als wir uns zum ersten Mal wiedersahen, gab er mir deutlich zu verstehen, dass er meine Vorliebe für Rockmusik, besonders für Led Zeppelin, nicht teilte. Er tat es nicht abfällig – das war nicht seine Art –, und er verbot mir auch nicht, meine Lieblingsbands zu hören. Er riet mir einfach nur,

christliche Rockmusik zu hören. Ich konnte meinem Vater nie erzählen, dass ich ein etwas absonderliches Sammelkartenquartett mit dem Namen *Magic* – Zauberei – spielte, weil ich befürchtete, dass er die Karten für satanisch halten würde; schließlich wurde in der Jugendgruppe der Gemeinde oft über den schlechten Einfluss gesprochen, den Zauberei auf junge Christen hatte. Und wie viele Teenager hatte auch ich viele Fragen über meinen Glauben – ob er zum Beispiel mit der modernen Wissenschaft vereinbar war und ob diese oder jene Kirche in einer bestimmten Frage der Doktrin recht

hatte oder nicht.

Ich bezweifle, dass er es mir übelgenommen hätte, wenn ich diese Fragen gestellt hätte. Aber ich ließ es bleiben, weil ich mir nicht sicher war, wie er reagieren würde. Ich hielt es für möglich, dass er mich als Ausgeburt des Satans bezeichnen und fortjagen würde. Ich wusste nicht, inwieweit unser neues Verhältnis auf seiner Annahme beruhte, dass ich ein guter Junge war. Ich wusste nicht, wie er reagieren würde, wenn ich diese Led-Zeppelin-CDs in seinem Haus, in der Nähe meiner jüngeren Geschwister, hören würde. Diese Unsicherheit nagte so lange an mir, bis ich es nicht mehr

ertragen konnte.

Ich glaube, Mamaw wusste, was mir durch den Kopf ging, obwohl ich es ihr nie ausdrücklich erzählte. Wir telefonierten regelmäßig, und eines Abends versicherte sie mir, dass sie mich über alles liebe. Dann bat sie mich, zu ihr zurückzukehren, sobald ich dazu bereit sei. »Hier ist dein Zuhause, J. D., und das wird auch immer so bleiben.«

Am nächsten Tag rief ich Lindsay an und bat sie, mich zu holen. Sie hatte eine Arbeit, ein Haus, einen Ehemann und ein Baby, und trotzdem sagte sie: »Ich bin in einer Dreiviertelstunde da.« Ich entschuldigte mich bei Dad, den

meine Entscheidung sehr schmerzte, obwohl er sie verstand: »Du kommst von deiner verrückten Großmutter nicht los. Ich weiß, dass sie gut zu dir ist.« Es war ein verblüffendes Zugeständnis für einen Mann, zu dem Mamaw noch nie ein freundliches Wort gesagt hatte. Und es war der erste Hinweis darauf, dass Dad die komplizierten und widersprüchlichen Gefühle verstand, die ich entwickelt hatte. Das bedeutete mir sehr viel. Als Lindsay und ihre Familie da waren, stieg ich ins Auto, seufzte und sagte: »Danke, dass ihr mich nach Hause bringt.« Ich gab dem Baby einen Kuss auf die Stirn und sprach erst wieder, als wir bei Mamaw

waren.

Den restlichen Sommer verbrachte ich überwiegend bei Mamaw. Die paar Wochen bei Dad hatten nicht zu neuen Einsichten geführt: Noch immer war ich hin- und hergerissen zwischen dem Verlangen, bei Mamaw zu sein, und der Sorge, dass meine Anwesenheit sie daran hinderte, ihr Alter zu genießen. Am Anfang des Schuljahres erklärte ich meiner Mutter deshalb, ich sei bereit, zu ihr zu ziehen, solange ich weiter in Middletown in die Schule gehen und Mamaw sehen könne, wann ich wolle. Sie meinte, ich müsse nach meinem ersten Jahr an der High School wohl an eine Schule in Dayton

wechseln, aber darüber zu diesem Zeitpunkt nachzudenken hielt ich für verfrüht.

Mit Mom und Matt zusammenzuleben war, als würde man das Ende der Welt aus der ersten Reihe beobachten. Die Streitereien waren nicht schlimmer als das, was ich (und Mom) gewohnt waren, aber zweifellos fragte sich der arme Matt, wie und wann er in diesen Narrenzug geraten war. Nur wir drei waren in diesem Haus, und uns war allen klar, dass es so nicht funktionieren würde. Es war nur eine Frage der Zeit. Matt war ein netter Kerl, aber nette Kerle überlebten ihre Begegnungen mit unserer Familie

üblicherweise nicht, wie Lindsay und ich mit einem Lachen feststellten.

Angesichts des Zustands der Beziehung von Mom und Matt staunte ich nicht schlecht, als ich eines Tages in meinem zweiten High-School-Jahr von der Schule kam und Mom mir erklärte, sie wolle heiraten. Vielleicht läuft es doch nicht so schlecht, dachte ich und sagte: »Ehrlich gesagt, habe ich damit gerechnet, dass du dich von Matt trennst. Ihr habt jeden Tag Krach.« – »Na ja«, antwortete sie, »ich heirate ja auch nicht Matt.«

Das war eine Geschichte, die selbst für mich unfassbar war. Mom hatte in einem Dialysezentrum als

Krankenschwester gearbeitet, nur ein paar Monate lang. Ihr Chef, der ungefähr zehn Jahre älter war als sie, hatte sie eines Abends zum Essen eingeladen. Ihre Beziehung zu Matt war ein Scherbenhaufen, und so hatte sie sich darauf eingelassen. Eine Woche später machte er ihr einen Heiratsantrag, und sie nahm an. Es war ein Donnerstag, als sie mir davon erzählte. Am Samstag zogen wir zu Ken. Es war mein viertes Zuhause innerhalb von zwei Jahren.

Ken stammte aus Korea, war aber von einem amerikanischen Kriegsveteranen und seiner Frau großgezogen worden. In der ersten

Woche beschloss ich, sein kleines Gewächshaus zu inspizieren, und entdeckte dort eine relativ ausgewachsene Hanfpflanze. Ich erzählte Mom davon, die Ken davon erzählte. Noch am selben Abend wurde das Marihuana durch eine Tomatenpflanze ersetzt. Als ich Ken darauf ansprach, stotterte er ein wenig und sagte schließlich: »Das ist nur Arznei, mach dir keine Gedanken darüber.«

Kens drei Kinder – ein kleines Mädchen und zwei Jungen etwa in meinem Alter – fanden die neue Situation genauso seltsam wie ich. Der Älteste stritt sich ständig mit Mom,

was – dank dem Ehrenkodex der Appalachenbewohner – bedeutete, dass er ständig mit mir im Streit lag. Einmal kam ich kurz vor dem Schlafengehen, just in dem Moment, als er sie eine Schlampe nannte, nach unten. Kein Hillbilly mit ein bisschen Selbstachtung konnte dem tatenlos zusehen, weshalb ich meinem neuen Stiefbruder überdeutlich klarmachte, dass ich gewillt war, ihn halbtot zu schlagen. Mein Durst nach Gewalt war derart unstillbar, dass meine Mutter und Ken noch am selben Abend beschlossen, uns zu trennen. Ich war nicht einmal besonders wütend. Ich wollte eigentlich nur aus Pflichtgefühl

zuschlagen. Aber dieses Pflichtgefühl war stark, und so fuhr ich mit Mom zum Übernachten zu Mamaw.

Ich weiß noch, dass ich eine Folge von *The West Wing* sah, in der es um Schulbildung ging, was die meisten Leute zu Recht für den Schlüssel zum beruflichen Erfolg halten. In der Sendung wägt der fiktive Präsident ab, ob er sich für Bildungsgutscheine einsetzen soll (staatliche Zuschüsse für Schulkinder, die den schlechtesten öffentlichen Schulen entkommen möchten) oder ob er sich darauf konzentrieren sollte, eben diese schlechten Schulen besser zu machen. Diese Debatte ist natürlich sehr

wichtig – mein Schulbezirk war über Jahre gutscheinberechtigt, weil die Leistungen dort so schwach waren. Erstaunlich an dieser ganzen Diskussion war, dass niemand darüber sprach, warum die Kinder armer Haushalte so große Schwierigkeiten in der Schule hatten. Es ging stets nur um die öffentlichen Schulen. Wie mir ein Lehrer an meiner alten High School kürzlich sagte: »Sie wollen, dass wir diese Kinder wie Schafe hüten. Aber niemand redet darüber, dass viele von ihnen zu Hause von Wölfen großgezogen werden.«

Ich weiß nicht mehr, was an dem Tag war, nachdem ich mit Mom aus Kens

Haus zu Mamaw geflohen war. Vielleicht hatte ich eine Klassenarbeit, auf die ich mich nicht vorbereiten konnte. Vielleicht musste ich Hausaufgaben abgeben, für die ich überhaupt keine Zeit gehabt hatte. Ich weiß nur, dass ich in die Schule musste und dass ich mich elend fühlte. Das ständige Umziehen, die Streitereien, das ganze, scheinbar endlose Karussell von Leuten, die ich kennenlernte, die ich lieben lernte, die ich vergessen musste – dies, und nicht die verhältnismäßig schlechte Schule, die ich besuchte, war das wahre Hindernis auf meinem Weg zum Erfolg.

Ich wusste es zwar nicht, aber ich

stand damals knapp vor dem Abgrund. Ich wäre in meinem ersten Jahr beinahe sitzengeblieben. Ich machte meine Hausaufgaben nicht, ich lernte nicht, ich schwänzte ständig. Manchmal stellte ich mich krank, manchmal weigerte ich mich einfach zu gehen. Wenn ich doch hinging, dann nur, um nicht wieder diese Schreiben vom Schulamt zu bekommen wie einige Jahre zuvor – jene Briefe, in denen die Schulverwaltung mahnte, dass sie gezwungen sei, meinen Fall ans Jugendamt zu überweisen, falls ich weitere Schultage versäumte.

Zu meinen miserablen Leistungen in der Schule kamen meine Experimente

mit Alkohol und Drogen; nichts Hartes, ich soff nur, was ich zwischen die Finger bekam, und rauchte den Grasvorrat, den Kens Sohn und ich gefunden hatten – wohl der letzte Beweis dafür, dass ich den Unterschied zwischen einer Tomatenpflanze und Marihuana kannte.

Zum ersten Mal in meinem Leben kam mir Lindsay fremd vor. Sie war seit über einem Jahr verheiratet und hatte dieses Baby. Lindsays Ehe hatte etwas Heroisches – nach allem, was sie erlebt hatte, hatte sie jemanden gefunden, der sie gut behandelte und eine gute Arbeit hatte. Lindsay schien wirklich glücklich zu sein. Sie war

eine gute Mutter, die ihren Sohn über alles liebte. Sie hatte ein kleines Haus in der Nähe von Mamaw und schien auf dem richtigen Weg zu sein.

Ich freute mich zwar für meine Schwester, aber ihr neues Leben steigerte nur noch mein Gefühl der Entfremdung. Solange ich denken konnte, hatten wir unter einem Dach gelebt, und jetzt wohnte sie in Middletown und ich etwa zwanzig Meilen entfernt bei Ken. Während Lindsay ein Leben aufbaute, das praktisch das genaue Gegenteil dessen war, was sie hinter sich gelassen hatte – sie wollte eine gute Mutter sein und eine (wirklich nur eine) gute Ehe

führen –, steckte ich in all dem fest, das wir beide so hassten. Während Lindsay mit ihrem Ehemann nach Florida und Kalifornien in Urlaub fuhr, saß ich in Miamisburg, Ohio im Haus eines Fremden fest.

# Kapitel 9

MAMAW BEKAM NUR WENIG DAVON MIT, wie sehr mich die neue Wohnsituation beeinträchtigte; teils enthielt ich es ihr auch vor. In den langen Weihnachtsferien, etwa zwei Monate nachdem ich bei meinem neuen Stiefvater eingezogen war, rief ich sie an, um ihr mein Leid zu klagen. Als sie

ans Telefon ging, hörte ich im Hintergrund die Stimmen unserer Verwandten – meiner Tante, wie ich glaubte, meiner Cousine Gail und einiger anderer. Es klang nach fröhlicher Feststimmung, und ich brachte es nicht übers Herz, zu sagen, was ich ihr eigentlich hatte sagen wollen: dass ich es hasste, bei diesen Fremden zu wohnen, dass alles, was mein Leben bis dahin erträglich gemacht hatte – der schützende Raum ihres Hauses, der Umgang mit meiner Schwester –, offenbar verschwunden war. Ich bat sie, allen, die ich im Hintergrund hörte, auszurichten, dass ich sie liebte, dann legte ich auf, ging

nach oben und schaltete den Fernseher ein. Ich hatte mich noch nie so einsam gefühlt. Zum Glück ging ich weiterhin in Middletown zur Schule, so dass ich den Kontakt zu meinen Freunden behielt und eine Ausrede hatte, um hin und wieder einige Stunden bei Mamaw zu verbringen. In der Schulzeit sah ich sie mehrmals in der Woche, und jedes Mal, wenn ich sie besuchte, erinnerte sie mich daran, wie wichtig gute Schulleistungen seien. Falls irgendjemand in der Familie »es zu etwas bringen« würde, dann sei das wohl ich. Ich brachte es nicht übers Herz, ihr zu erzählen, was wirklich vor sich ging. Ich sollte doch Anwalt oder

Arzt oder Geschäftsmann werden, nicht Schulabbrecher. Aber ich war dem Schulabbruch viel näher als allem anderen.

Die Wahrheit erfuhr sie erst, als Mom eines Morgens zu mir kam, um einen Becher Urin von mir zu verlangen. Ich hatte bei Mamaw übernachtet und wollte mich gerade auf den Weg zur Schule machen, als Mom panisch und außer Atem hereinstürzte. Sie musste in unregelmäßigen Abständen Urin zur Analyse abgeben, um ihre Lizenz als Krankenschwester zu behalten. Irgendjemand hatte sie am Morgen angerufen und eine Probe noch für denselben Tag angefordert.

Mamaws Pisse war von einem halben Dutzend Medikamenten verdreckt, weshalb meine nun herhalten sollte.

Mom forderte mich auf, als hätte sie einen Anspruch darauf. Sie hatte kein schlechtes Gewissen, es machte ihr nichts aus, dass sie mich zu etwas Verbotenem zwingen wollte. Sie hatte auch kein Schuldbewusstsein, weil sie wieder einmal das Versprechen gebrochen hatte, clean zu bleiben.

Ich weigerte mich. Mom, die meinen Widerstand spürte, änderte ihre Strategie. Sie versuchte verzweifelt, sich zu rechtfertigen. Sie weinte und bettelte. »Ich verspreche dir, ich werde mich ändern. Ich versprech es dir.«

Das hatte ich schon oft gehört, und ich hatte nicht einmal einen Funken Hoffnung, dass es stimmte. Lindsay hatte mir einmal erzählt, dass Mom eine Art Überlebenskünstlerin sei. Sie hatte ihre Kindheit überlebt, sie hatte die Männer überstanden, die gekommen und wieder gegangen waren, sie war mehrmals in Konflikt mit dem Gesetz geraten, und nun kämpfte sie darum, die Auseinandersetzung mit der Behörde wegen ihrer Schwesternlizenz zu überstehen.

Ich tobte. Wenn sie saubere Pisse brauche, schrie ich, dann solle sie aufhören, ihr Scheißleben zu ruinieren,

und die Pisse aus der eigenen Blase nehmen. Ich sagte Mamaw, dass sie alles nur noch schlimmer mache, weil sie Moms Verhalten erst ermögliche; wenn sie vor dreißig Jahren mal mit der Faust auf den Tisch gehauen hätte, würde Mom jetzt vielleicht nicht ihren Sohn um saubere Pisse anbetteln. Ich sagte Mom, dass sie eine beschissene Mutter sei, und Mamaw sagte ich, dass auch sie eine beschissene Mutter sei. Mamaw wurde ganz bleich, und sie wich meinem Blick aus. Ich hatte offenbar einen Nerv getroffen.

Obwohl ich das alles genauso meinte, wie ich es sagte, wusste ich auch, dass mein eigener Urin

möglicherweise nicht sauber war. Mom ließ sich auf das Sofa fallen und wimmerte, aber Mamaw gab nicht so leicht klein bei, obwohl ich sie mit meiner Kritik verletzt hatte. Ich zog Mamaw ins Bad und beichtete flüsternd, dass ich von Kens Gras in den vergangenen Wochen zwei Mal geraucht hatte. »Ich kann's ihr nicht geben. Wenn Mom meine Pisse mitnimmt, sind wir möglicherweise beide dran.«

Anfangs versuchte Mamaw, mich zu beschwichtigen. Ein bisschen Gras, über drei Wochen verteilt, würde wohl nicht in den Ergebnissen auftauchen, meinte sie. »Außerdem hast du's

wahrscheinlich nicht einmal richtig gemacht. Du hast nicht inhaliert, selbst wenn du es gewollt hättest.« Dann wurde sie moralisch. »Ich weiß, dass das so nicht gut ist, Schatz. Aber sie ist deine Mutter, und sie ist meine Tochter. Und vielleicht kriegt sie ja dann endlich die Kurve, wenn wir ihr dieses eine Mal noch helfen.«

Das war die ewige Hoffnung, das einzige Argument, dem ich nichts entgegenzusetzen hatte. Das war die Hoffnung, die mich dazu gebracht hatte, freiwillig zu den Sitzungen von Narcotics Anonymous zu gehen, Bücher über Sucht zu lesen und an Moms Entzugstherapie teilzunehmen,

so oft und so gut ich konnte. Diese Hoffnung war der Grund, warum ich mit zwölf in ihr Auto gestiegen war, wohl wissend, dass ihr emotionaler Zustand zu Handlungen führen konnte, die sie später bereuen würde. Mamaw hatte diese Hoffnung nie aufgegeben, obwohl sie Kummer und Enttäuschungen erlebt hatte, die für mich schier unfassbar waren. Ihr ganzes Leben schien nur darauf ausgerichtet, ihr Vertrauen in die Menschen zu zerstören, und trotzdem fand Mamaw immer wieder einen Weg, an diejenigen zu glauben, die sie liebte. Und deshalb bereue ich nicht, dass ich damals nachgab. Es war falsch, Mom

diese Pisse zu geben, aber es tut mir nicht leid, dass ich Mamaws Rat folgte. Ihr Optimismus hatte ihr die Kraft gegeben, nach langen, schmerzhaften Ehejahren Papaw doch noch zu vergeben. Und er hatte sie überzeugt, mich aufzunehmen, als ich Mamaws Hilfe am dringendsten nötig hatte.

Ich tat zwar, was Mamaw wünschte, aber etwas in mir wurde an diesem Morgen zerstört. Ich ging mit rot verweinten Augen zur Schule, bitter bereuend, dass ich geholfen hatte. Ein paar Wochen vorher hatte ich mit Mom in einem Chinarestaurant gesessen, sie hatte vergeblich versucht, sich Essen in den Mund zu schaufeln. Ich kochte noch

heute vor Wut, wenn ich daran denke: Sie konnte die Augen nicht öffnen und den Mund nicht schließen, das Essen fiel ihr aus dem Mund, während sie weiterlöffelte. Wir wurden angestarrt, Ken war sprachlos, Mom nahm das alles überhaupt nicht wahr. Es war ein verschreibungspflichtiges Medikament (oder eine ganze Handvoll), das sie in diesen Zustand versetzt hatte. Ich hasste sie dafür und gelobte mir, sofort auszuziehen, falls sie noch ein einziges Mal Drogen nähme.

Die Geschichte mit dem Urin war auch für Mamaw der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Als ich von der Schule nach Hause kam,

erklärte Mamaw, dass ich von nun an ganz bei ihr wohnen solle. Mom schien das egal zu sein: Sie brauchte eine »Pause«, meinte sie, wohl eine Pause vom Muttersein. Ihre Beziehung zu Ken ging auch bald in die Brüche. Am Ende des Schuljahrs zog sie bei Ken aus. Ich wohnte bei Mamaw und sollte nie wieder bei Mom oder ihren wechselnden Männern einziehen. Wenigstens hatte sie die Pisssprobe bestanden.

Ich brauchte nicht einmal zu packen, denn die meisten meiner Habseligkeiten waren in dieser unsteten Zeit ohnehin bei Mamaw. Sie hatte es auch nicht für gut gehalten, zu

viele Sachen zu Ken mitzunehmen, denn sie war überzeugt, dass Ken und seine Kinder mir Socken und Hemden klauen würden. (Sie haben mich nie bestohlen.) Ich fand es zwar großartig, bei Mamaw zu wohnen, aber auch diese neuen Umstände stellten meine Geduld in vielerlei Hinsicht auf die Probe. Ich redete mir noch immer ein, dass ich ihr zur Last fiel. Vor allem aber war sie nicht gerade einfach im Umgang. Sie war schlagfertig und nahm kein Blatt vor den Mund. Wenn ich den Müll nicht rausbrachte, sagte sie etwa: »Sei nicht so ein faules Arschloch.« Wenn ich vergaß, meine Hausaufgaben zu machen, sagte sie: »Dir haben sie

wohl ins Gehirn geschissen.« Dann erinnerte sie mich daran, dass nichts aus mir würde, wenn ich nicht lernte. Sie erwartete, dass ich Karten mit ihr spielte – meistens Gin Rommé –, und sie verlor nicht ein einziges Mal. »Du bist der beschissenste Kartenspieler, den ich kenne«, höhnte sie jedes Mal. (Das tat mir nicht besonders weh: Sie sagte es jedem, den sie besiegte, und das war bei Gin Rommé wirklich jeder.)

In den folgenden Jahren hörte ich früher oder später von jedem meiner Verwandten – von Tante Wee, Onkel Jimmy, sogar Lindsay – eine Variante dieses Satzes: »Mamaw hat dir das

Leben wirklich schwer gemacht. Viel zu schwer.« In ihrem Haus gab es drei Regeln: Bring gute Noten nach Hause, such dir einen Job und »beweg deinen Arsch, wenn ich Hilfe brauche«. Darüber hinaus gab es keine feste Vereinbarung, was im Haus zu tun war. Ich musste einfach immer helfen, wenn sie irgendetwas anfing. Sie gab mir auch nie Anweisungen – sie brüllte mich einfach an, wenn sie etwas tat und ich nicht gleich zur Stelle war.

Trotzdem hatten wir eine Menge Spaß. Mamaw konnte laut bellen, aber sie biss nicht, zumindest mich nicht. Einmal musste ich an einem Freitagabend eine Sendung mit ihr

sehen, irgendeinen Psychokrimi, die Art von Sendung, die sie am liebsten sah. An der spannendsten Stelle, die den Zuschauer erschrecken sollte, schaltete Mamaw das Licht aus und schrie mir ins Ohr. Sie hatte die Folge schon einmal gesehen und kannte die ganze Handlung. Ich musste eine Dreiviertelstunde dasitzen, nur damit sie mich an dem entscheidenden Punkt erschrecken konnte.

Das Beste an dieser Zeit mit Mamaw war, dass ich zu verstehen begann, wie sie tickte. Bis dahin hatte ich es ihr übelgenommen, dass wir seit dem Tod von Mamaw Blanton nur noch so selten nach Kentucky fuhren. Anfangs war es

nicht so auffällig, dass unsere Besuche immer seltener wurden, aber als ich in der Middle School war, fuhren wir nur noch ein paarmal im Jahr, jeweils für wenige Tage. Als ich bei Mamaw lebte, erfuhr ich, dass sie und ihre Schwester Rose – eine außergewöhnlich liebenswürdige Frau – seit dem Tod ihrer Mutter zerstritten waren. Mamaw hatte sich gewünscht, dass das alte Haus für die gesamte Familie als Ferienhaus zur Verfügung stünde, während Rose gehofft hatte, dass ihr Sohn mit seiner Familie dort einziehen würde. Einiges sprach für Roses Idee: Die Geschwister, die in Ohio oder Indiana lebten, kamen zu

selten zu Besuch; es lag nahe, das Haus jemandem zu geben, der es brauchte. Aber Mamaw befürchtete, ihre Kinder und Enkelkinder würden keinen Ort haben, an dem sie sich zu Hause fühlten, wenn sie in Jackson zu Besuch waren. Auch das war nachvollziehbar.

Ich begriff schließlich, dass die Rückkehr nach Jackson für Mamaw eher Pflichterfüllung war als Anlass zur Freude. Für mich bedeutete Jackson, die Onkel zu sehen, Schildkröten zu fangen und eine friedliche Zuflucht zu finden vor den Wirren meiner Existenz in Ohio. Jackson bedeutete ein gemeinsames Zuhause für Mamaw und mich, eine

Drei-Stunden-Fahrt, auf der wir erzählen konnten, und ein Ort, an dem mich jeder als das Enkelkind der berühmt-berüchtigten Jim und Bonnie Vance kannte. Für Mamaw aber war das anders. Jackson war der Ort, an dem sie als Kind manchmal gehungert hatte, aus dem sie nach einem Schwangerschaftsskandal noch als Teenager geflohen war, wo so viele ihrer Freunde ihr Leben in den Kohlegruben gelassen hatten. Ich wollte nach Jackson entkommen. Sie wollte Jackson entkommen.

Je älter sie wurde und je schlechter sie sich bewegen konnte, desto lieber sah sie fern. Sie bevorzugte

anzüglichen Humor und epische Dramen, entsprechend groß war die Auswahl. Ihre absolute Lieblingssendung war die Mafia-Serie *The Sopranos* des Senders HBO. Aus heutiger Sicht erscheint es mir wenig überraschend, dass sich Mamaw von einer Serie über zutiefst loyale Außenseiter, die gelegentlich gewalttätig wurden, angesprochen fühlte. Wenn man die Namen und Daten austauscht, bekommt die italienische Mafia erstaunliche Ähnlichkeit mit der Hatfield-McCoy-Fehde in den Appalachen. Die Hauptfigur, Tony Soprano, war ein brutaler Killer, eine objektiv gesehen schreckliche Person.

Aber Mamaw respektierte seine Loyalität, die Tatsache, dass er alles tat, um die Ehre seiner Familie zu beschützen. Er hatte zwar zahllose Feinde ermordet und trank zu viel, aber die einzige Kritik, die sie jemals an ihm äußerte, bezog sich auf seine Seitensprünge. »Der macht ja immer mit anderen Frauen rum. Das mag ich nicht.«

Ich begriff auch zum ersten Mal, wie sehr Mamaw Kinder liebte, weniger, weil sie zärtlich zu mir war, sondern weil ich sie im Umgang mit anderen Kindern beobachtete. Sie passte oft auf die Kleinen von Lindsay oder Tante Wee auf. Einmal hatte sie die beiden

Mädchen von Tante Wee und dazu im Garten Tante Wees Hund. Als der Hund bellte, brüllte Mamaw: »Fick dich, Köter!« Meine Cousine Bonnie Rose rannte zur Gartentür und kreischte immer wieder: »Fick dich, Köter! Fick dich, Köter!« Mamaw humpelte ihr hinterher, nahm sie in den Arm und sagte: »Pssst. Das darfst du nicht sagen, sonst krieg ich Ärger.« Dabei lachte sie so laut, dass sie kaum ein Wort herausbrachte. Ein paar Wochen später kam ich aus der Schule nach Hause und fragte Mamaw, wie es ihr ging. Sie erzählte, sie habe einen tollen Tag gehabt. Sie hatte nämlich auf Lindsays Sohn Kameron aufgepasst.

»Er hat mich gefragt, ob er Scheiße sagen darf, so wie ich. Ich hab gesagt, klar, aber nur hier in meinem Haus«, erzählte sie kichernd. Egal, wie sie sich fühlte, ob ihr Emphysem ihr beim Atmen Schwierigkeiten bereitete oder ihre Hüfte so heftig schmerzte, dass sie kaum gehen konnte: Sie sagte nie nein, wenn sich die Gelegenheit bot, Zeit mit »diesen Babys« zu verbringen, wie sie sich ausdrückte. Mamaw liebte sie, und ich begann zu verstehen, warum sie immer davon geträumt hatte, Anwältin für misshandelte und vernachlässigte Kinder zu werden.

Irgendwann musste sich Mamaw einer Rückenoperation unterziehen, um

die Schmerzen zu lindern, die sie beim Gehen behinderten. Sie kam für einige Monate in ein Pflegeheim, um sich zu erholen. Ich hatte keine Wahl, als allein zu leben, eine Erfahrung, die glücklicherweise nicht lange andauerte. Jeden Abend rief sie Lindsay, Tante Wee oder mich an, jedes Mal mit derselben Bitte: »Das Essen hier ist Scheiße. Kannst du mal zu Taco Bell gehen und mir einen Burrito mit Bohnen holen?« Tatsächlich hasste Mamaw alles an diesem Pflegeheim, und einmal sollte ich schwören, ihre .44er Magnum zu holen und ihr eine Kugel in den Kopf zu jagen, falls abzusehen wäre, dass sie nicht mehr

herauskäme.

»Mamaw, um so was darfst du mich nicht bitten. Ich würde lebenslänglich dafür kriegen.«

»Na ja«, sagte sie dann und dachte nach, »dann besorgst du halt etwas Arsen. So kriegt es niemand mit.« Ihre Rückenoperation war, wie sich herausstellte, völlig überflüssig gewesen. Ihre Hüfte war gebrochen, und sobald sie zusammengeflickt war, war Mamaw wieder auf den Beinen, auch wenn sie seit dieser Zeit eine Gehhilfe oder einen Stock verwendete. Jetzt, da ich Anwalt bin, kann ich nur darüber staunen, dass wir wegen des Kunstfehlers damals keine Klage gegen

den Chirurgen in Betracht zogen, der sie unnötigerweise am Rücken operiert hatte. Aber Mamaw hätte es auch gar nicht zugelassen: Sie glaubte nicht daran, Recht und Gesetz zu bemühen, bevor es absolut nötig war.

Es gab Zeiten, in denen ich Mom alle paar Tage sah. Manchmal hörte ich zwei Wochen lang nichts von ihr. Nach einer Trennung schlief sie ein paar Monate lang auf Mamaws Sofa, und wir erfreuten uns ihrer Gesellschaft. Mom bemühte sich redlich, auf ihre eigene Weise: Wenn sie Arbeit hatte, gab sie mir am Zahltag immer Geld – ganz bestimmt mehr, als sie sich leisten konnte. Aus Gründen, die ich nie ganz

verstand, setzte Mom Geld mit Zuneigung gleich. Vielleicht glaubte sie, ich würde ihr ihre Liebe nicht abnehmen, wenn sie mir nicht einen dicken Batzen Taschengeld in die Hand drückte. Aber das Geld bedeutete mir nie etwas. Mein einziger Wunsch war, dass sie gesund würde.

Selbst meine engsten Freunde wussten nicht, dass ich bei meiner Großmutter wohnte. Ich hatte erkannt, dass zwar viele von uns keine im amerikanischen Sinn traditionelle Familie hatten, dass meine aber noch weniger traditionell war als die meisten anderen. Und wir waren arm, ein Zustand, den sich Mamaw anheftete

wie ein Ehrenabzeichen, mit dem ich aber kaum klarkam. Ich trug die Kleidung von Abercrombie & Fitch oder American Eagle nur, wenn ich sie zu Weihnachten geschenkt bekam. Wenn Mamaw mich von der Schule abholte, bat ich sie immer, nicht aus dem Wagen zu steigen, damit meine Freunde sie mit ihrer Mentholzigarette im Mund und der Uniform aus sackartiger Jeans und Männer-T-Shirt nicht sahen. Wenn ich gefragt wurde, log ich, dass ich bei meiner Mutter wohnte und dass wir uns gemeinsam um unsere kranke Großmutter kümmerten. Noch heute bereue ich, dass viel zu viele meiner Freunde und Klassenkameraden nie

erfuhren, dass Mamaw das Beste war, was mir je passiert war.

In meinem vorletzten Jahr unternahm ich einen Test und schaffte es in einen Mathekurs, der in Trigonometrie, fortgeschrittene Algebra und Infinitesimalrechnung einführte. Der Lehrer Ron Selby galt wegen seines Scharfsinns und der hohen Anforderungen, die er stellte, unter den Schülern als Legende. In zwanzig Jahren hatte er noch keinen Tag gefehlt. In der High School erzählte man sich, dass einmal ein Schüler während einer Klassenarbeit eine Bombendrohung abgegeben hatte; die Bombe befände sich in einer Tasche in seinem Spind.

Die Schule wurde evakuiert. Als alle draußen waren, marschierte Selby in das Gebäude, fand den Spind des Jungen, kam wieder heraus und steckte die Tasche in eine Mülltonne. »Der Junge war in meiner Klasse. Er ist nicht intelligent genug, um eine funktionierende Bombe herzustellen«, erklärte Selby später den herbeigeeilten Polizisten. »Würden Sie jetzt bitte meine Schüler hereinlassen, damit sie ihre Klassenarbeit zu Ende schreiben können?«

Mamaw liebte solche Geschichten, und wenn sie Selby auch nie kennenlernte, bewunderte sie ihn und empfahl ihn mir als Vorbild. Selby

verlangte zwar nicht, dass sich seine Schüler grafikfähige Taschenrechner anschafften – das Modell 89 von Texas Instruments war das neueste und beste –, empfahl es jedoch wärmstens. Wir hatten keine Handys, und wir hatten auch keine schönen Klamotten, aber Mamaw sorgte dafür, dass ich so einen Taschenrechner bekam. Es war eine wichtige Erfahrung, um Mamaws Wertesystem zu verstehen, und es zwang mich dazu, mich mit schulischen Dingen in einer Weise zu befassen, die mir bis dahin fremd gewesen war. Wenn Mamaw hundertachtzig Dollar für einen grafikfähigen Taschenrechner ausgeben konnte – sie bestand darauf,

dass ich mein Erspartes dafür nicht anfasste –, dann blieb mir gar nichts übrig, als die Schule ernster zu nehmen. Das schuldete ich ihr, und sie erinnerte mich ständig daran. »Hast du die Hausaufgaben für diesen Selby gemacht?« – »Nein, Mamaw, noch nicht.« – »Verdammt, dann fang jetzt endlich an. Ich hab nicht jeden letzten Cent für diesen kleinen Computer zusammengekratzt, damit du deinen Tag verbummelst.«

Diese drei Jahre, die ich durchgängig und allein mit Mamaw verbrachte, haben mich gerettet. Den Grund für meine Veränderung bemerkte ich nicht – dass es das Leben mit ihr war, was

mich auf den richtigen Weg brachte. Meine Noten wurden besser, als ich bei ihr einzog, aber diesen Zusammenhang verstand ich nicht. Und ich konnte selbstverständlich nicht wissen, dass ich damals Freundschaften fürs Leben schloss.

In dieser Zeit begannen Mamaw und ich, über die Probleme in unserem Milieu zu sprechen. Mamaw riet mir, etwas Geld nebenher zu verdienen. Sie meinte, es würde mir guttun, ich würde lernen, mit Geld umzugehen. Als dieser Rat auf taube Ohren fiel, verlangte sie, dass ich mir einen Job suchte, was ich dann auch tat: Ich arbeitete an der Kasse bei Dillman's, unserem

## Supermarkt.

Diese Arbeit als Kassenhilfe machte mich zum Amateur-Soziologen. Die meisten unserer Kunden wirkten wie Getriebene. Eine unserer Nachbarinnen kam immer herein und schrie mich wegen der kleinsten Verfehlung an – weil ich sie nicht angelächelt hatte, weil ich einmal zu viel, dann wieder zu wenig in eine Plastiktüte gesteckt hatte. Manche hatten es besonders eilig, wenn sie in den Laden kamen. Sie liefen durch die Gänge, suchten wie rasend nach irgendeinem Produkt. Andere dagegen wandelten bedächtig umher und hakten die Lebensmittel auf ihrer Einkaufsliste ab. Einige Leute

kauften eine Menge Tiefkühlkost und Dosen, andere wiederum kamen mit einem ganzen Haufen frischem Gemüse an die Kasse. Je gehetzter der Kunde war, desto mehr Fertig- und Tiefkühlkost kaufte er, und je mehr Fertigkost er kaufte, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass er arm war. Dass diese Leute arm waren, erkannte ich an ihrer Kleidung und daran, dass sie mit Lebensmittelgutscheinen bezahlten. Nach ein paar Monaten kam ich einmal nach Hause und fragte Mamaw, warum nur die armen Leute Milchersatz kauften. »Kriegen denn reiche Leute keine Babys?« Mamaw hatte auch

keine Erklärung; es dauerte Jahre, bis ich herausfand, dass reiche Mütter viel eher die Brust geben als arme.

Meine Arbeit lehrte mich einiges über die Schere zwischen Arm und Reich in Amerika und erfüllte mich mit Unmut, der gegen die Wohlhabenden gerichtet war, aber auch gegen meine eigene Schicht. Die Besitzer von Dillman's waren almodische Leute, und sie erlaubten kreditwürdigen Kunden, auf Rechnung einzukaufen. Diese Rechnungen erreichten manchmal über tausend Dollar. Ich wusste, dass jeder meiner Verwandten sofort zur Zahlung aufgefordert würde, wenn er in den Laden spazieren und für

tausend Dollar einkaufen würde. Ich hasste das Gefühl, dass mein Chef meine Verwandten für weniger vertrauenswürdig hielt als diejenigen, die ihre Einkäufe im Cadillac nach Hause fuhren. Aber ich kam darüber hinweg: Eines Tages, sagte ich mir, werde ich mein eigenes beschissenes Kundenkonto dort haben.

Ich erfuhr auch, wie die Leute das Sozialamt betrogen. Sie kauften mit ihren Lebensmittelgutscheinen zwei Dutzend Dosen Cola und verkauften sie für Bargeld mit einem Nachlass weiter. Ich musste erst die Lebensmittel abrechnen, die sie mit Gutscheinen bezahlten; dann kauften sie Bier, Wein

und Zigaretten mit Bargeld. Viele telefonierten an der Kasse mit ihren Handys. Ich verstand nie, warum unser Leben so mühsam war, während diese Leute, die von der Großzügigkeit des Staats lebten, Dinge besaßen, von denen ich nur träumen konnte.

Mamaw hörte aufmerksam zu, wenn ich von meinen Erfahrungen bei Dillman's erzählte. Wir begannen, viele Mitglieder unserer eigenen Arbeiterschicht mit Misstrauen zu betrachten. Die meisten von uns hatten es nicht leicht, aber wir kamen zurecht, arbeiteten hart und hofften auf ein besseres Leben. Doch einer großen Minderheit genügte es, von

Arbeitslosenhilfe zu leben. Alle zwei Wochen erhielt ich einen kleinen Gehaltsscheck, und jedes Mal fiel mir die Zeile auf, auf der der nationale und bundesstaatliche Steuerabzug verzeichnet war. Und mindestens ebenso oft kam unser drogenabhängiger Nachbar vorbei, um T-Bone-Steaks zu kaufen, die ich mir selbst nicht leisten konnte, die für jemand anderen zu kaufen ich aber von Uncle Sam gezwungen wurde. So dachte ich mit siebzehn, und auch wenn ich heute längst nicht mehr so wütend bin wie damals, sehe ich diese Erfahrungen als ersten Hinweis darauf, dass die Konzepte von Mamaws »Partei der

Arbeiter« – der Demokraten – längst nicht so großartig sind, wie immer behauptet wird.

Politikwissenschaftler haben viele Bücher gefüllt, um zu erklären, warum die Appalachen und der amerikanische Süden, die noch vor weniger als einer Generation verlässlich auf Seiten der Demokraten standen, heute nicht weniger verlässlich republikanisch wählen. Einige machen die Rassenpolitik verantwortlich, die Tatsache, dass sich die Demokratische Partei hinter die Bürgerrechtsbewegung gestellt hat. Andere verweisen auf Religion, auf den Wertkonservatismus, der unter den

Evangelikalen der Region fest verankert ist. Doch ein großer Teil der Erklärung besteht darin, dass viele in der weißen Arbeiterschicht genau das gesehen haben, was ich damals sah, als ich bei Dillman's arbeitete. Schon in den siebziger Jahren begannen weiße Arbeiter, sich Richard Nixon zuzuwenden, weil sie den Eindruck hatten, dass »wir Sozialhilfeempfänger fürs Nichtstun bezahlen! Die lachen doch über unsere Gesellschaft! Und wir sind fleißige Leute, wir werden dafür ausgelacht, dass wir jeden Tag zur Arbeit gehen!«<sup>22</sup>

Um diese Zeit ließ einer von Mamaws und Papaws ältesten

Freunden das Haus neben unserem, das ihm gehörte, für »Section 8« registrieren, ein staatliches Wohngeldprogramm. Mamaws Freund hatte lange Schwierigkeiten gehabt, das Haus zu vermieten, doch indem er es beim Wohngeldprogramm meldete, stellte er quasi sicher, dass sich dies schnell ändern würde. Mamaw hielt es für Verrat, weil damit »schlechte« Leute ins Viertel kamen, was einen Verfall der Immobilienpreise nach sich ziehen würde.

Auch wenn Mamaw und ich die arbeitenden deutlich von den arbeitslosen Armen zu unterscheiden suchten, erkannten wir doch, dass wir

mit denjenigen, die unserer Meinung nach der weißen Arbeiterschicht einen schlechten Ruf einbrachten, eine Menge gemeinsam hatten. Diese Wohngeldempfänger sahen eigentlich genauso aus wie wir. Die Matriarchin der ersten Familie, die nebenan einzog, stammte aus Kentucky, war aber schon früh in den Norden gezogen, mit ihren Eltern, die ein besseres Leben gesucht hatten. Sie hatte zwei Beziehungen gehabt, aus denen jeweils ein Kind resultierte, aber keine Unterhaltszahlungen. Sie war nett, die Kinder auch, aber die Drogen und die nächtlichen Streitereien offenbarten Schwierigkeiten, die viele Hillbillys

im Mittleren Westen nur zu gut kannten. Es frustrierte Mamaw zusehends, dass sie im Verhalten der Nachbarn die Schwierigkeiten ihrer eigenen Familie wiedererkannte, und sie wurde wütend.

Dieser Wut entsprang die Sozialexpertin Bonnie Vance: »Sie ist 'ne faule Schlampe, aber nur, weil sie niemand zwingt zu arbeiten.« »Ich hasse diese Schweine, die den Leuten das Geld geben, damit sie in unser Viertel ziehen können.« Und sie schimpfte auf die Menschen, denen wir im Supermarkt begegneten: »Ich kapier nicht, warum die Leute, die ihr Leben lang gearbeitet haben, gerade mal so über die Runden kommen, während

diese Versager hier mit deinen Steuergeldern Schnaps und Handykarten kaufen.«

Das waren eigentlich bizarre Ansichten für meine Oma, die im Herzen eine Linke war. Tatsächlich war sie unberechenbar: Sie schimpfte auf den Staat, weil er zu viel tat, und zögerte auch nicht, ihm vorzuwerfen, dass er zu wenig tat. Schließlich half der Staat nur den Armen, ein Dach über dem Kopf zu haben, und Mamaw bewunderte es, wenn irgendjemand den Armen half. Sie hatte keine grundsätzlichen Einwände gegen das Wohngeldprogramm. So kam ihre linke Grundhaltung immer wieder an die

Oberfläche. Sie schimpfte, dass es keine Arbeit gab, und fragte sich, ob das der Grund war, warum unsere Nachbarin keinen guten Mann fand. Manchmal, wenn bei Mamaw das Mitleid dominierte, fragte sie, wie es möglich sei, dass unsere Gesellschaft Flugzeugträger bezahlen könne, aber nicht genug Entzugskliniken – wie die von Mom. Manchmal kritisierte sie die gesichtslosen Reichen, die zu unwillig seien, ihren Teil der sozialen Last zu tragen. Für Mamaw war jeder der zahlreichen fehlgeschlagenen Versuche, bei den Lokalwahlen die Schulsteuer anzuheben, Zeugnis eines größeren gesellschaftlichen Versäumnisses,

Kindern wie mir eine gute Schulbildung zu ermöglichen.

Mamaws Einstellungen waren in ganz unterschiedlichen Bereichen des politischen Spektrums angesiedelt. Je nachdem, wie sie gerade gelaunt war, konnte Mamaw eine radikale Konservative sein oder eine Sozialdemokratin nach europäischem Muster. Deshalb hielt ich sie anfangs für einen unverbesserlichen Einfaltspinsel, und ich beschloss, dass ich mir einfach die Ohren zuhalten könnte, wenn sie den Mund aufmachte, um über Politik zu reden. Doch bald schon begriff ich, dass in Mamaws Widersprüchlichkeiten eine tiefe

Weisheit lag. Ich hatte so viel Zeit damit verbracht, einfach nur zu überleben, dass ich nun, da ich ein wenig Raum hatte, um dieses Leben zu betrachten, die Welt durch Mamaws Augen zu sehen begann. Ich hatte Angst, ich war verwirrt und traurig. Ich machte die großen Firmen verantwortlich, die ihre Fabriken schlossen und in Übersee wieder eröffneten – und dann fragte ich mich, ob ich nicht dasselbe getan hätte. Ich verfluchte unseren Staat dafür, dass er nicht genug half, und fragte mich gleichzeitig, ob sein Eingreifen das Problem nicht noch verschlimmerte.

Mamaw konnte schimpfen wie ein

Kesselflicker, aber was sie in unserer Stadt erlebte, brachte sie nicht einfach nur auf die Palme, es brach ihr das Herz. Wo Drogen waren, Ehekrach und finanzielle Schwierigkeiten, da waren auch Menschen mit ernsthaften Problemen, und sie litten. Über dem Leben unserer Nachbarn lag eine Art verzweifelter Trauer. Man erkannte es daran, dass die Mutter zwar grinste, aber niemals lachte, und an den Witzen, die das Mädchen, ein Teenager, über ihre Mutter erzählte, die sie »windelweich« geschlagen habe. Ich wusste, was dieser abgründige Humor zu verbergen versuchte, weil ich ihn selbst in der Vergangenheit eingesetzt

hatte. Gute Miene machen nennt man das. Wenn das irgendjemand zu schätzen wusste, dann wohl Mamaw.

Die Probleme in unserem Umfeld kannten wir nur zu gut. Was Mom durchmachte, hatte einen Kontext. Ihre Schwierigkeiten wurden von vielen Menschen, die wie wir Hunderte von Meilen aus der Heimat fortgezogen waren, um ein besseres Leben zu finden, immer wieder von neuem durchlebt. Es nahm einfach kein Ende. Mamaw hatte geglaubt, sie sei der Armut der Appalachen entkommen, aber die Armut – die emotionale, nicht die finanzielle – war ihr gefolgt. Irgendetwas hatte dazu geführt, dass

ihre späten Jahre ihrer Jugend auf unheimliche Weise ähnelten. Was ging da vor sich? Welche Aussichten hatte ein Teenager wie unsere Nachbarstochter? Bei einem Leben wie diesem standen ihre Chancen schlecht, so viel war klar. Und das warf die Frage auf: Was sollte aus mir werden?

Ich konnte keine Antwort auf diese Fragen finden, die den Kern dessen, was ich als meine Heimat bezeichnete, unberührt ließ. Was ich mit Sicherheit wusste, war, dass andere Leute nicht so lebten wie wir. Wenn ich bei Onkel Jimmy zu Besuch war, wurde ich nicht vom Gezeter der Nachbarn geweckt. Die Häuser in dem Viertel, wo Tante

Wee und Dan wohnten, waren wunderschön, die Gärten waren gepflegt, und die Polizisten kamen vorbei, um mit einem Lächeln zu grüßen, nicht, um irgendwelche Eltern auf die Rücksitze ihrer Streifenwagen zu drücken.

Also fragte ich mich, was an uns anders war – nicht nur an mir und meiner Familie, sondern an unserem Viertel und unserer Stadt, an den Leuten zwischen Jackson und Middletown und darüber hinaus. Als Mom zwei Jahre zuvor verhaftet worden war, hatten sich die Veranden und Vorgärten der Nachbarhäuser mit Zuschauern gefüllt. Es gibt nichts

Unangenehmeres, als den Nachbarn zu winken, wenn die Bullen gerade deine Mutter weggeschleppt haben. Was Mom anstellte, war zweifellos extrem, aber wir alle kannten das Theater schon von verschiedenen Nachbarn. Diese Dinge hatten ihren eigenen Rhythmus: Ein lauterer Ehekrach, ein paar Fensterläden, die einen Spaltbreit aufgeschoben wurden, verstohlene Blicke hinter Gardinen, und wenn die Sache dann ein wenig eskalierte, wachten die Leute auf und wollten sehen, was los war, und in den Schlafzimmern gingen die Lichter an. Wenn der Krach schließlich überhandnahm, kam die Polizei und

brachte irgendeinen besoffenen Vater oder eine durchgedrehte Mutter zum zentralen Verwaltungsgebäude der Stadt. Darin befanden sich die Steuerbehörde, die Versorgungsbetriebe und sogar ein kleines Museum, die Kinder in meinem Viertel kannten es jedoch, weil dort das Untersuchungsgefängnis und die Ausnüchterungszellen waren.

Ich las eine Menge Bücher über Sozialpolitik und die Erwerbsarmen. Vor allem *The Truly Disadvantaged*, ein Buch des bedeutenden Soziologen William Julius Wilson, beeindruckte mich. Ich war sechzehn, als ich es zum ersten Mal las, und wenn ich auch nicht

alles verstand, so leuchtete mir die Kernthese doch ein. Als Millionen von Menschen in den Norden gezogen waren, um in der Industrie zu arbeiten, war das Gemeinwesen, das um die Fabriken herum entstand, zwar lebendig, aber auch prekär: Als die Fabriken ihre Tore für immer schlossen, steckten die Menschen in größeren und kleineren Städten fest, in denen kaum gute Stellen für eine derart große Zahl von Arbeitern bereitstanden. Wer wegziehen konnte – vor allem die Gebildeten, die Wohlhabenden und die mit Beziehungen –, tat es, übrig blieben die Armen. Diese Übriggebliebenen waren die

»wahrlich Benachteiligten« – auf dem Arbeitsmarkt waren sie chancenlos, und das soziale Umfeld hatte an Beziehungen oder sozialer Unterstützung nur wenig zu bieten.

Wilsons Buch sprach mir aus dem Herzen. Ich hätte ihm gern einen Brief geschrieben, um ihm zu sagen, dass er mein Zuhause perfekt erfasst habe. Dass es mich persönlich so berührte, ist allerdings seltsam, denn Wilson schrieb gar nicht über die Hillbillys, die aus den Appalachen umgesiedelt waren – sondern über Schwarze in den Innenstädten der Metropolen. Dasselbe galt für Charles Murrays bahnbrechendes *Losing Ground*, ein

weiteres Buch über Schwarze, das ebenso gut von Hillbillys hätte handeln können. Es stellte dar, wie unser Wohlfahrtsstaat den sozialen Verfall beförderte.

Diese Bücher waren zwar aufschlussreich, aber sie beantworteten nicht gänzlich die Fragen, die mich quälten: Wieso verließ unsere Nachbarin nicht den Mann, der sie misshandelte? Warum gab sie ihr Geld für Drogen aus? Wieso sah sie nicht, dass ihr Verhalten ihre Tochter zerstörte? Warum passierten diese Dinge nicht nur unserer Nachbarin, sondern auch meiner Mutter? Es sollte Jahre dauern, bis ich begriff, dass es

nicht das eine Buch, den einen Experten, die eine Wissenschaft gab, die das Problem der Hillbillys im modernen Amerika vollständig erklären konnten. Ja, unsere Elegie ist eine soziologische, aber sie handelt auch von Psychologie und Gemeinschaft und Kultur und Glauben.

In meinem elften Schuljahr rief unsere Nachbarin Pattie ihren Vermieter an, weil das Dach undicht war. Der Vermieter kam und fand Pattie high und mit nacktem Oberkörper auf dem Sofa vor; sie war bewusstlos. Oben lief die Badewanne über – deshalb der Anruf wegen des undichten Dachs. Pattie hatte offenbar ein paar

Schmerztabletten eingeworfen, nachdem sie den Hahn aufgedreht hatte, und war dann eingeschlafen. Die obere Etage und ein großer Teil des Familienbesitzes waren zerstört. Das ist die Realität der Hillbillys: eine halbnackte Drogensüchtige, die das wenige, das in ihrem Leben etwas wert ist, zerstört – und Kinder, deren Spielsachen und Kleidung der Sucht ihrer Mutter zum Opfer fallen.

Eine andere, geheimnisvolle Frau wohnte äußerst zurückgezogen in einem pinkfarbenen Haus in unserer Straße. Sie kam nur zum Rauchen vor die Tür. Sie grüßte nie, und nie brannte Licht in ihrem Haus. Sie war geschieden, ihre

Kinder waren im Gefängnis. Sie war extrem fettleibig – als Kind fragte ich mich immer, ob sie es hasste, aus dem Haus zu gehen, weil sie zu dick war, um zu laufen.

Ein Stück weiter wohnte eine junge Frau mit einem Kleinkind und ihrem Freund, der etwas älter war. Der Freund arbeitete, und die Frau guckte den ganzen Tag *Schatten der Leidenschaft*. Ihr kleiner Sohn war sehr süß, und er liebte Mamaw. Zu allen Tageszeiten tauchte er an ihrer Haustür auf und bettelte um Essen – einmal sogar nach Mitternacht. Seine Mutter hatte alle Zeit der Welt, aber auf ihren Sohn konnte sie nicht aufpassen,

um zu verhindern, dass er sich in die Häuser fremder Leute verirrte. Manchmal musste seine Windel gewechselt werden. Einmal rief Mamaw das Jugendamt an, in der Hoffnung, dass sie den Jungen irgendwie retten würden. Aber sie griffen nicht ein. Also zweigte Mamaw Windeln von meinem Neffen ab und hielt im Viertel immer nach ihrem »kleinen Freund« Ausschau.

Eine Freundin meiner Schwester wohnte in einer kleinen Wohnung bei ihrer Mutter – einer »Welfare Queen«, wie sie im Buche steht. Sie hatte sieben Geschwister, die meisten vom selben Vater, was eher eine Seltenheit war.

Ihre Mutter hatte noch nie eine Arbeit gehabt und schien nur daran interessiert, ihre »Brut zu vergrößern«, wie Mamaw meinte. Ihre Kinder hatten von vornherein keine Chance. Eine heiratete, wurde von ihrem Mann geschlagen und bekam ein Kind, bevor sie alt genug war, um Zigaretten zu kaufen. Der Älteste nahm eine Überdosis und kam von der Schule praktisch direkt ins Gefängnis.

Das war meine Welt – eine Welt wahrhaft irrationalen Verhaltens. Wir kaufen riesige Fernseher und iPads auf dem Weg ins Armenhaus. Unsere Kinder tragen schicke Klamotten dank unserer Kreditkarten und der

Notkredite, die man zu Wucherzinsen an jeder Ecke bekommt. Wir kaufen Häuser, die wir nicht brauchen, schulden um, damit wir uns etwas leisten können, melden Konkurs an und lassen unseren Müll zurück, wenn wir ausziehen müssen. Sparsamkeit ist uns im Innersten zuwider. Wir geben Geld aus und tun so, als gehörten wir zur Oberschicht. Und wenn sich der Dunst verzogen hat – bei Konkurs, oder wenn uns ein Verwandter über den Tisch gezogen hat –, ist nichts mehr übrig: kein Geld für die Studiengebühren der Kinder, keine Investition, die unser Vermögen vermehrt, nichts auf der hohen Kante, falls mal einer seinen Job

verliert. Wir wissen, dass wir so nicht mit Geld umgehen sollten. Manchmal machen wir uns deswegen Vorwürfe, aber ändern tut das nichts.

In unseren Häusern herrscht Chaos. Wir brüllen und schreien uns an, als seien wir Zuschauer bei einem Football-Spiel. Mindestens ein Familienmitglied ist drogenabhängig – manchmal der Vater, manchmal die Mutter, manchmal beide. Wenn es gerade besonders stressig ist, schlagen wir uns gegenseitig, immer vor versammelter Familie einschließlich der kleinen Kinder. Oft hören die Nachbarn, was los ist. Wenn sie die Polizei rufen, um das Drama zu

beenden, ist es ein schlechter Tag. Unsere Kinder sind in Pflegefamilien, bleiben aber meistens nicht lange. Wir entschuldigen uns bei unseren Kindern. Die Kinder glauben, dass es uns wirklich leidtut, und so ist es auch. Aber ein paar Tage später sind wir wieder genauso gemein wie zuvor.

In unserer eigenen Kindheit lernen wir nicht für die Schule, und als Eltern sorgen wir nicht dafür, dass unsere Kinder lernen. Unsere Kinder sind schlecht in der Schule. Das macht uns zwar manchmal wütend, aber wir geben ihnen nicht, was sie brauchen, um erfolgreich zu sein, zum Beispiel ein friedliches, ruhiges Zuhause. Selbst

die besten, die intelligentesten Schüler werden es nicht an die Eliteuniversitäten schaffen – wenn sie das Kriegsgebiet ihres Elternhauses überhaupt überleben. »Ist mir doch egal, ob du an der Notre-Dame-Universität angenommen wurdest«, sagen wir. »Du kannst doch hier am Community College eine ordentliche Ausbildung machen, das ist billiger.« Die Ironie an der Sache ist, dass ein Studium an der Notre Dame nicht nur besser ist, sondern für Leute wie uns auch billiger.

Wir sollten uns Arbeit suchen, aber wir haben keine Lust. Manchmal kriegen wir doch einen Job, aber der

währt nicht lang. Wir werden gefeuert, weil wir immer zu spät kommen oder weil wir Ware klauen und dann bei eBay verkaufen, oder weil sich ein Kunde über unsere Alkoholfahne beschwert hat oder weil wir fünf Pinkelpausen pro Schicht machen, jede über eine halbe Stunde. Wir reden ständig über den Wert harter Arbeit und machen uns weis, dass wir nur deshalb nicht arbeiten, weil wir unfair behandelt werden: weil Obama die Kohlebergwerke geschlossen hat oder weil alle Stellen nach China abgewandert sind. Das sind die Lügen, die wir uns selbst erzählen, um unsere kognitive Dissonanz aufzulösen – die

Abkopplung zwischen der Welt, die wir vor Augen haben, und den Werten, die wir predigen.

Wir sprechen mit unseren Kindern über Verantwortung, aber wir selbst handeln nicht danach. Das geht zum Beispiel so: Jahrelang hatte ich davon geträumt, einen Schäferhundwelpen zu besitzen. Irgendwie trieb Mom einen auf. Es war unser vierter Hund, und ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn abrichten sollte. Nach ein paar Jahren waren alle vier Hunde weg – entweder bei der Polizei oder bei irgendwelchen Freunden der Familie. Als wir uns vom vierten verabschiedet hatten, verschlossen sich unsere Herzen. Wir

hatten gelernt, keine Gefühle zuzulassen und nicht zu sehr an den Dingen zu hängen.

Unsere Essens- und Sportgewohnheiten schienen dazu angelegt, uns einen frühen Tod zu bescheren, und das wurde auch weitgehend erreicht: Es gibt Gebiete in Kentucky, wo die Lebenserwartung bei siebenundsechzig liegt, anderthalb Jahrzehnte unter dem Wert des angrenzenden Staats Virginia. Eine neuere Studie belegt, dass unter allen Bevölkerungsgruppen die weiße Arbeiterschicht die einzige ist, deren Lebenserwartung sinkt. Wir essen Knack-und-Back- Zimtschnecken zum

Frühstück und Tacos zu Mittag, und abends gehen wir zu McDonald's. Wir kochen nur selten, obwohl es billiger ist und gesünder für Körper und Seele. Nur als Kinder, wenn wir spielen, betätigen wir uns körperlich. Erst wenn wir unsere Heimat verlassen – um zum Militär zu gehen oder irgendwo in der Fremde zu studieren –, sehen wir Jogger auf den Straßen.

Aber nicht alle Menschen in dieser Gesellschaftsschicht haben zu kämpfen. Schon als Kind wusste ich, dass es zwei Sorten von Sitten und gesellschaftlichen Zwängen gibt. Meine Großeltern verkörperten die erste: altmodisch, mit stillem Gottvertrauen,

selbstverantwortlich, fleißig. Meine Mutter – und zunehmend unser ganzes Viertel – verkörperte die andere: konsumorientiert, vereinsamt, wütend, misstrauisch.

Sehr viele Menschen lebten (und leben) nach dem Kodex meiner Großeltern. Man musste genau hinsehen, um die Hinweise zu erkennen: eine alte Nachbarin, die gewissenhaft ihren Garten pflegte, während um sie herum die Häuser von innen verfielen; eine junge Frau, die bei ihrer Mutter aufgewachsen war und nun täglich in das Viertel zurückkehrte, um der alten Frau zu helfen, den Alltag zu meistern. Ich sage das nicht, um die

Lebensweise meiner Großeltern zu romantisieren – die, wie ich beschrieben habe, große Schwierigkeiten mit sich brachte –, sondern um festzuhalten, dass viele zwar zu kämpfen hatten, am Ende aber doch erfolgreich waren. Es gibt viele intakte Familien, viele gemeinsame Abendessen in friedlichen Häusern, viele Kinder, die fleißig lernen und erwarten, einen Teil des amerikanischen Traums für sich beanspruchen zu können. Viele meiner Freunde haben in Middletown und Umgebung ein erfolgreiches Leben aufgebaut und glückliche Familien gegründet. Sie sind nicht das Problem,

und wenn man den Statistiken glaubt, haben die Kinder aus diesen intakten Familien eine Menge Grund zu Optimismus.

Ich bewegte mich in beiden Welten. Mamaw habe ich zu danken, dass ich damals nicht nur die schlimmsten Aspekte unserer Lebenswelt sah – ich bin überzeugt, dass mich das gerettet hat. Es gab für mich immer einen sicheren Ort und eine liebevolle Umarmung, wenn ich sie brauchte. Die anderen Kinder in unserer Straße konnten das nicht von sich behaupten.

Einmal, an einem Sonntag, willigte Mamaw ein, ein paar Stunden auf die Kinder von Tante Wee aufzupassen.

Tante Wee brachte sie um zehn vorbei. Ich hatte im Supermarkt die schlimmste Schicht, von elf bis acht Uhr abends. Ich blieb noch eine Dreiviertelstunde bei den Kindern, um Viertel vor elf machte ich mich auf den Weg zur Arbeit. Ich ärgerte mich mehr als sonst, dass ich nicht bleiben konnte – ich war richtig zerknirscht. Nichts hätte ich lieber getan, als mit Mamaw und den Kleinen den Tag zu verbringen. Genau das sagte ich auch Mamaw, aber statt mir zu antworten, ich solle »das verdammte Gejammer« lassen, wie ich erwartet hatte, sagte sie, dass sie sich auch wünschte, ich könne zu Hause bleiben. Es war ein seltener

Augenblick des Mitgefühls. »Aber wenn du eine Arbeit haben willst, bei der du die Wochenenden mit deiner Familie verbringen kannst, dann musst du studieren und etwas aus dir machen.« Das war ihr Genie. Sie predigte und verfluchte und forderte nicht nur, sie zeigte mir auf, was möglich war – ein friedlicher Sonntagnachmittag bei den Menschen, die ich liebte –, und stellte sicher, dass ich wusste, wie ich es erreichen konnte.

Gesellschaftswissenschaftler haben in zahllosen Büchern belegt, dass eine liebende, stabile Familie positive Auswirkungen hat. Ich könnte ein

Dutzend Studien zitieren, die nahelegen, dass Mamaw mir nicht nur eine kurzfristige Zuflucht bot, sondern die Hoffnung auf ein besseres Leben. Ganze Bücher beschäftigen sich mit dem Phänomen der »resilienten Kinder«, die trotz eines instabilen Zuhause gedeihen, weil sie die Unterstützung eines einzigen liebevollen Erwachsenen haben.

Ich weiß, dass Mamaw gut für mich war, nicht weil irgendein Psychologe aus Harvard es behauptet, sondern weil ich es gespürt habe. Sehen Sie sich mein Leben an, bevor ich bei Mamaw eingezogen bin. Mitten in meinem dritten Schuljahr verließen wir

Middletown und meine Großeltern und zogen mit Bob nach Preble County. Anderthalb Jahre später verließen wir Preble County und zogen in eine Doppelhaushälfte auf der McKinley Street. Ein Jahr später zogen wir einen Block weiter, und Chip war ein regelmäßiger Besucher, auch wenn er nie offiziell bei uns einzog. Wiederum ein Jahr später wohnten wir noch immer auf der McKinley Street, aber Chip war durch Steve ersetzt worden (und ein Umzug zu Steve war immer wieder im Gespräch). Ein Jahr später, ich hatte gerade die siebte Klasse beendet, hatte Matt Steves Platz eingenommen, und Mom stand kurz

davor, bei Matt einzuziehen, und sie hoffte, dass ich in Dayton zu ihnen stoßen würde. Ein Jahr später verlangte Mom, dass ich zu ihnen nach Dayton zog, und nach einem Umweg über Dad gab ich schließlich nach. Am Ende der neunten Klasse zog ich zu Ken – den ich überhaupt nicht kannte – und seinen drei Kindern. Dazu kamen immer die Drogen, das Verfahren wegen häuslicher Gewalt, das Jugendamt, das in unserem Leben herumschnüffelte, und Papaws Tod.

Heute, lange über diese Zeit nachdenkend, damit ich es niederschreiben kann, löst dies in mir immer noch ein unbegreifliches

Angstgefühl aus. Vor gar nicht allzu langer Zeit bemerkte ich, dass eine Facebook-Freundin (eine High-School-Bekanntschaft mit ähnlich tiefen Hillbilly-Wurzeln) ständig ihre Freunde austauschte. Sie verließ den einen und begann gleich eine neue Beziehung, sie postete Fotos von einem Typen und drei Wochen später von einem anderen, sie stritt sich in den sozialen Medien mit ihrem neuen Lover, bis die Beziehung öffentlich implodierte. Sie ist genauso alt wie ich und hat vier Kinder, und als sie postete, dass sie nun endlich einen Mann gefunden habe, der sie gut behandelte (ein Refrain, den ich schon oft gehört

hatte), kommentierte ihre dreizehn Jahre alte Tochter: »Hör auf. Ich will einfach nur, dass du damit aufhörst.« Ich wünschte, ich könnte dieses Mädchen in den Arm nehmen, denn ich weiß, wie es sich fühlt. Sieben Jahre lang wartete ich darauf, dass es aufhörte. Es ging mir gar nicht so sehr um den Streit, das Geschrei, nicht einmal um die Drogen. Ich wollte einfach nur ein Zuhause, wo ich bleiben konnte, und ich wollte, dass uns diese Scheißtypen endlich in Ruhe ließen.

Und jetzt sehen Sie sich mein Leben an, als ich zu Mamaw zog. Am Ende der zehnten Klasse wohnte ich allein

mit Mamaw in ihrem Haus. Am Ende der elften Klasse wohnte ich allein mit Mamaw in ihrem Haus. Am Ende der zwölften Klasse wohnte ich allein mit Mamaw in ihrem Haus. Ich könnte sagen, dass mir das friedliche Leben bei Mamaw einen sicheren Raum gab, um meine Hausaufgaben zu machen. Ich könnte sagen, dass ich ohne den Streit und die Instabilität die Chance hatte, mich auf die Schule und auf meine Arbeit zu konzentrieren. Ich könnte sagen, dass es einfacher für mich war, in der Schule dauerhafte Freundschaften zu schließen, weil ich immer ins selbe Haus und zu demselben Menschen zurückkehrte. Ich

könnte sagen, dass es mir half, eine Arbeit zu finden und ein wenig über die Welt zu erfahren, um deutlicher zu erkennen, was ich aus meinem eigenen Leben machen wollte. Aus heutiger Sicht leuchten all diese Erklärungen ein, und ich bin überzeugt, dass in allen ein Körnchen Wahrheit steckt.

Bestimmt könnten ein Soziologe und ein Psychologe, die gemeinsam in einem Zimmer sitzen, erklären, warum ich das Interesse an Drogen verlor, warum meine Noten besser wurden, warum ich den Zulassungstest für die Uni mit der höchsten Punktzahl schaffte, warum ich zwei, drei Lehrer fand, die mich dazu inspirierten, mit

Freude zu lernen. Aber woran ich mich vor allem erinnere, ist, dass ich *glücklich* war. Ich hatte keine Angst mehr vor dem Klingeln, das den Schultag beendete, ich wusste, wo ich nächsten Monat wohnen würde und dass die Beziehungsgeschichten einer anderen Person mein Leben nicht mehr beeinträchtigen konnten. Und diesem Glück entsprangen sehr viele Chancen, die ich in den vergangenen zwölf Jahren bekommen habe.

## Anmerkung zum Kapitel

**22.** Rick Perlstein: *Nixonland: The Rise of a President and the Fracturing of America*, New York, Scribner, 2008

# Kapitel 10

IN MEINEM LETZTEN SCHULJAHR VERSUCHTE ICH, in die Golfmannschaft der Schule zu kommen. Ich nahm seit etwa einem Jahr Golfstunden bei einem Profi. Im Sommer hatte ich auf dem städtischen Golfplatz gearbeitet und durfte kostenlos trainieren. Mamaw hatte nie irgendein Interesse an Sport

bekundet, aber sie ermutigte mich dazu, Golf zu lernen, weil das der Sport sei, »bei dem die reichen Leute ihre Geschäfte machen«. Mamaw war zwar auf ihre Weise klug, aber über die Gewohnheiten reicher Geschäftsleute wusste sie wenig, und das sagte ich ihr auch. »Halt den Mund, du Ficker«, sagte sie. »Jeder weiß, dass reiche Leute Golf lieben.« Aber wenn ich im Haus meinen Schwung übte (ohne Ball – das Einzige, was ich beschädigte, war der Boden), rief sie, ich solle aufhören, den Teppich kaputtzumachen. »Aber Mamaw«, protestierte ich sarkastisch, »wenn du mich nicht trainieren lässt, werde ich nie

Geschäfte auf dem Golfplatz machen. Dann kann ich gleich die Schule abbrechen und im Supermarkt Tüten packen.« – »Du Klugscheißer. Wenn ich nicht ein Krüppel wär, würd ich jetzt aufstehen und dir so eine kleben, dass dir der Kopf an den Arsch klatscht.«

Also bezahlte sie einen Teil meiner Stunden und bat ihren kleinen Bruder (meinen Onkel Gary), den jüngsten der Blanton-Brüder, ein paar alte Schläger für mich aufzutreiben. Er brachte mir ein gutes Set von MacGregor, ein viel besseres, als wir uns hätten leisten können, und ich trainierte, wann immer ich konnte. Als es dann so weit war

und die Mannschaft ausgewählt wurde, war mein Schwung gut genug, um mich nicht zu blamieren.

In die Mannschaft kam ich nicht, aber ich hatte genügend Fortschritte gemacht, um zu rechtfertigen, dass ich mit meinen Freunden trainierte, die es in die Mannschaft geschafft hatten, und mehr hatte ich gar nicht gewollt. Ich lernte, dass Mamaw recht hatte: Golf ist ein Sport für Reiche. Auf dem Platz, wo ich arbeitete, spielten nur wenige, die aus den Arbeitervierteln von Middletown kamen. An meinem ersten Trainingstag kam ich in Halbschuhen, weil ich dachte, dass Golfschuhe ja nichts anderes seien. Als ein junger

Platzhirsch bemerkte, dass ich braune Slipper von Kmart trug, machte er sich in den folgenden vier Stunden gnadenlos über mich lustig. Ich widerstand dem Drang, meinen Putter in seinem verdammten Ohr zu versenken, weil ich mich an Mamaws weisen Ratschlag erinnerte, so zu tun, »als würd'st du das alles kennen«. (Eine Randbemerkung zur Hillbilly-Loyalität: Lindsay, der ich die Geschichte kürzlich noch einmal erzählte, ließ eine Schimpftirade ab und lästerte, was für ein Loser der Typ gewesen sei. Die Sache liegt dreizehn Jahre zurück.)

Ich wusste, dass Entscheidungen

über meine Zukunft anstanden. Alle meine Freunde wollten studieren. Dass ich derart gut motivierte Freunde hatte, hatte ich Mamaws Einfluss zu verdanken. Schon als ich in der siebten Klasse war, kiffsten viele meiner Freunde im Viertel. Mamaw erfuhr davon und verbot mir den Umgang mit ihnen. Ich weiß wohl, dass die meisten Kinder solche Anweisungen ignorieren, aber die meisten Kinder bekommen sie auch nicht von jemandem wie Bonnie Vance. Sie versprach, mich mit dem Auto zu überfahren, wenn sie mich mit irgendjemandem von ihrer schwarzen Liste sah. »Und niemand würde je

davon erfahren«, flüsterte sie drohend.

Da meine Freunde sich bereits für ein Studium entschieden hatten, hielt ich es für das Beste, es ebenfalls zu tun. Mein Ergebnis beim Zulassungstest war so gut, dass ich meine früheren schlechten Noten wettmachen konnte. Ich wusste, dass die einzigen beiden Unis, die für mich in Frage kamen – Ohio State und Miami University –, mich beide nehmen würden. Schon einige Monate vor dem Ende des Schuljahrs hatte ich mich (zugegebenermaßen ohne groß darüber nachzudenken) für Ohio State entschieden. Ein großer Umschlag kam an, voller Anträge und Formulare für

Studenten, die das Studium nicht selbst finanziieren konnten. Es gab Informationen über Pell Grants, ein staatliches Förderprogramm, über geförderte Darlehen, nicht geförderte Darlehen, Stipendien und ein Programm für studentische Hilfskräfte. Das war alles sehr aufregend, aber Mamaw und ich mussten erst einmal herausfinden, was dies alles zu bedeuten hatte. Wir zerbrachen uns stundenlang die Köpfe über diese Formulare, bis wir schließlich ausrechneten, dass ich mir für den Kredit, den ich fürs Studium aufnehmen müsste, ein hübsches Haus in Middletown leisten könnte. Da hatten

wir mit dem Ausfüllen noch gar nicht begonnen – das sollte einen weiteren Tag herkulischer Anstrengungen in Anspruch nehmen.

Die Aufregung verwandelte sich in Besorgnis, aber ich sagte mir immer wieder, dass das Studium eine Investition in die Zukunft sei. »Es ist das Einzige, wofür es sich überhaupt lohnt, Geld auszugeben«, sagte Mamaw. Sie hatte recht, aber während ich mir weniger Gedanken über die finanzielle Seite machte, begann ich mir aus anderen Gründen Sorgen zu machen: Ich war einfach noch nicht so weit. Nicht jede Investition ist eine gute Investition. All diese Schulden,

aber wozu? Um sich jeden Abend zu besaufen und schlechte Noten zu bekommen? Wenn ich an der Uni weiterkommen wollte, brauchte ich Ausdauer und Schneid – und daran haperte es noch gewaltig.

Meine Schullaufbahn hatte viele blinde Flecken: Ich hatte Dutzende Male unentschuldigt gefehlt oder war zu spät gekommen. Ich hatte mich außerhalb des Unterrichts kaum engagiert. Die Leistungskurve zeigte zwar eindeutig nach oben, aber mittelmäßige bis schlechte Noten in einfachen Kursen, selbst noch im letzten Schuljahr, ließen erkennen, dass dieser Junge für die Härten des

Studiums nicht vorbereitet war. In Mamaws Haus hatte ich mich zwar einigermaßen gefangen, aber als wir in diesen finanziellen Unterlagen wühlten, wurde ich das Gefühl nicht los, noch einen weiten Weg vor mir zu haben.

Das unstrukturierte Studentenleben machte mir Angst. Wie sollte ich mich gesund ernähren? Wie meine Rechnungen bezahlen? Ich hatte das alles noch nie gemacht. Aber ich wusste, dass ich mehr vom Leben wollte. Ich wusste, dass ich ein ausgezeichneter Student sein wollte, dass ich Karriere machen und meiner Familie all das geben wollte, was ich selbst nie gehabt hatte. Ich war nur

noch nicht so weit. Da gab mir meine Cousine Rachael, die bei den Marines gedient hatte, den Rat, es ebenfalls dort zu versuchen. »Die bringen dich auf Vordermann.« Rachael war die älteste Tochter von Onkel Jimmy und damit die Älteste in unserer Generation von Enkeln. Wir alle schauten zu Rachael auf, selbst Lindsay. Ihr Rat hatte also enormes Gewicht.

Die Angriffe von 9/11 lagen erst ein Jahr zurück, ich war damals in der elften Klasse. Wie jeder andere Hillbilly mit ein wenig Selbstachtung spielte auch ich mit dem Gedanken, in den Mittleren Osten zu ziehen, um Terroristen zu töten. Aber ich fürchtete

mich vor dem, was mich beim Militärdienst erwartete: brüllende Ausbilder, Exerzieren bis zum Umfallen, die Trennung von meiner Familie. Bis Rachael mich bat, mit einem Musterungsoffizier zu sprechen (und damit implizit klarmachte, dass sie glaubte, ich könnte es schaffen), hielt ich eine Verpflichtung bei der Marineinfanterie für ebenso unwahrscheinlich wie eine Reise zum Mars. Jetzt, wenige Wochen bevor die erste Anzahlung für die Studiengebühren an der Ohio State University fällig wurde, konnte ich an nichts anderes mehr denken als an die Marines.

Also ging ich an einem Samstag Ende März zu einem Musterungsoffizier und sprach mit ihm. Er versuchte nicht, mich zu irgendetwas zu überreden. Er erklärte, ich würde sehr wenig Geld verdienen und möglicherweise in ein Kriegsgebiet kommen. »Aber Sie lernen etwas über Menschenführung, und Sie werden dort ein disziplinierter junger Mann.« Das machte mich neugierig, obwohl ich mir bei der Vorstellung von J. D., dem US-Marinesoldaten, ungläubig die Augen rieb. Ich war pummelig und hatte lange Haare. Wenn uns der Sportlehrer zum Laufen schickte, ging ich mindestens die Hälfte der Meile. Ich war noch nie

vor sechs Uhr aufgestanden. Und hier war eine Organisation, die mir versprach, dass ich jeden Morgen um fünf aufstehen und mehrere Meilen täglich laufen würde.

Ich ging nach Hause und überlegte. Ich hatte nicht vergessen, dass mich das Land brauchte, und ich sagte mir, dass ich es immer bereuen würde, wenn ich an Amerikas neuestem Krieg nicht teilnahm. Ich dachte an die Studienförderung der Armee, die mir erlauben würde, mit finanzieller Freiheit statt mit einer Schuldenlast ins Leben zu starten. Vor allem wusste ich, dass ich eigentlich keine Wahl hatte. Entweder das Studium oder gar nichts,

oder die Verpflichtung bei den Marines, und die ersten beiden Möglichkeiten sagten mir eher nicht zu. Vier Jahre bei den Marines, redete ich mir zu, würden mir helfen, der Mensch zu werden, der ich sein wollte.

Aber ich wollte mein Zuhause nicht verlassen. Lindsay hatte gerade ihr zweites Kind, ein süßes Mädchen, bekommen und erwartete das dritte, und mein Neffe war noch sehr klein. Tante Wees Kinder waren auch noch Babys. Je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger konnte ich mich durchringen. Und ich wusste: Wenn ich zu lange wartete, würden mir immer mehr Argumente einfallen, die

gegen die Marines sprachen. So kam es, dass ich zwei Wochen später, als aus der Irakkrise gerade der Irakkrieg wurde, meine Unterschrift auf eine gestrichelte Linie setzte und dem Marine Corps die ersten vier Jahre meines Erwachsenenlebens versprach.

Anfangs spotteten meine Verwandten nur. Die Marines seien nichts für mich, versuchten mir eine Menge Leute klarzumachen. Aber irgendwann, als sie merkten, dass ich meine Entscheidung nicht überdenken würde, lenkten alle ein, einige waren sogar richtig begeistert. Alle – nur nicht Mamaw. Sie versuchte alles, um mich umzustimmen: »Du bist ein Vollidiot.

Die machen dich fertig.« »Und wer kümmert sich um mich?« »Du bist zu dumm für die Marines.« »Du bist zu intelligent für die Marines.« »Bei allem, was in der Welt los ist, wirst du doch nur einen Kopf kürzer gemacht.« »Willst du nicht da sein und Lindsays Kinder aufwachsen sehen?« »Ich mach mir Sorgen, ich will nicht, dass du gehst.«

Schließlich akzeptierte Mamaw zwar meine Entscheidung, aber sie war nie damit einverstanden. Kurz bevor ich zur Grundausbildung aufbrach, kam ein Musterungsoffizier zu uns, um meinem zerbrechlichen Großmütterchen gut zuzureden. Sie stand schon auf der

Veranda, als er kam, und zwar so aufrecht, wie sie konnte, und sie sah ihn finster an: »Wenn Sie nur einen Fuß auf meine Veranda setzen, knall ich ihn weg«, warnte sie. »Ich hab gedacht, die könnte es vielleicht ernst meinen«, erzählte er mir später. Also blieb er im Vorgarten stehen und sprach mit ihr.

Meine größte Angst vor meiner Abfahrt war nicht, dass ich im Irak fallen oder die Grundausbildung nicht überstehen würde. Über diese Dinge machte ich mir kaum Gedanken. Aber als mich Mom, Lindsay und Tante Wee zum Bus fuhren, der mich zum Flughafen – und damit auf den Weg zur Kaserne – bringen sollte, stellte ich mir

mein Leben nach vier Jahren vor. Ich sah eine Welt ohne Großmutter. Etwas in mir *wusste*, dass sie meine Zeit bei den Marines nicht überleben würde. Ich sollte nie mehr nach Hause zurückkehren, zumindest nicht für immer. Meine Heimat war Middletown, und zu Middletown gehörte Mamaw. Und in vier Jahren, wenn ich bei den Marines entlassen würde, würde Mamaw nicht mehr da sein.

Die Grundausbildung bei den Marines dauert dreizehn Wochen, jede Woche hat einen eigenen Ausbildungsschwerpunkt. Als ich am Abend auf Parris Island in South

Carolina mit meiner Gruppe aus dem Flugzeug stieg, wurden wir von einem schnauzenden Ausbilder empfangen. Er befahl uns, in einen Bus zu steigen. Nach einer kurzen Fahrt befahl uns ein anderer Ausbilder, wieder auszusteigen. Wir mussten den berüchtigten »gelben Fußabdrücken« folgen. In den folgenden sechs Stunden wurde ich von medizinischem Personal gezwickt und geknufft, ich bekam Ausrüstung und Uniformen, und ich verlor meine Haare. Ein einziger Anruf war uns erlaubt, natürlich rief ich Mamaw an. Ich las vor, was auf dem Kärtchen stand, das sie mir gegeben hatten: »Ich bin sicher auf Parris Island

gelandet. Ich werde bald meine Adresse schicken. Auf Wiedersehen.« – »Warte, du kleiner Scheißer. Geht's dir gut?« – »Sorry, Mamaw, kann nicht reden. Aber ja. Alles okay. Ich schreibe, sobald ich kann.« Der Ausbilder, der die beiden zusätzlichen Zeilen gehört hatte, fragte mich sarkastisch, ob ich mir genug Zeit genommen hätte, »damit sie Ihnen eine Scheiß-Gute-Nacht-Geschichte erzählen kann. Das war der erste Tag.

In der Grundausbildung ist Telefonieren nicht erlaubt. Die einzige Ausnahme war, dass ich Lindsay anrufen durfte, als ihr Halbbruder starb. Durch die Briefe begriff ich erst,

wie sehr mich meine Familie liebte. Während die meisten Rekruten – so nannten sie uns, den Titel »Marine« mussten wir uns durch die Ableistung der harten Grundausbildung erst verdienen – alle ein, zwei Tage mal einen Brief bekamen, bekam ich manchmal an einem Abend ein halbes Dutzend. Mamaw schrieb jeden Tag, manchmal öfter, sie ließ ihren Gedanken über alles, was in unserer Welt schiefging, freien Lauf oder lieferte einen kaum durch Punkte unterbrochenen Bewusstseinsstrom. Vor allem aber wollte Mamaw wissen, wie es mir ging, und mir Mut zureden. Die Musterungsoffiziere erklärten den

Angehörigen üblicherweise, dass Rekruten vor allem Zuspruch brauchten, und den teilte Mamaw mit vollen Händen aus. Während ich mit brüllenden Ausbildern konfrontiert war und Fitness-Programme absolvierte, die meinen Körper, der nicht in Form war, an seine Grenzen führten, las ich täglich, dass Mamaw stolz auf mich war, dass sie mich liebte, dass sie wusste, ich würde nicht aufgeben. Ich weiß nicht, ob es Lebensklugheit war oder nur geerbte Sammelwut: Ich habe beinahe jeden Brief, den ich damals von meiner Familie bekam, aufgehoben.

Viele von ihnen werfen ein

interessantes Licht auf das Zuhause, das ich verlassen hatte. Ein Brief von Mom, die mich fragte, ob ich etwas bräuchte, und schrieb, wie stolz sie auf mich sei. »Ich hab auf [Lindsay] Kinder aufgepasst«, schrieb sie. »Sie haben draußen mit Wegschnecken gespielt. Eine haben sie so fest gedrückt, dass sie tot war. Aber ich habe sie weggeschmissen und ihnen gesagt, dass sie sie nicht umgebracht haben, weil Kam ein bisschen erschrocken war, er dachte, er hätte sie umgebracht.« Da zeigte sich Mom von ihrer besten Seite, sie war liebevoll und lustig, eine Frau, die sich an ihren Enkelkindern erfreute. Im selben Brief

ein Hinweis auf Greg, wohl ihr damaliger Freund, der aus meinem Gedächtnis verschwunden ist. Und man erkennt, was wir für Normalität hielten: »Terry, der Mann von Mandy, wurde verhaftet, weil er seine Bewährungsauflagen verletzt hat. Er ist jetzt im Gefängnis. Also, allen geht's so weit ganz gut.«

Lindsay schrieb auch oft, sie schickte mehrere Briefe in einem Umschlag, jeweils auf einem andersfarbigen Briefpapier, auf der Rückseite waren Anweisungen: Lies den als zweiten; das ist der letzte. In jedem Brief stand etwas über ihre Kinder. Ich erfuhr, dass meine ältere Nichte schon aufs

Töpfchen ging, ich las von den Fußballspielen meines Neffen, dem Lächeln meiner jüngeren Nichte und ihren ersten Versuchen zu greifen. Nach all den Triumphen und Tragödien, die wir durchlebt hatten, verband uns jetzt mehr als alles andere, dass wir in ihre Kinder vernarrt waren. Beinahe in jedem Brief, den ich nach Hause schickte, stand: »Küss die Babys und sag ihnen, dass ich sie liebe.«

Ich war das erste Mal in meinem Leben von meiner Familie abgeschnitten, und so lernte ich eine Menge über mich selbst und das Milieu, dem ich entstamme. Das Militär ist, anders als gemeinhin

angenommen, kein Landeplatz für Kinder aus schlechten Verhältnissen, die keine anderen Möglichkeiten haben. In der Grundausbildung waren unter den neunundsechzig Mitgliedern meines Zugs Schwarze, Weiße und Latinos. Es waren die Kinder reicher Leute aus dem ländlichen New York State und die Kinder armer Leute aus West Virginia. Wir hatten Katholiken, Juden, Protestanten und sogar ein paar Atheisten.

Ich fühlte mich natürlich zu meinesgleichen hingezogen. »Der Junge, mit dem ich am meisten rede, kommt aus Leslie County in Kentucky«, schrieb ich in meinem ersten Brief nach

Hause. »Er redet, als sei er aus Jackson. Ich habe ihm gesagt, wie beschissen ich das finde, dass die Katholiken so viel Freizeit kriegen. Das hat mit dem Kirchenkalender zu tun. Er ist definitiv ein Landei, er hat nämlich gefragt, was ein Katholik ist. Und ich habe ihm erzählt, dass das einfach nur eine andere Form von Christentum ist, und er hat gesagt: ›Dann sollte ich das vielleicht mal ausprobieren.‹« Mamaw wusste genau, woher er kam. »Da unten in diesem Teil von Kentucky hantieren die alle mit Schlangen«, schrieb sie zurück, und das war nur halb witzig gemeint.

In der Zeit, die ich von ihr getrennt

war, zeigte Mamaw eine Verletzlichkeit, die ich nie an ihr gesehen hatte. Jedes Mal, wenn sie einen Brief von mir bekam, rief sie meine Tante oder Schwester an und verlangte, dass jemand zu ihr kam und meine Krakelschrift für sie entzifferte.

»Ich hab dich riesig lieb und ich vermisste dich riesig ich vergesse dass du nicht hier bist und glaube du kommst gleich die Treppe runter und ich kann dich rufen ist nur ein Gefühl dass du nicht wirklich weg bist. Meine Hände tun heute weh ist wohl Rheuma ... Das wars erst mal schreibe später mehr ich liebe dich pass auf dich auf.« Mamaw schrieb ohne jegliche Interpunktionszeichen,

und sie steckte immer irgendwelche Artikel dazu, meistens aus *Reader's Digest*, um mich zu beschäftigen.

Sie konnte trotzdem noch die typische Mamaw sein: biestig und unerschütterlich loyal. Nach etwa vier Wochen Grundausbildung hatte ich eine unangenehme Auseinandersetzung mit einem Ausbilder, der mich für eine halbe Stunde zur Seite nahm und mich abwechselnd so viele Klappmesser, Rumpfbeugen und Kurzsprints machen ließ, dass ich komplett erschöpft war. Das ist in der Grundausbildung nichts Besonderes, fast jeder macht das früher oder später durch. Eigentlich konnte ich mich glücklich schätzen, dass ich es

so lange vermieden hatte. »Liebster J. D.«, schrieb Mamaw, als sie von dem Vorfall hörte. »Ich muss dir sagen ich hab nur darauf gewartet dass diese Arschgesichter sich mit dir anlegen – und jetzt ists passiert. Die Wörter gibts noch nicht die beschreiben wie scheißwütend die mich machen ... Machs einfach so gut wie du kannst und denk immer daran dass dieses blöde Arschloch mit dem IQ von 2 vielleicht denkt er ist ein knallharter Typ aber der trägt Mädchenunterwäsche. Ich hasse sie alle.«

Als ich diese Tirade las, dachte ich, Mamaw hätte es sich damit von der Seele geredet, aber am nächsten Tag

hatte sie noch etwas hinzuzufügen:  
»Hallo Schätzchen ich kann an nichts  
anderes denken als an diese  
Arschgesichter die dich anbrüllen das  
ist meine Aufgabe und nicht die von  
den Wichsern. War nicht ernst gemeint  
ich weiß du wirst erreichen was du  
erreichen willst weil du klug bist und  
die nicht und das wissen sie ich hasse  
die alle ich hasse die auf den Tod. Die  
Brüllerei ist einfach das Spiel das die  
spielen ... mach einfach weiter so gut  
du kannst dann wirst du gewinnen.« Ich  
hatte die biestigste Hillbilly-Oma in  
meiner Ecke, auch wenn sie Hunderte  
von Meilen weit weg war.

Essenszeit in der Grundausbildung

ist ein Wunder der Effizienz. Du rückst in der Schlange vor und hältst dem Dienstpersonal dein Tablett hin. *Alles*, was es an diesem Tag gibt, platscht auf deinen Teller, weil du erstens Angst hast zu sagen, dass du etwas nicht magst, und weil du zweitens so hungrig bist, dass du mit Freude auch ein totes Pferd essen würdest. Du setzt dich hin und schaufelst dir das Essen in den Mund, bis sie dir sagen, dass du aufhören sollst, und bei alldem siehst du nicht auf deinen Teller (das wäre unprofessionell), und du bewegst auch deinen Kopf nicht (das wäre ebenfalls unprofessionell). Der ganze Vorgang dauert nicht länger als acht Minuten,

und wenn du am Ende nicht ganz satt geworden bist, wirst du auf jeden Fall an Verstopfung leiden (und das fühlt sich etwa genauso an).

Der einzige Teil der Übung, der freiwillig ist, ist der Nachtisch, der am Ende des Förderbands auf kleinen Tellern bereitsteht. Bei meinem ersten Mittagessen nahm ich ein Stück Kuchen und setzte mich hin. *Wenn hier sonst nichts schmeckt, dachte ich, wird dieser Kuchen bestimmt die Ausnahme sein.* Dann stellte sich mein Ausbilder vor mich, ein hagerer Weißer aus Tennessee mit dem entsprechend breiten Akzent. Er sah mich mit seinen kleinen, stechenden Augen von oben

bis unten an und stellte eine Frage:  
»Sie haben den Kuchen wohl nötig,  
was, Fettsack?« Ich wollte gerade  
antworten, aber die Frage war wohl  
rhetorisch gemeint, denn er schlug mir  
den Kuchen aus den Händen und nahm  
sich das nächste Opfer vor. Ich holte  
mir danach nie wieder Nachtisch.

Ich zog eine wichtige Lehre daraus,  
aber sie hatte nichts mit Essen zu tun  
oder mit Selbstkontrolle oder  
Ernährung. Wenn man mir vorher  
erzählt hätte, ich würde auf diese  
Beleidigung reagieren, indem ich die  
Kuchenreste auffege, wegwerfe und  
wieder an meinen Platz zurückkehre,  
hätte ich es nicht für möglich gehalten.

Die Prüfungen meiner Jugend nährten einen lähmenden Selbstzweifel. Statt mir zu gratulieren, dass ich Hindernisse überwunden hatte, hatte ich Angst, dass mich die kommenden *überwältigen* würden. Die Grundausbildung im Marine Corps mit ihrem Sperrfeuer großer und kleiner Herausforderungen begann mir klarzumachen, dass ich mich unterschätzt hatte.

Die Grundausbildung ist als eine lebensverändernde Prüfung angelegt. Vom Tag der Ankunft an redet einen niemand mit dem Vornamen an. Man darf nicht »Ich« sagen, weil man lernen soll, seiner Individualität zu

misstrauen. Jede Frage beginnt mit »Dieser Rekrut«. Dieser Rekrut muss die Toilette benutzen. Dieser Rekrut muss zum Sani (Arzt). Die wenigen Idioten, die mit einem Marine-Corps-Tattoo bei der Grundausbildung ankommen, werden gnadenlos zur Sau gemacht. Auf Schritt und Tritt werden die Rekruten daran erinnert, dass sie nichts wert sind, bis sie die Grundausbildung absolviert und sich den Titel »Marine« verdient haben. Unser Zug bestand am Anfang aus dreißig Rekruten, am Ende waren neunundsechzig übrig. Jeder, der abbrach – meist aus medizinischen Gründen –, erhöhte automatisch den

## Wert der Prüfung.

Jedes Mal, wenn mich der Ausbilder anbrüllte und ich es stolz und mit durchgedrückter Brust hinnahm; jedes Mal, wenn ich bei einem Lauf dachte, ich könnte nicht mithalten, und es dann trotzdem schaffte; jedes Mal, wenn ich etwas meisterte, was ich für unmöglich gehalten hatte, zum Beispiel ein Seil hochzuklettern – jedes Mal wurde der Glaube an mich selbst ein wenig gestärkt. Psychologen bezeichnen es als »gelernte Hilflosigkeit«, wenn man glaubt – so wie ich in meiner Jugend –, dass sich die Entscheidungen, die man trifft, in keiner Weise auf das eigene Leben auswirken. Die Welt der

geringen Erwartungen in Middletown, das ständige Chaos zu Hause, all das hatte mich gelehrt, dass ich über mein eigenes Leben keine Kontrolle hatte. Mamaw und Papaw hatten mich davor gerettet, dieser Vorstellung ganz zu erliegen, und das Marine Corps ging noch einen Schritt weiter. Zu Hause hatte ich Hilflosigkeit gelernt, die Marines lehrten mich, meinen Willen zu erkennen.

Nie war ich so stolz wie an dem Tag, als ich die Grundausbildung abschloss. Eine ganze Mannschaft von Hillbillys – achtzehn im Ganzen – kam zur Entlassungsfeier, darunter Mamaw, die mit mehreren Decken in einem

Rollstuhl saß und gebrechlicher wirkte, als ich sie in Erinnerung hatte. Ich gab ihnen eine Führung durch die Kaserne und hatte ein Hochgefühl, als hätte ich gerade im Lotto gewonnen, und als ich zu einem zehntägigen Urlaub entlassen wurde, fuhren wir als Karawane zurück nach Middletown.

An meinem ersten Tag zu Hause ließ ich mir bei dem alten Freund meines Großvaters, einem Barbier alter Schule, die Haare schneiden. Marines müssen ihre Haare kurz halten, und ich wollte nicht nachlassen, nur weil gerade niemand hinsah. Zum allerersten Mal begrüßte mich der Friseur als Erwachsenen. Ich saß auf seinem Stuhl,

erzählte ein paar dreckige Witze (die meisten kannte ich erst seit ein paar Wochen) und gab Anekdoten aus dem Ausbildungslager zum Besten. Als er etwa in meinem Alter war, wurde er im Koreakrieg zum Heer eingezogen – so konnten wir uns ein bisschen gegenseitig aufs Korn nehmen, wie sich das zwischen Marines und Heer gehört. Als er fertig war, wollte er mein Geld nicht nehmen; er meinte nur, ich solle auf mich aufpassen. Er hatte schon früher meine Haare geschnitten, und ich war achtzehn Jahre lang beinahe täglich an seinem Laden vorbeigekommen, aber dies war das erste Mal, dass er mir die Hand geschüttelt und mich als

seinesgleichen behandelt hatte.

Ich hatte unmittelbar nach der Ausbildung viele Erlebnisse dieser Art. In diesen ersten Tagen als Marineinfanterist, die ich ausnahmslos in Middletown verbrachte, war jede Begegnung eine Offenbarung. Ich hatte zwanzig Kilo abgenommen, weshalb mich viele überhaupt nicht wiedererkannten. Mein Freund Nate – der später einer meiner Trauzeugen werden sollte – musste zweimal hinschauen, als ich ihm im Einkaufszentrum die Hand entgegenstreckte. Möglich, dass sich meine innere und äußere Haltung ein wenig verändert hatten. Die Freunde in

meiner alten Heimatstadt schienen das so zu sehen.

Die Perspektive war in beide Richtungen verschoben. Viel von dem, was ich früher gegessen hatte, lief den Tüchtigkeitsstandards der Marines zuwider. In Mamaws Haus wurde alles, von Hühnchenteilen über Tomaten bis zu eingelegten Gurken, gebraten oder frittiert. Die Fleischwurst auf Toast mit einer Lage zerkrümelter Kartoffelchips war mir jetzt nicht mehr gesund genug. Gedeckter Brombeer-Cobbler, den ich früher für ebenso gesund gehalten hatte wie jede andere Kombination aus Obst (Brombeeren) und Getreide (Mehl)

auch, hatte seinen Glanz verloren. Ich stellte Fragen, die mich nie zuvor interessiert hatten: Ist da Zucker drin? Ist dieses Fleisch nicht voller ungesättigter Fettsäuren? Wie viel Salz? Es ging zwar nur ums Essen, aber ich spürte schon, dass sich mein Bild von Middletown unwiederbringlich verändert hatte. Das Marine Corps hatte meine Perspektive in nur wenigen Monaten verändert.

Bald brach ich zu meinem ersten Einsatz bei den Marines auf, und das Leben zu Hause in Middletown ging weiter seinen Gang. Ich versuchte, so oft wie möglich nach Hause zu fahren, und wegen der großzügigen

Urlaubsregeln bei den Marines und der langen Wochenenden gelang es mir, meine Familie immerhin alle paar Monate zu besuchen. Jedes Mal waren die Kinder ein bisschen größer, und kurz nach meiner Abreise zur Grundausbildung zog Mom bei Mamaw ein, allerdings, wie sie meinte, nur vorübergehend.

Mamaws

Gesundheitszustand schien sich zu verbessern: Sie konnte wieder besser gehen und nahm sogar etwas zu. Lindsay und Tante Wee und auch all die anderen Verwandten waren gesund und glücklich. Als ich damals wegging, war meine größte Sorge, dass meine Familie irgendein Unglück ereilen

würde, und während ich fort war, dass ich keine Möglichkeit hätte, ihnen zu helfen. Glücklicherweise geschah das nicht.

Im Januar 2005 erfuhr ich, dass meine Einheit in wenigen Monaten in den Irak verlegt würde. Ich war aufgeregt und nervös zugleich. Mamaw verschlug es die Sprache, als ich ihr am Telefon davon erzählte. Die Leitung war ein paar unangenehme Sekunden lang tot, dann sagte sie nur, sie hoffe, der Krieg würde vor meiner Abreise zu Ende gehen. Auch wenn wir alle paar Tage telefonierten, sprachen wir nie über den Irak, auch nicht, als der Winter dem Frühling wich und jeder

wusste, dass mein Einsatz im Irak im Sommer unmittelbar bevorstand. Ich spürte, dass Mamaw darüber weder sprechen noch nachdenken wollte, und ich tat ihr den Gefallen und erwähnte es nicht.

Mamaw war alt, gebrechlich und krank. Ich wohnte nicht mehr bei ihr, und ich bereitete mich auf einen Kriegseinsatz vor. Zwar hatte sich ihr Zustand ein wenig gebessert, seit ich zu den Marines gegangen war, aber sie nahm noch immer ein Dutzend Medikamente und ging vier Mal im Jahr wegen verschiedener Leiden ins Krankenhaus. Als die Stahlfabrik – über die Mamaw als Papaws Witwe

krankenversichert war – ankündigte, die Beiträge zu erhöhen, konnte Mamaw sich das einfach nicht mehr leisten. Sie kam ohnehin nur knapp über die Runden, und nun sollte sie monatlich dreihundert Dollar zusätzlich bezahlen. Als sie mir schließlich davon erzählte, bot ich ihr sofort an, die Kosten zu tragen. Sie hatte bis dahin nie etwas von mir angenommen – weder einen Teil meines Lohns bei Dillman's noch meines Solds. Aber die dreihundert Dollar im Monat nahm sie jetzt doch, und da wusste ich, dass sie keinen anderen Ausweg sah.

Ich verdiente selbst auch nicht viel – etwa tausend Dollar netto. Doch weil

die Marines auch Kost und Unterkunft bezahlten, kam ich mit dem Geld ziemlich weit. Außerdem verdiente ich mir beim Online-Poker etwas dazu. Ich hatte das Spiel im Blut – seit ich denken konnte, hatte ich mit Papaw und den Großonkeln um Pennys gespielt –, und als im Internet das Pokerfieber ausbrach, musste man das Geld quasi nur einsammeln. Ich spielte zehn Stunden die Woche mit kleinen Einsätzen, was mir vierhundert Dollar im Monat einbrachte. Ich hatte eigentlich vorgehabt, das Geld zu sparen, aber jetzt gab ich es Mamaw für ihre Krankenversicherung. Natürlich machte sie sich Sorgen, dass

ich spielsüchtig geworden war, dass ich in irgendeinem Wohnwagen in den Bergen mit ein paar falschspielenden Hillbillys zugange war, aber ich versicherte ihr, dass es nur online war und völlig legitim. »Na ja, du weißt ja, dass ich das Scheißinternet nicht verstehe. Pass einfach auf, dass du nicht dem Alkohol oder den Frauen verfällst. Das ist es nämlich, was den Deppen passiert, die spielen und nicht davon wegkommen.«

Mamaw und ich liebten den Film *Terminator 2*. Wir haben ihn bestimmt fünf oder sechs Mal zusammen gesehen. Mamaw sah in Arnold Schwarzenegger die Verkörperung des

amerikanischen Traums: einen starken, tüchtigen Einwanderer, der es zu etwas gebracht hatte. Für mich dagegen war der Film eine Art Metapher meines eigenen Lebens. Mamaw war meine Hüterin, meine Beschützerin und, wenn es sein musste, auch mein gottverdammter Terminator. Wie mir das Leben auch mitspielte, ich wusste, dass mir nichts passieren würde, weil sie da war, um mich zu beschützen.

Als ich ihre Krankenversicherung bezahlte, hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, ihr Beschützer zu sein. Es erfüllte mich in einer Weise, die für mich unvorstellbar gewesen war. Wie auch? Bevor ich zu

den Marines gegangen war, hatte ich nie Geld gehabt, um anderen Menschen zu helfen. Wenn ich jetzt nach Hause kam, konnte ich Mamaw zum Essen ausführen, den Kindern Eis kaufen und Lindsay etwas Hübsches zu Weihnachten schenken. In einem Urlaub nahmen Mamaw und ich die beiden älteren Kinder von Lindsay mit nach Hocking Hills State Park, einer wunderschönen Gegend in den Appalachen von Ohio, wo wir mit Tante Wee und Dan verabredet waren. Ich fuhr die gesamte Strecke, bezahlte das Benzin und das Abendessen (zugegebenermaßen bei Wendy's). Ich war jetzt der Mann, der für seine

Familie sorgte, und fühlte mich unglaublich erwachsen. Als die Menschen, die ich über alles liebte, lachend und herumalbernd das Essen verschlangen, das ich ihnen gegeben hatte, erfüllte mich eine Freude, ein Gefühl der Errungenschaft, das in Worte nicht zu fassen ist.

Mein ganzes Leben hatten sich Tiefpunkte und Höhepunkte, Momente der Angst und ein Gefühl von Geborgenheit und Beständigkeit abgewechselt. Ich wurde entweder von dem bösen Terminator gejagt oder von dem guten beschützt. Aber ich hatte mich nie ermächtigt gefühlt, ich hatte nie geglaubt, dass ich einmal die

Möglichkeiten und das Verantwortungsbewusstsein haben würde, für diejenigen zu sorgen, die ich liebte. Mamaw hatte sich den Mund fusselig geredet über Verantwortung und Fleiß, dass ich etwas aus mir machen und keine Ausreden suchen solle. Aber keine noch so großen oder ermutigenden Worte hatten mir zeigen können, wie es sich anfühlte, die Seite zu wechseln – vom Schutzsuchenden zum Beschützer zu werden. Das hatte ich nun selbst erfahren, und jetzt gab es für mich keinen Weg zurück.

Mamaws zweundsiebziger Geburtstag war im April 2005. Etwa zwei Wochen vorher stand ich im

Warteraum einer Werkstatt bei Walmart, während die Automechaniker das Öl wechselten. Ich rief Mamaw auf dem Handy an, das ich selbst bezahlt hatte, und sie erzählte mir, dass sie wieder auf Lindsays Kinder aufgepasst hatte. »Meghan ist so verdammt süß«, sagte sie. »Ich hab ihr gesagt, sie soll ins Töpfchen scheißen, und die nächsten drei Stunden hat sie immer nur ›Scheiß ins Töpfchen, scheiß ins Töpfchen, scheiß ins Töpfchen‹ gesagt. Ich hab ihr gesagt, dass sie aufhören soll, weil ich sonst Ärger kriege, aber sie hat immer weitergemacht.« Ich lachte, sagte ihr, dass ich sie liebhatte und dass ihr monatlicher Scheck über

dreihundert Dollar in der Post sei. »J. D., danke, dass du mir aushilfst. Ich bin sehr stolz auf dich, und ich liebe dich.«

Zwei Tage später weckte mich ein Anruf meiner Schwester, die erklärte, Mamaws Lungen seien kollabiert, sie liege im Koma im Krankenhaus, ich solle so schnell wie möglich nach Hause kommen. Zwei Stunden später war ich unterwegs. Ich hatte meinen großen Dienstanzug gepackt, falls ich ihn für eine Beerdigung brauchen würde. In West Virginia wurde ich von einem Polizisten angehalten, ich war vierundneunzig Meilen die Stunde auf der I-77 gefahren. Er fragte mich, warum ich es so eilig habe, und als ich

es ihm erklärte, meinte er, dass es auf den nächsten siebzig Meilen, bis ich in Ohio sei, keine weiteren Blitzer gebe und dass ich bis an die Grenze so schnell fahren könne, wie ich wolle. Ich nahm den Warnzettel, dankte überschwänglich und fuhr hundertzwei, bis ich an die Grenze kam. Ich schaffte die Fahrt, die normalerweise dreizehn Stunden dauerte, in elf.

Als ich am späten Abend ins Krankenhaus kam, war die ganze Verwandtschaft um Mamaw versammelt. Sie war nicht ansprechbar. Ihre Lunge war zwar wieder aufgepumpt, aber die Entzündung, die den Kollaps ausgelöst hatte, sprach auf

die Behandlung nicht an. Und bevor das geschehe, meinte der Arzt, wäre es nur Quälerei, sie zu wecken – wenn es überhaupt möglich sei.

Wir warteten einige Tage auf Anzeichen, dass die Infektion vor den Medikamenten kapitulierte. Aber das Gegenteil war der Fall: Die Zahl der weißen Blutkörperchen stieg weiter an, einige ihrer Organe waren stark belastet. Ihr Arzt erklärte, dass Mamaw ohne Beatmungsgerät und Magensonde keine realistische Chance hatte zu überleben. Wir besprachen uns und beschlossen, die Geräte abzuschalten, wenn sich ihr Zustand bis zum nächsten Tag nicht besserte. Vor dem Gesetz

hatte Tante Wee allein das Recht zu entscheiden, und ich werde nie vergessen, wie sie mich unter Tränen fragte, ob ich das Gefühl hätte, sie würde einen Fehler machen. Bis heute bin ich überzeugt, dass sie – und wir – damals die richtige Entscheidung trafen. Aber man kann es wohl nie ganz sicher wissen. Ich wünschte damals, wir hätten einen Arzt in der Familie gehabt.

Der Arzt erklärte, dass Mamaw ohne Beatmungsgerät in einer Viertelstunde, allerhöchstens in einer Stunde sterben würde. Sie kämpfte noch drei Stunden lang, bis zur letzten Minute. Alle waren da – Onkel Jimmy, Mom und Tante

Wee; Lindsay, Kevin und ich. Wir standen um ihr Bett und flüsterten ihr abwechselnd ins Ohr in der Hoffnung, dass sie uns hören würde. Als ihr Puls schwächer wurde und uns klar war, dass ihre Zeit gekommen war, schlug ich eine Gideon-Bibel auf und las die erstbeste Stelle vor. Es war Kapitel 13, Vers 12 des ersten Korintherbriefs: »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.« Wenige Minuten später war sie tot.

Ich weinte nicht, als Mamaw starb, und auch in den Tagen danach weinte

ich nicht. Tante Wee und Lindsay fanden es erst frustrierend, dann besorgniserregend. Du bist so stoisch, meinten sie. Du musst trauern wie wir anderen auch, sonst zerplatzt du.

Ich trauerte auf meine Weise, aber ich spürte, dass die ganze Familie kurz vor dem Zusammenbruch stand, und ich wollte emotionale Stärke zeigen. Wir hatten alle nicht vergessen, wie Mom auf Papaws Tod reagiert hatte, aber Mamaws Tod schuf neuen Druck: Es war an der Zeit, Mamaws Angelegenheiten abzuwickeln, zu schauen, was sie an Schulden hinterlassen hatte, das Haus zu verkaufen und aufzuteilen, was übrig

blieb. Erst jetzt erfuhr Onkel Jimmy, welche finanzielle Belastung Mom immer für Mamaw gewesen war – die Kosten des Entzugs, die zahlreichen »Darlehen«, die sie nie zurückgezahlt hatte. Bis zum heutigen Tag weigert er sich, mit Mom zu sprechen.

Diejenigen von uns, die Mamaws Großzügigkeit kannten, überraschte ihre finanzielle Situation nicht. Auch wenn Papaw über vier Jahrzehnte lang gearbeitet und gespart hatte, war am Ende nichts übrig außer dem Haus, das sie fünfzig Jahre zuvor gekauft hatten. Und Mamaws Schulden waren so hoch, dass sie einen erheblichen Teil des Eigenkapitals auffraßen. Zu unserem

Glück war das 2005 – auf dem Höhepunkt der Immobilienblase. Wenn sie 2008 gestorben wäre, hätte Mamaw wahrscheinlich nur noch Schulden hinterlassen.

In ihrem Testament bestimmte Mamaw, ihr Erbe zwischen ihren drei Kindern aufzuteilen, allerdings mit einer Überraschung: Moms Anteil ging zu gleichen Teilen an mich und Lindsay. Dies trug ohne Zweifel dazu bei, dass Mom letztendlich doch noch durchdrehte. Ich war so sehr mit den finanziellen Aspekten von Mamaws Tod beschäftigt und verbrachte so viel Zeit mit meinen Verwandten, dass ich nicht bemerkte, dass Mom langsam auf

denselben Tiefpunkt zuschlitterte, an dem sie nach Papaws Tod gewesen war. Aber es ist schwer, einen Güterzug zu übersehen, der auf einen zudonnert, und so bemerkte ich es schließlich doch noch.

Wie Papaw, so hatte sich auch Mamaw eine Aufbahrung in Middletown gewünscht, damit sich ihre Freunde in Ohio versammeln und ihr die letzte Ehre erweisen konnten. Und wie Papaw wollte auch sie eine zweite Aufbahrung bei Deaton's in Jackson, und in Jackson wollte sie ebenfalls beerdigt werden. Nach dem Begräbnis fuhr der Konvoi nach Keck, einem Tal in der Nähe von Mamaws Geburtsort,

wo das Familiengrab war. In der Familienüberlieferung hatte Keck einen noch höheren Stellenwert als Mamaws Geburtshaus. Ihre eigene Mutter – unsere geliebte Mamaw Blanton – war in Keck geboren, und Mamaw Blantons jüngere Schwester – Tante Bonnie, die auch schon an die neunzig war – besaß auf demselben Gelände eine wunderschöne Holzhütte. Von der Hütte geht es ein kurzes Stück bergauf, dann hat man schon man die letzte Ruhestätte von Papaw und Mamaw Blanton erreicht und einer ganzen Reihe weiterer Verwandter, die teilweise im neunzehnten Jahrhundert geboren wurden. Über Waldwege fuhr unser

Konvoi hinauf, um Mamaw mit der Familie zu vereinen, die vor ihr die andere Seite erreicht hatte.

Ich bin diese Strecke wohl ein halbes Dutzend Mal im Konvoi gefahren, und jede Kurve eröffnet den Blick auf eine Landschaft, die Erinnerungen an bessere Zeiten hervorruft. Es ist unmöglich, die zwanzig Minuten, die es dauert, im Wagen zu sitzen, ohne sich Geschichten über die Verstorbenen zu erzählen, die alle mit den Worten beginnen: »Weißt du noch, damals ...?« Aber nach Mamaws Begräbnis sprachen wir nicht über Mamaw und Papaw und Onkel Red und Onkel Teaberry, und wir erzählten auch nicht

die Geschichte, wie Onkel David einmal hundert Meter den Berg hinuntergerollt war und nicht einen Kratzer davongetragen hatte. Stattdessen hörten wir uns Moms Kritik an, weil Lindsay und ich *zu traurig* waren und Mamaw *zu sehr* geliebt hatten, wo doch Mom selbst ein viel größeres Anrecht auf Trauer hatte, weil sie, so ihre Worte, »meine Mutter war und nicht eure«.

Ich bin noch nie so wütend gewesen, aus welchem Grund auch immer. Jahrelang hatte ich Moms Verhalten entschuldigt. Ich hatte versucht, ihr bei der Bewältigung ihres Drogenproblems zu helfen, ich hatte diese idiotischen

Bücher über Abhängigkeit gelesen und sie zu den Selbsthilfegruppen begleitet. Ohne mich je zu beklagen, hatte ich eine ganze Parade von Vaterfiguren ertragen, die mich abgestumpft und allen Männern gegenüber misstrauisch zurückgelassen hatten. Ich hatte mich darauf eingelassen, in ihren Wagen zu steigen, damals, an dem Tag, als sie mich umbringen wollte, und dann hatte ich einen Richter angelogen, um sie vor dem Gefängnis zu bewahren. Ich war zu ihr und Matt gezogen, dann zu ihr und Ken, weil ich ihr helfen wollte, gesund zu werden, weil ich glaubte, dass sie nur dann eine Chance hätte, wenn ich mitspielte. Jahrelang hatte

mich Lindsay das »verzeihende Kind« genannt – das Kind, das immer nur Moms gute Seite sehen wollte, das immer alles entschuldigte, das den Glauben an Mom nicht verlieren wollte. Jetzt machte ich den Mund auf, um Mom meinen puren Hass entgegenzuschleudern, aber Lindsay war schneller: »Das stimmt nicht, Mom. Sie war auch unsere Mutter.« Damit war alles gesagt. Ich saß da und schwieg.

Am Tag nach der Beerdigung fuhr ich nach North Carolina zu meiner Einheit zurück. Auf der Fahrt, auf einer engen Bergstraße in Virginia, erwischte ich in einer Kurve eine nasse Stelle und

geriet ins Schleudern. Ich war schnell unterwegs gewesen, und der Wagen wurde und wurde nicht langsamer, als er auf die Leitplanke zurutschte. Einen Augenblick lang war ich überzeugt, dass dies mein Ende sei – dass ich die Leitplanke durchbrechen und viel eher als erwartet Mamaw wiedersehen würde. Doch dann kam der Wagen plötzlich zum Stillstand. Ich war einem übernatürlichen Ereignis noch nie so nah gewesen, und wenn es auch vermutlich irgendein Reibungsgesetz gab, das erklären konnte, was da passiert war, stellte ich mir doch vor, dass Mamaw selbst eingegriffen hatte, damit der Wagen nicht den Hang

hinunterstürzte. Ich wendete, fuhr wieder auf meine Spur und hielt am Straßenrand an. Und da ließ ich los und weinte die bitteren Tränen, die ich in den vergangenen zwei Wochen zurückgehalten hatte. Bevor ich weiterfuhr, telefonierte ich mit Lindsay und Tante Wee, und ein paar Stunden später war ich wieder in der Kaserne.

Die letzten beiden Jahre bei den Marines vergingen im Flug. Nur zwei Vorfälle stechen heraus, die beide Licht darauf werfen, wie das Marine Corps meine Weltsicht verändert hat. Der erste war ein ganz bestimmter Augenblick im Irak, wo ich zum Glück nicht an direkten Kämpfen teilnahm.

Trotzdem hat mich die Erfahrung tief beeinflusst. Da ich in der Öffentlichkeitsabteilung der Marines tätig war, wurde ich zu verschiedenen Einheiten abgestellt, um ein Gefühl für ihre tägliche Routine zu bekommen. Manchmal begleitete ich die zivile Presse, aber meistens fotografierte ich selbst und schrieb kurze Berichte über einzelne Soldaten und ihre Aufgaben. Gleich zu Anfang meines Einsatzes wurde ich zu einer Einheit der Abteilung für Zivilangelegenheiten geschickt, um mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen. Einsätze dieser Art galten normalerweise als relativ gefährlich, weil eine kleine Gruppe

von Marines in ungeschütztes Territorium vordringen musste, um dort auf Einheimische zu treffen. Bei diesem Einsatz trafen höherrangige Marines mit den Verantwortlichen einer Schule zusammen, während wir anderen den Ort absicherten und mit den Schulkindern Spaß hatten. Wir spielten Fußball und verschenkten Süßigkeiten und Schulsachen. Ein sehr schüchterner Junge kam auf mich zu und streckte mir die offene Hand entgegen. Als ich ihm ein Radiergummi gab, strahlte er vor Freude und lief schnell wieder zu seiner Familie, wobei er seine Zwei-Cent-Beute triumphierend über dem Kopf schwenkte. Ich habe noch nie eine

solche Begeisterung im Gesicht eines Kindes gesehen.

Ich glaube nicht an Offenbarungen. Ich glaube nicht an transformative Momente, denn ein Moment genügt nicht, um etwas grundlegend zu verändern. Ich habe viel zu viele Menschen gesehen, die von dem echten Wunsch nach Veränderung durchdrungen waren, nur um dann den Mut zu verlieren, sobald sie merkten, wie schwer es tatsächlich war, sich zu verändern. Aber dieser Moment, mit diesem Jungen, kam einem transformativen Moment doch sehr nahe. Mein ganzes Leben hatte ich die Welt mit einer gewissen Verbitterung

betrachtet. Ich war wütend auf meine Mutter und meinen Vater, wütend, dass ich mit dem Bus zur Schule fahren musste, während andere Kinder bei den Eltern ihrer Freunde mitfahren durften, wütend, dass meine Kleidung nicht von Abercrombie war, wütend, dass mein Großvater starb, wütend, dass wir in einem kleinen Haus wohnten. Diese Verbitterung löste sich nicht von einem Augenblick zum nächsten auf, aber als ich dastand und die Kinderschar in einem vom Krieg zerrissenen Land betrachtete und die Schule, in der es kein fließendes Wasser gab, und diesen einen überglücklichen Jungen, da begann ich zu verstehen, wie viel

Glück ich gehabt hatte. Ich war in dem großartigsten Land der Erde zur Welt gekommen, hatte Zugang zu allen modernen Annehmlichkeiten gehabt, war von zwei liebevollen Hillbillys unterstützt worden und war Teil einer Familie, die mich bei aller Verschrobenheit immer bedingungslos geliebt hatte.

In diesem Augenblick beschloss ich, ein Mann zu sein, der dankbar lächelt, wenn man ihm einen Radiergummi schenkt. Ganz habe ich das noch nicht geschafft, aber ohne diesen einen Moment würde ich es jetzt nicht versuchen.

Das andere, was in meiner Zeit als

Soldat mein Leben nachhaltig veränderte, war nicht auf einen Augenblick begrenzt. Vom ersten Tag an, als mir der furchteinflößende Ausbilder den Kuchen aus der Hand schlug, bis zu meinem letzten Tag, als ich meine Entlassungspapiere schnappte und nach Hause raste, lernte ich, als erwachsener Mensch zu leben. Das Marine Corps unterstellt seinen Rekruten maximale Unwissenheit. Sie gehen davon aus, dass man nichts über körperliche Fitness gelernt hat, über persönliche Hygiene oder persönliche Finanzen. Ich absolvierte Pflichtkurse, in denen ich Haushaltsbuchhaltung lernte, Sparen und Investieren. Als ich

nach der Grundausbildung nach Hause kam und meine fünfzehnhundert Dollar zu einer mittelprächtigen Regionalbank getragen hatte, brachte mich ein höherrangiger Marine zu einer angesehenen Genossenschaftsbank – Navy Federal – und forderte mich auf, ein Konto zu eröffnen. Als ich versuchte, eine Halsentzündung selbst auszukurieren, bemerkte es mein befehlshabender Offizier und schickte mich zum Arzt.

Wir beklagten uns ständig über den größten Unterschied, den wir zwischen unserer Arbeit und ziviler Arbeit ausgemacht hatten: Wenn man in der zivilen Welt abends nach Hause geht,

hat der Chef nichts mehr zu sagen. Bei den Marines überprüfte mein Chef nicht nur, ob ich meine Arbeit gut machte, sondern auch, ob ich mein Zimmer sauber hielt, ob meine Haare geschnitten und die Uniformen gebügelt waren. Als ich losging, um mein erstes Auto zu kaufen, ließ er mich von einem älteren Marine überwachen, damit ich einen praktischen Toyota oder Honda mitbrachte, nicht den BMW, den ich eigentlich haben wollte. Als ich mich beinahe auf ein Finanzierungsangebot des Autohändlers mit einem Zinssatz von einundzwanzig Prozent eingelassen hätte, ging mein Begleiter an die Decke und befahl mir, ein zweites Angebot

von Navy Fed einzuholen (der Zinssatz war weniger als die Hälfte). Ich hatte keine Ahnung, dass man das so machte. Banken vergleichen? Ich dachte, die wären alle gleich. Verschiedene Angebote einholen? Ich schätzte mich so glücklich, überhaupt ein Darlehen zu bekommen, dass ich bereit war, sofort einzuschlagen. Das Marine Corps verlangte, dass ich bei diesen Entscheidungen strategisch dachte, und zeigte mir, wie man das machte.

Ebenso entscheidend war, dass die Marines die Anforderungen veränderten, die ich mir selbst stellte. In der Grundausbildung erfüllte mich die Vorstellung, ein zehn Meter langes

Seil hochklettern zu müssen, mit Schrecken. Am Ende meines ersten Jahres zog ich mich mit einem Arm hinauf. Vor meiner Verpflichtung war ich nie eine ganze Meile am Stück gelaufen. Bei meinem letzten Fitnesstest lief ich drei Meilen in neunzehn Minuten. Es war beim Marine Corps, dass ich zum ersten Mal erwachsenen Männern sagte, was sie zu tun hatten, und sah, wie sie mir gehorchten; dass ich lernte, dass Führungskraft zu sein mehr damit zu tun hat, den Respekt der Untergebenen zu verdienen, als sie herumzukommandieren; dass ich entdeckte, wie man diesen Respekt

verdiente; und dass ich sah, dass Männer und Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und unterschiedlicher Rassen als Team zusammenarbeiten und wie eine Familie zusammenhalten konnten. Es war das Marine Corps, das mir zum ersten Mal die Gelegenheit gab, wirklich zu scheitern, das mich zwang, diese Gelegenheit zu ergreifen, und mir dann, wenn ich tatsächlich scheiterte, trotzdem eine weitere Chance gab.

Die ranghöchsten Marines in der Öffentlichkeitsabteilung arbeiten als Verbindungsoffiziere zur Presse. Bei der Öffentlichkeitsarbeit der Marines dreht sich alles um die Presse. Sie ist

die größte Zielgruppe, und es steht am meisten auf dem Spiel. Unser Medienoffizier in Cherry Point war ein Hauptmann, der aus mir unerfindlichen Gründen bei der Führungsriege des Stützpunkts sehr schnell in Ungnade fiel. Er war zwar Hauptmann – und damit acht Soldstufen höher als ich –, aber wegen der Kriege im Irak und in Afghanistan war kein Ersatz zur Stelle, als er gefeuert wurde. Und so erklärte mir mein Vorgesetzter, dass ich für die nächsten neun Monate (bis zum Ende meiner Dienstzeit) der Medienverbindungsoffizier einer der größten Stützpunkte an der Ostküste sein würde.

Ich hatte mich inzwischen an die manchmal willkürliche Personalpolitik bei den Marines gewöhnt. Aber das war auf einem ganz anderen Level. Ich hatte, wie ein Freund von mir juxte, das perfekte Gesicht fürs Radio, und ich war überhaupt nicht darauf vorbereitet, Fernsehinterviews zum Geschehen auf unserem Stützpunkt zu geben. Das Marine Corps hatte mich den Löwen zum Fraß vorgeworfen. Anfangs hatte ich tatsächlich einige Schwierigkeiten und wurde zusammengestaucht: Ich hatte Fotografen erlaubt, Bilder von einem als geheim eingestuften Flugzeug zu machen; bei einer Konferenz mit hochrangigen Offizieren hatte ich

gesprochen, obwohl ich nicht aufgerufen war. Mein Vorgesetzter Shawn Haney erklärte mir dann, wie ich es besser machen konnte. Wir sprachen darüber, wie man Beziehungen zur Presse aufbaut, wie man unabirrt sein Konzept verfolgt und seine Zeit richtig einteilt. Ich machte Fortschritte, und als dann Hunderttausende zu unserer alle zwei Jahre stattfindenden Flugschau kamen, funktionierte unser Medienbüro so gut, dass ich eine Verdienstmedaille bekam.

Die Erfahrung war in zweierlei Hinsicht wertvoll: Ich erfuhr, dass ich die nötigen Fähigkeiten hatte. Ich konnte zwanzig Stunden am Tag

arbeiten, wenn es sein musste. Ich konnte deutlich und mit Überzeugung sprechen, wenn mir Fernsehkameras vor die Nase gehalten wurden. Ich konnte in einem Raum mit Haupteuten, Obersten und Generälen stehen und mich behaupten. Ich konnte die Arbeit eines Hauptmanns machen, selbst wenn ich Angst hatte zu scheitern.

Trotz aller Bemühungen meiner Großmutter, trotz ihrer Ausfälligkeiten – »Du kannst alles erreichen, mach's bloß nicht wie diese Wichser, die denken, dass sich die Welt gegen sie verschworen hat« – war diese Botschaft vor meinem Militärdienst nur zum Teil bei mir angekommen. Was

damals von allen Seiten auf mich einwirkte, war eine andere Einstellung: dass ich und die Leute, mit denen ich zu tun hatte, einfach nicht gut genug waren; dass die Tatsache, dass niemand aus Middletown je an einer Elite-Uni studierte, auf einen genetischen Fehler oder eine Charakterschwäche zurückzuführen war. Ich konnte unmöglich erkennen, wie destruktiv diese Mentalität war, bis ich mich schließlich von ihr freimachte. Das Marine Corps ersetzte sie durch etwas anderes, etwas, das Ausreden verabscheut. »Gib alles, was du hast« war nicht mehr als ein Slogan, den man vielleicht im Sportunterricht hörte. Als

ich zum ersten Mal drei Meilen rannte und von meiner mittelmäßigen Zeit ziemlich beeindruckt war, wurde ich an der Ziellinie von einem hochrangigen, besonders furchterregenden Ausbilder in Empfang genommen. »Wenn Sie nicht kotzen«, sagte er, »dann sind Sie faul. Hören Sie auf, so scheißfaul zu sein!« Dann befahl er mir, zwischen ihm und einem Baum immer hin und her zu sprinten. Als ich kurz davor war, umzukippen, gab er nach. Ich würgte, konnte kaum atmen. »So müssen Sie sich nach einem Lauf fühlen!«, brüllte er. Alles zu geben war bei den Marines mehr als ein Slogan, es war unser Leben.

Ich will damit nicht sagen, dass es egal ist, welche Fähigkeiten man hat. Gute Voraussetzungen helfen natürlich. Aber es bewirkt eine Menge in einem, festzustellen, dass man sich immer unter Wert verkauft hat – dass man fehlende Bemühung irgendwie als Unfähigkeit interpretiert hat. Wenn ich gefragt werde, was ich an der weißen Arbeiterschicht am liebsten ändern würde, sage ich deshalb immer: »Das Gefühl, dass unsere Entscheidungen keine Folgen haben.« Das Marine Corps war der Chirurg, der dieses Gefühl aus mir herausschnitt wie einen Tumor.

Wenige Tage nach meinem

dreiundzwanzigsten Geburtstag sprang ich in die erste größere Anschaffung, die ich je gemacht hatte – einen alten Honda Civic –, schnappte mir die Entlassungspapiere und fuhr ein letztes Mal von Cherry Point in North Carolina nach Middletown. In den vier Jahren meiner Dienstzeit hatte ich in Haiti eine Armut gesehen, die ich nie für möglich gehalten hätte. Ich sah die lodernden Folgen eines Flugzeugabsturzes in einem Wohngebiet. Ich hatte Mamaw sterben sehen und war ein paar Monate später in den Krieg gezogen. Ich war mit einem ehemaligen Crack-Dealer befreundet, der härter arbeitete als

jeder andere Marine, den ich kannte.

Als ich mich bei den Marines verpflichtete, tat ich es zum Teil, weil ich nicht bereit war, in die Erwachsenenwelt einzutreten. Ich wusste nicht, wie man seine persönlichen Ausgaben kalkuliert, geschweige denn, wie man die Stipendienformulare fürs College ausfüllt. Jetzt wusste ich genau, was ich vom Leben wollte und wie ich vorzugehen hatte. In drei Wochen sollten die Kurse an der Ohio State University beginnen.

# Kapitel 11

ANFANG SEPTEMBER 2007 fuhr ich zur Universität zum Orientierungstag, ich war aufgeregt wie nie zuvor. Ich erinnere mich an jede Kleinigkeit an diesem Tag: das Mittagessen bei Chipotle; Lindsays erstes Mal dort; der Weg vom Orientierungsgebäude zum Wohnheim auf der Südseite des

Campus, das bald mein Zuhause in Columbus sein würde; das tolle Wetter. Ich hatte einen Termin bei einem Studienberater, der meinen ersten Stundenplan mit mir ausarbeitete. Ich hatte Kurse an vier Tagen in der Woche, nie vor halb zehn am Morgen. Nach dem Marine Corps, wo ich um 5.30 Uhr aufstehen musste, konnte ich mein Glück kaum fassen.

Der Hauptcampus der Ohio State University in Columbus ist etwa hundert Meilen von Middletown entfernt – nah genug, dass ich am Wochenende meine Verwandten besuchen konnte. Zum ersten Mal seit Jahren konnte ich wieder in

Middletown auftauchen, wann immer es mir passte. Und während Havelock (die Stadt in North Carolina, die meinem Stützpunkt am nächsten war) sich von Middletown nur unwesentlich unterschied, wirkte Columbus auf mich wie ein städtisches Paradies. Die Stadt wuchs (und wächst) schneller als beinahe jede andere in den USA, was in erster Linie der großen Universität mit dem lebhaften Campus zuzuschreiben war, der nun mein Zuhause wurde. Absolventen gründeten Firmen, historische Gebäude wurden zu neuen Restaurants und Bars umgestaltet, und selbst die heruntergekommensten Viertel schienen

sich merklich zu erholen. Kurz nach meinem Umzug begann mein bester Freund, als Werbedirektor für einen örtlichen Radiosender zu arbeiten, daher wusste ich immer, was in der Stadt los war, und hatte Zugang zu den besten Veranstaltungen, von Stadtfesten bis hin zu einem VIP-Platz beim alljährlichen Feuerwerk.

In vielerlei Hinsicht war mir das Studentenleben sehr vertraut. Ich hatte zwar viele neue Freunde, aber die meisten stammten wie ich aus dem Südwesten von Ohio. Unter meinen sechs Mitbewohnern waren fünf in Middletown zur Schule gegangen und einer im nahegelegenen Trenton. Sie

waren etwas jünger (wegen der Militärzeit war ich älter als der durchschnittliche Studienanfänger), aber die meisten kannte ich noch von zu Hause. Meine engsten Freunde aus Middletown waren alle schon fertig oder schlossen ihr Studium gerade ab, aber viele von ihnen blieben auch nachher in der Stadt. Auch wenn ich es damals nicht wusste, erlebte ich ein Phänomen, das Sozialwissenschaftler als »Brain-Drain« bezeichnen – Menschen, die die Möglichkeit haben, eine wirtschaftlich schwache Stadt zu verlassen, tun dies auch, und wenn sie in ihrer neuen Heimat Bildungs- und Karrieremöglichkeiten vorfinden, dann

bleiben sie dort. Als ich mir Jahre später meine sechs Trauzeugen ansah, fiel mir auf, dass jeder Einzelne von ihnen wie ich in einer Kleinstadt in Ohio aufgewachsen und dann zum Studium nach Columbus gegangen war. Jeder hatte seine berufliche Laufbahn anderswo begonnen, und nicht einer hatte Interesse daran, in die Heimatstadt zurückzukehren.

Als ich mein Studium begann, war ich durch die Militärzeit mit einem tiefssitzenden Gefühl von Unbesiegbarkeit beseelt. Ich besuchte meine Kurse, machte meine Hausaufgaben, arbeitete in der Bibliothek und ging nach Hause, um mit

meinen Freunden bis spät nach Mitternacht zu feiern und zu trinken. Am frühen Morgen stand ich auf und ging joggen. Die Tage waren vollgepackt, aber alles, was ich mit achtzehn an der Unabhängigkeit des Studentenlebens gefürchtet hatte, war jetzt ein Kinderspiel. Es war Jahre her, dass ich mir zusammen mit Mamaw über diese Formulare den Kopf zerbrochen hatte, dass wir uns nicht einig werden konnten, ob bei »Erziehungsberechtigte/r« sie selbst stehen sollte oder Mom. Wir hatten uns Sorgen gemacht, dass man mich des Betrugs bezichtigen könnte, falls es mir nicht gelänge, die finanzielle Lage von

Bob Hamel (meinem gesetzlichen Vater) nachzuweisen und diesen Nachweis einzureichen. Die ganze Erfahrung hatte uns beiden schmerzlich vor Augen geführt, wie wenig wir von der Welt da draußen wussten. Ich war kurz davor gewesen, von der Schule zu fliegen, ich war im Grundkurs Englisch durchgefallen. Jetzt bezahlte ich meine eigenen Rechnungen und bekam in allen Kursen, die ich an der größten und stolzesten Universität der Region belegte, die besten Noten. Mehr denn je hatte ich das Gefühl, mein Schicksal in der Hand zu haben.

Ich wusste, dass das Studium meinen ganzen Einsatz verlangte. Von den

Marines hatte ich nicht nur die Einstellung mitgebracht, alles erreichen zu können, sondern die Fähigkeit zu planen. Ich wollte nach dem Bachelor Jura studieren, und ich wusste, dass ich gute Noten brauchte, um Zugang zu den besten Universitäten zu erhalten. Außerdem musste ich beim berüchtigten LSAT (Law School Admissions Test) eine extrem hohe Punktzahl erreichen. Natürlich gab es vieles, was ich nicht wusste. Ich konnte eigentlich keine Gründe anführen, warum ich Jura studieren wollte, außer der Tatsache, dass die Eltern der »reichen Kinder« in Middletown entweder Ärzte oder Anwälte waren,

und mit Blut wollte ich nicht arbeiten. Ich wusste nicht, was sonst noch möglich war, aber das bisschen Wissen, das ich hatte, genügte, um mir eine Richtung zu geben, und mehr brauchte ich auch nicht.

Ich hasste Schulden und das Gefühl der Einschränkung, das sie auferlegten. Zwar übernahm der Staat durch das Gesetz zur Versorgung von Kriegsveteranen einen guten Teil meiner Kosten und die Studiengebühren waren für Studenten aus dem Heimatstaat Ohio relativ gering, trotzdem fehlten mir noch zwanzigtausend Dollar, wenn ich alles selbst bezahlen wollte. Ich fand eine

Stelle im Landesparlament und arbeitete für Bob Schuler, einen ausgesprochen liebenswürdigen Senator aus der Gegend von Cincinnati. Er war ein guter Mann, und seine politischen Ansichten entsprachen mir. Wenn also die Leute aus seinem Wahlkreis anriefen, versuchte ich, ihnen seine Haltung zu bestimmten Themen zu erklären. Ich sah, wie Lobbyisten ein und aus gingen, und hörte, wie der Senator mit seinen Beratern darüber sprach, ob ein bestimmtes Gesetz für seinen Wahlkreis gut war oder für den Staat Ohio oder für beide. Politische Vorgänge aus nächster Nähe zu

betrachten half mir, sie in einer anderen Weise zu würdigen als zuvor, als ich mich nur durchs Kabelfernsehen informiert hatte. Mamaw hatte alle Politiker grundsätzlich für Gauner gehalten, aber nun erfuhr ich, dass dies für die Parlamentarier von Ohio unabhängig von ihrer jeweiligen Parteizugehörigkeit im Großen und Ganzen nicht galt.

Nach einigen Monaten im Senat, als sich meine unbezahlten Rechnungen zu stapeln begannen und es mir immer schwerer fiel, die Differenz zwischen meinen Ausgaben und meinen Einnahmen auszugleichen (man darf nur zweimal in der Woche Blutplasma

spenden, wie ich herausfand), beschloss ich, mir einen weiteren Job zu suchen. Eine Non-Profit-Organisation hatte eine Stelle für zehn Dollar die Stunde ausgeschrieben. Als ich aber in Khakihose, einem hässlichen limettengrünen Hemd und Kampfstiefeln (meinen einzigen Schuhen damals, abgesehen von Turnschuhen) zum Vorstellungsgespräch erschien und die Miene des Personalmanagers sah, wusste ich, dass ich chancenlos war. Die Ablehnung, die ich eine Woche später per Mail erhielt, bemerkte ich kaum. Eine wohltätige Organisation in der Stadt widmete sich vernachlässigten und

missbrauchten Kindern, auch sie zahlten zehn Dollar die Stunde. Also ging ich zu Target, kaufte mir ein besseres Hemd und schwarze Schuhe – und wurde sofort als »Referent« eingestellt. Das Anliegen der Organisation war mir wichtig, die Leute, die dort arbeiteten, waren großartig. Ich fing sofort an.

Als Vollzeitstudent mit zwei Jobs war mein Terminkalender randvoll, aber das machte mir nichts aus. Erst als mir ein Professor eine Mail schrieb, weil er nach dem Unterricht mit mir über eine Hausarbeit sprechen wollte, und ich ihm meinen Stundenplan schickte, stellte ich fest, dass an

meinen Verpflichtungen etwas ungewöhnlich war. Der Professor war fassungslos. Er ermahnte mich streng, mich auf das Studium zu konzentrieren und mich nicht durch Jobs ablenken zu lassen. Ich lächelte, gab ihm die Hand und bedankte mich für den Rat, dem ich aber nicht folgte. Es gefiel mir, bis spät in die Nacht an meinen Hausaufgaben zu arbeiten, nach drei oder vier Stunden Schlaf wieder aufzustehen und mir dafür selbst auf die Schulter zu klopfen. Nach all den Jahren, in denen ich meiner Zukunft ängstlich entgegengesehen hatte, in denen ich gefürchtet hatte, wie meine Nachbarn oder Verwandten zu enden – drogen-

oder alkoholabhängig, im Gefängnis oder mit Kindern, die ich nicht versorgen konnte oder wollte –, fühlte ich mich jetzt unglaublich dynamisch. Ich kannte die Statistiken. Ich hatte schon als Junge im Jugendamt die Broschüren gelesen. Ich hatte den mitleidigen Blick des Zahnhygienikers in der Zahnklinik für einkommensschwache Bürger bemerkt. Ich hätte es nicht schaffen dürfen, doch ich kam sehr gut allein zurecht.

Übertrieb ich es ein bisschen? Natürlich. Ich schlief nicht genug. Ich trank zu viel und nahm fast jede Mahlzeit bei Taco Bell ein. Nach einer Woche, wie ich glaubte, mit einer

schlimmen Erkältung sagte mir ein Arzt, ich hätte Pfeiffersches Drüsenfieber. Ich ignorierte ihn und lebte weiter, als seien Wick Medinait und DayMed magische Elixiere. Nach einer Woche bekam mein Urin einen ekelhaft braunen Farbton, meine Körpertemperatur lag bei 39,5 Grad. Ich sah ein, dass ich mich mehr schonen musste, nahm ein Paracetamol, trank zwei Dosen Bier und legte mich ins Bett.

Als Mom bemerkte, was los war, kam sie nach Columbus und brachte mich in die Notaufnahme. Sie war nicht perfekt, sie arbeitete nicht einmal mehr als Krankenschwester, aber sie ließ es

sich nicht nehmen, meinen Umgang mit dem Gesundheitssystem zu überwachen. Sie stellte die richtigen Fragen, reagierte gereizt, wenn ihr die Ärzte nicht direkt antworteten, und sorgte dafür, dass ich alles hatte, was ich brauchte. Ich blieb zwei Tage im Krankenhaus, in denen mich die Ärzte mit fünf Beuteln Salzlösung rehydrierten und feststellten, dass ich mir zusätzlich zum Pfeifferschen Drüsenfieber noch eine Staphylokokkeninfektion zugezogen hatte, was erklärte, warum es mich so heftig erwischt hatte. Mom war da, als ich entlassen wurde, fuhr mich im Rollstuhl aus dem Krankenhaus und

nahm mich zur Erholung mit nach Hause.

Meine Krankheit dauerte noch ein paar Wochen an, die glücklicherweise mit den Ferien zwischen Frühjahrs- und Sommersemester zusammenfielen. In Middletown verbrachte ich meine Zeit abwechselnd bei Tante Wee und Mom. Beide kümmerten sich um mich und behandelten mich wie einen Sohn. Zum ersten Mal seit Mamaws Tod war ich den widersprüchlichen emotionalen Forderungen von Middletown ausgesetzt: Ich wollte Moms Gefühle nicht verletzen, aber die Zerwürfnisse der Vergangenheit würden wohl nie ganz verschwinden. Ich setzte mich

damit nie direkt auseinander. Ich erklärte Mom nie, dass ich mich in ihrer Gegenwart einfach nicht wohl fühlte, egal wie sehr sie mich umsorgte. Tatsächlich hätte sie in dieser Zeit gar keine bessere Mutter sein können. Aber in ihrem Haus zu schlafen bedeutete auch, mit ihrem Ehemann Nummer fünf zu reden, einem freundlichen Mann, der für mich ein Fremder war und nie etwas anderes sein sollte als der zukünftige Exmann meiner Mutter. Es bedeutete auch, ihre Möbel zu sehen und mich daran zu erinnern, wie ich mich dahinter versteckt hatte, als sie sich einmal mit Bob stritt. Es bedeutete, wenigstens

den Versuch zu unternehmen zu verstehen, wie Mom mit solchen Widersprüchen leben konnte – eine Frau, die tagelang geduldig an meinem Bett im Krankenhaus gesessen hatte, eine Süchtige, die ihre Familie belog und ihnen einen Monat später Geld abpresste.

Ich wusste, dass mein immer engeres Verhältnis zu Tante Wee Moms Gefühle verletzte. Sie redete ständig davon. »Ich bin deine Mutter, nicht sie«, sagte sie immer wieder. Bis heute frage ich mich, ob Mom ihre Sucht überwunden hätte, wenn ich als Erwachsener den Mut gehabt hätte, den ich als Kind hatte. Süchtige sind am schwächsten,

wenn sie emotional gefordert sind, und ich wusste, dass ich die Macht hatte, sie wenigstens vor einigen Phasen der Traurigkeit zu bewahren. Aber ich konnte das nicht mehr. Ich wusste selbst nicht, was sich verändert hatte, ich war diese Person nicht mehr. Vielleicht war es nichts anderes als Selbsterhaltung. Wie dem auch sei, ich konnte nicht so tun, als fühlte ich mich bei ihr zu Hause.

Es dauerte Wochen, bis ich das Pfeiffersche Drüsenfieber überwunden hatte und gesund genug war, um nach Columbus zurückzukehren und mein Studium wieder aufzunehmen. Ich hatte stark abgenommen – zehn Kilo in vier

Wochen –, doch ansonsten fühlte ich mich gut. Die Krankenhausrechnungen kamen und mussten bezahlt werden, und so suchte ich mir einen dritten Job (als Tutor für den Uni-Zugangstest SAT), wo ich unfassbare achtzehn Dollar die Stunde verdiente. Da aber drei Jobs zu viel waren, gab ich die Stelle, die mir am meisten Spaß machte – die Arbeit im Senat von Ohio –, auf, weil ich dort am wenigsten verdiente. Was ich brauchte, war Geld und die damit einhergehende Unabhängigkeit, nicht eine Arbeit, die mein Leben bereicherte. Das, so sagte ich mir, würde später kommen.

Kurz vor meinem Abschied wurde

im Senat über ein Gesetz debattiert, das die Regeln für Überbrückungskredite verschärfen sollte. Mein Senator gehörte zu einer kleinen Minderheit, die gegen das Gesetz war. Er hat seine Gründe zwar nie dargelegt, aber ich dachte damals, dass er und ich vielleicht etwas gemeinsam hatten. Die anderen Senatoren und ihre Berater, die das Gesetz diskutierten, wussten die Rolle kaum zu würdigen, die solche Kreditgeber in der Schattenwirtschaft hatten, in der sich Menschen wie ich bewegten. Für sie waren diese Firmen Kredithaie, die hohe Zinsen verlangten und exorbitante Gebühren für die

Auszahlung von Gehaltsschecks. Je eher man ihnen das Handwerk legen würde, desto besser.

Für mich waren diese Kreditgeber Anlaufstellen, die drängende finanzielle Probleme lösen konnten. Dank einer ganzen Reihe katastrophaler finanzieller Entscheidungen (von denen ich einige selbst zu verantworten hatte, viele aber nicht) war meine Kreditwürdigkeit miserabel, weshalb ich keine Kreditkarten bekam. Wenn ich ein Mädchen zum Essen einladen wollte oder ein Buch fürs Studium brauchte und das Geld nicht auf dem Konto hatte, hatte ich nicht viele Möglichkeiten. (Ich hätte wohl meine

Tante oder meinen Onkel fragen können, aber ich wollte unbedingt auf eigenen Beinen stehen.) Einmal, an einem Freitagmorgen, warf ich den Scheck für meine Miete ein, weil ich wusste, dass am nächsten Tag eine Mahngebühr von fünfzig Dollar fällig sein würde. Der Scheck war nicht gedeckt, aber ich sollte am selben Tag meinen Gehaltsscheck bekommen, den ich dann abends bei der Bank einreichen wollte. Doch nach einem langen Arbeitstag im Senat vergaß ich, meinen Gehaltsscheck mitzunehmen. Erst als ich in meiner Wohnung war, bemerkte ich den Fehler; die Angestellten der Parlamentsverwaltung

waren schon ins Wochenende gegangen. An diesem Tag erlaubte mir ein Drei-Tage-Kredit, der mich ein paar Dollar Zinsen kostete, die viel höheren Gebühren für die Überziehung des Kontos zu vermeiden. Die Abgeordneten, die das Für und Wider von Überbrückungskrediten diskutierten, erwähnten Situationen wie diese nicht. Und die Lehre daraus? Die Mächtigen tun manchmal Dinge, um Leuten wie mir zu helfen, ohne Leute wie mich wirklich zu verstehen.

Mein zweites Studienjahr begann ziemlich genau wie das erste. Der erste Tag war wunderschön und voller Aufregung. Wegen des neuen Jobs hatte

ich etwas mehr zu tun als sonst, aber die Arbeit machte mir nichts aus. Was an mir nagte, war der Gedanke, dass ich mit vierundzwanzig eigentlich zu alt für das Studium war. Außerdem trennten mich nicht nur das Alter von den anderen Studenten, sondern auch meine Erfahrungen im Marine Corps. In einem Seminar über Außenpolitik hörte ich mir an, wie ein Neunzehnjähriger mit einem hässlichen Bart über den Irak schwadronierte. Er erklärte, dass diejenigen, die in diesem Krieg kämpften, im Schnitt weniger intelligent seien als diejenigen, die (wie er) von der Schule direkt an die Uni gegangen waren. Dies, so

behauptete er, sei an der Mutwilligkeit zu erkennen, mit der Soldaten irakische Zivilisten abschlachteten, und an der Herablassung, die sie ihnen entgegenbrachten. Die Analyse meines Kommilitonen war offensichtlich grundfalsch – ich hatte bei den Marines Freunde aus dem gesamten politischen Spektrum, jede nur denkbare Meinung über den Krieg war vertreten. Viele waren überzeugte Linke, die für unseren damaligen Oberbefehlshaber George W. Bush gar nichts übrig hatten, die überzeugt waren, dass wir für einen sehr geringen Ertrag zu viel geopfert hatten. Aber keiner von ihnen hat jemals so einen unreflektierten Mist

von sich gegeben.

Während der Student weiterschwafelte, fiel mir ein, wie unermüdlich uns der Respekt vor der irakischen Kultur eingetrichtert worden war: Zeig niemals jemandem deine Fußsohlen; sprich niemals eine traditionell gekleidete Frau an, ohne zuerst mit einem männlichen Verwandten zu reden. Ich dachte an den Schutz, den wir irakischen Wahlhelfern geboten hatten, wie geduldig wir ihnen die Bedeutsamkeit ihrer Aufgabe erklärt hatten, ohne ihnen jemals unsere eigenen politischen Ansichten aufzudrängen. Ich dachte daran, wie ich einem jungen Iraker (der kein Wort

Englisch sprach) dabei zuhörte, wie er »In Da Club« von 50 Cent Wort für Wort und absolut fehlerfrei herunterrappte, wie ich mit ihm und seinen Freunden darüber lachte. Ich dachte an meine mit Verbrennungen dritten Grades bedeckten Freunde, die das »Glück« gehabt hatten, einen Angriff mit einer selbstgebastelten Bombe in der Gegend um al-Qa'im zu überleben. Und hier war dieser Volltrottel mit seinem Zottelbart, der unserem Kurs erzählte, dass wir die Leute zum Spaß umbrachten.

Auf einmal hatte ich es eilig, das Studium abzuschließen. Ich machte einen Termin bei einem Berufsberater

und plante meinen Abgang: Ich musste mich auch für den Sommer einschreiben und in den regulären Trimestern teilweise mehr als die doppelte Anzahl von Kursen belegen. Es war selbst für meine eigenen Maßstäbe ein sehr anspruchsvolles Jahr. Im Februar, als es besonders schrecklich war, setzte ich mich hin und zählte in meinem Kalender die Tage, seit ich zum letzten Mal mehr als vier Stunden geschlafen hatte. Es waren neununddreißig. Aber ich ließ nicht nach, und im August 2009, nach einem Jahr und elf Monaten an der Ohio State University, schloss ich das Bachelor-Studium mit zwei

Hauptfächern ab, und zwar summa cum laude. Die Abschlussfeier hätte ich am liebsten geschwänzt, aber meine Verwandten waren dagegen. Also saß ich drei Stunden lang auf einem unbequemen Stuhl, bis ich endlich zum Podium gehen konnte, um mein Diplom in Empfang zu nehmen. Als Gordon Gee, der damalige Präsident der Universität, ungewöhnlich lange mit der Frau, die vor mir an der Reihe war, fürs Foto posierte, streckte ich meine Hand aus und signalisierte der Assistentin, dass ich meine Urkunde haben wolle. Sie reichte sie mir, und ich ging an Dr. Gee vorbei von der Bühne. Ich war möglicherweise der

einzige Absolvent an diesem Tag, der nicht seine Hand schüttelte. *Weiter geht's*, dachte ich.

Ich hatte mein Diplom zu spät erhalten, um gleich weiterstudieren zu können, das Jurastudium konnte ich also erst im nächsten Jahr aufnehmen. Ich zog nach Middletown, um Geld zu sparen. Tante Wee hatte Mamaws Platz als Matriarchin der Familie eingenommen. Bei Krisen griff sie ein, sie lud zu Familienfeiern ein und sorgte dafür, dass wir zusammenhielten. Seit Mamaws Tod war immer ein Platz für mich bei ihr gewesen, aber zehn Monate hielt ich für eine Zumutung. Mir gefiel die Vorstellung nicht, die

Abläufe in ihrer Familie zu stören. Doch sie war beharrlich: »J. D., das ist jetzt dein Zuhause. Hier kannst du wohnen, nur hier.«

Diese letzten Monate, die ich in Middletown verbrachte, gehören zu den glücklichsten in meinem Leben. Ich hatte den B. A. geschafft, und ich wusste, dass ich mir bald einen weiteren Traum erfüllen würde: das Jurastudium. Ich jobbte hier und da, um ein bisschen Geld zu sparen, das Verhältnis zu meinen beiden Cousinen wurde enger. Jeden Tag, wenn ich dreckig und verschwitzt von der Arbeit kam, setzte ich mich an den Esstisch und hörte den Teenagern zu, die über

ihren Schultag sprachen und über Schwierigkeiten mit ihren Freunden. Manchmal half ich ihnen bei den Hausaufgaben. In der Fastenzeit half ich in der katholischen Kirche aus, wo jeden Freitag ein großes Backfischessen stattfand. Dieses Gefühl, das ich schon in Columbus gehabt hatte – dass ich Jahrzehnte von Chaos und Kummer überstanden und schließlich das rettende Ufer erreicht hatte –, wurde nun noch intensiver.

Der unglaubliche Optimismus, den ich in Bezug auf mein eigenes Leben hatte, stand im krassen Gegensatz zum Pessimismus der meisten Leute, mit denen ich zu tun hatte. Die Jahre der

Fabrikschließungen und Stellenstreichungen hatten sich unmittelbar auf die materiellen Aussichten der Menschen in Middletown ausgewirkt. Die Wirtschaftskrise – und die wenig kraftvolle Erholung danach – hatte den Niedergang beschleunigt. Aber der Zynismus der Menschen ging über die materiellen Nöte hinaus; er hatte etwas beinahe Spirituelles, etwas, das viel tiefer reichte als eine normale Rezession.

Uns Hillbillys fehlten die Helden – ganz bestimmt auch im politischen Bereich. Barack Obama war damals der am meisten bewunderte Mann

Amerikas, aber selbst im Begeisterungstaumel seines Aufstiegs betrachteten die meisten Bürger von Middletown ihn mit Argwohn. George W. Bush hatte 2008 nur wenige Fans. Viele waren begeisterte Anhänger von Bill Clinton, aber noch mehr sahen in ihm ein Symbol des moralischen Verfalls. Ronald Reagan war schon lange tot. Wir liebten das Militär, aber in der modernen Armee gab es keine herausragende Figur wie George S. Patterson. Ich bezweifle, dass irgendjemand in unserem Viertel einen hochrangigen Offizier hätte nennen können. Das Raumfahrtprogramm, auf das wir lange so stolz gewesen waren,

hing am Tropf, und berühmte Astronauten gab es auch nicht mehr. Nichts hielt die amerikanische Gesellschaft im Kern zusammen. Wir hatten das Gefühl, in zwei Kriege verstrickt zu sein, die wir nicht gewinnen konnten und die zu einem überproportional großen Teil von Soldaten bestritten wurden, die unsere Nachbarn und Freunde waren. Unsere Wirtschaft erfüllte nicht einmal das elementarste Versprechen des amerikanischen Traums: einen festen Lohn.

Um die Bedeutung dieser kulturellen Ablösung begreifen zu können, muss man wissen, dass meine Verwandten,

meine Nachbarn, meine Gesellschaftsschicht ihre Identität zum großen Teil aus der Liebe zur Nation beziehen. Ich kann Ihnen nichts über den Bürgermeister von Breathitt erzählen, über das Gesundheitssystem des Bezirks oder über seine berühmtesten Söhne und Töchter. Aber eines weiß ich: »Bloody Breathitt« verdiente sich seinen Beinamen angeblich, weil der Bezirk seine Einberufungsquote im Ersten Weltkrieg vollständig mit Freiwilligen erfüllte – der einzige Bezirk im ganzen Land, auf den das zutraf. Fast ein ganzes Jahrhundert ist seither vergangen, und das ist die Geschichte über Breathitt,

die ich ganz bestimmt nie vergessen werde: Es ist diese eine Sache, die ich nach dem Willen der Menschen, die mich umgaben, unbedingt wissen musste. Einmal musste ich ein Referat in der Schule über den Zweiten Weltkrieg halten, und ich stellte Mamaw einige Fragen. Nach siebzig mit Ehe, Kindern, Enkelkindern, Tod, Armut und Triumph ausgefüllten Jahren war die eine Sache, die Mamaw mit dem fraglos größten Stolz, der größten Erregung erzählte, dass sie und ihre Familie ihren Teil zum Sieg im Zweiten Weltkrieg beigetragen hatten. Wir redeten ein paar Minuten über alles Mögliche; und dann sprachen wir

stundenlang über Lebensmittelrationen, Rosie the Riveter, die Liebesbriefe, die ihr Vater ihrer Mutter aus dem Pazifik geschickt hatte, und den Tag, an dem »wir die Bombe abgeworfen haben«. Mamaw hatte immer zwei Götter: Jesus Christus und die Vereinigten Staaten von Amerika. Und für mich gab es nichts anderes, und für alle anderen, die ich kannte, auch nicht.

Ich bin die Art von Patriot, über den die Leute im Acela-Korridor, dem Gebiet von Washington, D. C. bis Boston, nur lachen. Mir kommen die Tränen, wenn ich »Proud to be an American«, Lee Greenwoods kitschige Hymne, höre. Als ich sechzehn war,

schwor ich, möglichst jedem Kriegsveteranen, dem ich begegnete, die Hand zu geben, selbst wenn es unangenehm wäre, mich aufzudrängen. Bis heute weigere ich mich, *Der Soldat James Ryan* mit irgendjemandem außer meinen engsten Freunden zu sehen, weil ich bei der Schlussszene jedes Mal heulen muss.

Mamaw und Papaw brachten mir bei, dass wir im besten, großartigsten Land der Welt leben. Diese Tatsache hat meiner Kindheit eine Bedeutung gegeben. Wenn die Zeiten schwer waren, wenn ich von dem Drama und Tumult meiner Jugend überwältigt war, wusste ich, dass bessere Zeiten

bevorstanden, weil ich in einem Land lebte, das mir erlaubte, dort die richtigen Entscheidungen zu treffen, wo andere geirrt hatten. Wenn ich heute darüber nachdenke, wie unfassbar großartig mein Leben ist – mit einer umwerfend schönen, gütigen, intelligenten Lebensgefährtin; mit einer finanziellen Sicherheit, von der ich als Kind nur träumen konnte; mit phantastischen Freunden und aufregenden neuen Erfahrungen –, dann überkommt mich eine überwältigende Dankbarkeit für unser Land. Ich weiß, wie schmalzig das klingt, aber so sehe ich das nun mal.

Wenn Mamaws zweiter Gott die

Vereinigten Staaten von Amerika waren, dann sind viele Menschen, mit denen ich zu tun hatte, vom Glauben abgefallen. Das, was sie mit ihren Nachbarn verband, was sie inspirierte, wie auch mich mein Patriotismus immer inspiriert hat, schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Die Symptome sind überall. Ein bedeutender Anteil von weißen, konservativen Wählern – etwa ein Drittel – glaubt, dass Barack Obama Moslem ist. In einer Umfrage gaben zweiunddreißig Prozent der Befragten an, sie glaubten, Obama sei im Ausland geboren, weitere neunzehn Prozent waren sich nicht sicher – was bedeutet,

dass eine Mehrheit der weißen Konservativen sich nicht sicher ist, ob Obama von Geburt an Amerikaner ist. Ich höre immer wieder von Bekannten oder entfernten Verwandten, dass Obama Verbindungen zu Islamisten hat oder dass er ein Verräter ist oder in irgendeiner fernen Ecke der Welt geboren wurde.

Viele meiner neuen Freunde geben dem Rassismus die Schuld an dieser Wahrnehmung des Präsidenten. Aber der Präsident ist wie ein Außerirdischer für diese Menschen in Middletown, und das hat nichts mit seiner Hautfarbe zu tun. Erinnern Sie sich: Nicht ein einziger meiner

Schulkameraden war an einer Eliteuniversität. Barack Obama hat gleich an zwei von ihnen studiert, und er hat an beiden Herausragendes geleistet. Er ist hochintelligent, er ist wohlhabend, und er spricht wie ein Professor für Verfassungsrecht – was er ja auch ist. Nichts an ihm hat irgendeine Ähnlichkeit mit den Menschen, die ich als Kind bewundert habe. Sein Akzent – sauber, perfekt, neutral – ist ein fremder Akzent. Seine Qualifikation ist so beeindruckend, dass sie einem Angst machen kann. Er hat sich in Chicago, einer dichtbesiedelten Metropole, sein Leben aufgebaut; und er tritt mit einem

Selbstvertrauen auf, das auf dem Wissen beruht, dass die moderne amerikanische Meritokratie wie für ihn geschaffen ist. Natürlich hat auch Obama widrige Umstände überwunden – Umstände, die vielen von uns vertraut sind –, aber das war lange bevor wir ihn kennengelernt haben.

Präsident Obama trat zu exakt dem Zeitpunkt auf die Bühne, als sehr vielen Menschen in meiner Welt aufging, dass die amerikanische Meritokratie *für sie* nicht wie geschaffen ist. Wir wissen, dass es uns nicht gutgeht, wir sehen es jeden Tag: bei Nachrufen auf Teenager, in denen die Todesursache auffällig fehlt (zwischen den Zeilen steht:

Überdosis), bei den Versagertypen, mit denen unsere Töchter ihre Zeit verschwenden. Barack Obama trifft uns genau an der Stelle unserer tiefsten Verunsicherung. Im Gegensatz zu vielen von uns ist er ein guter Vater. Er geht im Anzug zur Arbeit, wir tragen Overalls, wenn wir überhaupt so glücklich sind, eine Stelle zu haben. Seine Frau erklärt uns, dass wir unseren Kindern bestimmte Lebensmittel nicht geben sollten, und wir hassen sie dafür – nicht weil wir glauben, dass sie unrecht hat, sondern weil wir wissen, dass sie recht hat.

Viele versuchen, mit Falschinformationen die Wut und den

Zynismus der weißen Arbeiterklasse zu erklären. Zugegeben, es gibt an den Rändern des politischen Spektrums eine ganze Reihe von Verschwörungstheoretikern und Wahnsinnigen, die Unsinn aller Art schreiben, von Obamas angeblichen religiösen Neigungen bis zu seiner Herkunft. Aber alle wichtigen Medien im Land, selbst der vielfach verteufelte Sender Fox News, haben über Obamas Staatsangehörigkeit und seine religiösen Ansichten immer die Wahrheit gesagt. Die Leute, die ich aus meiner Heimat kenne, wissen sehr wohl, was die größeren Nachrichtensender dazu sagen; sie

glauben es nur nicht. Nur sechs Prozent der amerikanischen Wähler halten die Medien für »sehr vertrauenswürdig«<sup>23</sup>. Für viele von uns ist das, was wir in der freien Presse – diesem Bollwerk der amerikanischen Demokratie – lesen, einfach nur Beschiss.

Wenn das Misstrauen in die Presse so groß ist, grassieren im Internet Verschwörungstheorien, die die digitale Welt beherrschen. Barack Obama ist dort ein Ausländer, der alles dafür tut, unser Land zu zerstören. Alles, was uns die Medien erzählen, ist Lüge.

Viele Angehörige der weißen

Arbeiterschicht gehen in Bezug auf unsere Gesellschaft grundsätzlich vom Schlimmsten aus. Hier ein paar Beispiele von Mails oder Nachrichten, die ich bei Freunden und Verwandten mitbekommen habe:

- Alex Jones, der Moderator einer rechten Talk-Sendung im Radio, lieferte zum zehnten Jahrestag von 9/11 eine Dokumentation über die »offene Frage« der terroristischen Angriffe, mit der Behauptung, die US-Regierung selbst habe bei dem Massaker an der eigenen Bevölkerung die Hand im Spiel gehabt.

- Aus einer E-Mail-Kette stammt das Gerücht, Obamacare, das Gesetz zur Reform des Gesundheitswesens, verlange bei neu Versicherten die Implantierung eines Mikrochips. Wegen des religiösen Bezugs hat die Geschichte besonderen Biss: Viele glauben, dass die in der biblischen Prophezeiung für die Endzeit vorhergesagte »Zahl des Tieres« 666 auf ein elektronisches Gerät hinweise. Mehrere meiner Freunde warnten über die sozialen Medien vor dieser Bedrohung.
- Auf der beliebten Website WorldNetDaily legte ein redaktioneller Beitrag nahe, dass der

Amoklauf von Newtown, bei dem sechsundzwanzig Menschen, Schüler und Lehrer, erschossen wurden, von der Regierung eingefädelt wurde, um die öffentliche Meinung über Waffengesetze zu beeinflussen.

- Viele Quellen im Internet warnen, dass Obama bald das Kriegsrecht ausrufen werde, um die Macht für eine dritte Amtszeit an sich zu reißen.

Diese Liste ließe sich noch fortführen. Niemand weiß, wie viele Menschen eins oder mehrere dieser Gerüchte glauben. Aber wenn – trotz der zahlreichen Beweise des Gegenteils – ein Drittel unserer Bevölkerung meint,

dass der Präsident nicht in den USA geboren wurde, kann man davon ausgehen, dass die anderen Verschwörungstheorien viel weiter verbreitet sind, als uns lieb ist. Dies ist nicht einfach nur das gesunde, jeder Demokratie inhärente Misstrauen einiger Libertärer gegenüber der Regierung. Dies ist eine tiefe Skepsis gegenüber den Institutionen, die unsere Gesellschaft ausmachen. Und es sind Ansichten, die immer weiter in den Mainstream vordringen.

Wir können den Abendnachrichten nicht trauen. Wir können unseren Politikern nicht trauen. An den Universitäten, die uns ein besseres

Leben ermöglichen sollen, werden wir benachteiligt. Wir finden keine Arbeit. Man kann diesen Dingen nicht Glauben schenken und gleichzeitig an der Gesellschaft teilhaben. Sozialpsychologen haben gezeigt, dass Gruppenüberzeugungen sich motivierend auf Leistung auswirken können. Wenn eine Gruppe gewahr wird, dass es in ihrem eigenen Interesse liegt, hart zu arbeiten und Dinge zu erreichen, dann leisten die Mitglieder dieser Gruppe mehr als Einzelne in vergleichbaren Situationen. Und das leuchtet ein: Wenn man glaubt, dass harte Arbeit sich auszahlt, dann arbeitet man auch hart. Wenn man

dagegen glaubt, dass jeder Versuch voranzukommen von vornherein zum Scheitern verurteilt ist – warum sollte man es dann überhaupt versuchen?

Wenn diese Leute scheitern, erlaubt es ihnen ihre Einstellung, die Erklärung anderswo zu suchen. Ich traf einmal in einer Bar in Middletown auf einen alten Bekannten, der mir erzählte, dass er kurz zuvor seine Stelle aufgegeben hatte, weil er keine Lust mehr hatte, so früh aufzustehen. Später las ich, wie er sich auf Facebook über die »Obama-Wirtschaft« beklagte, welche Auswirkungen sie auf sein Leben habe. Ich bezweifle nicht, dass viele Menschen in Obamas Regierungszeit

unter der Wirtschaftslage gelitten haben, aber dieser Mann gehörte eindeutig nicht dazu. Seine Lebensumstände lassen sich unmittelbar auf seine eigenen Entscheidungen zurückführen, und sein Leben wird sich nur verbessern, wenn er bessere Entscheidungen trifft. Aber um darauf zu kommen, braucht er ein Umfeld, das ihn zwingt, schwierige Fragen in Bezug auf sich selbst zu beantworten. In der weißen Arbeiterschicht ist eine Bewegung entstanden, die die Gesellschaft und die Regierung für alle Probleme verantwortlich macht, und diese Bewegung gewinnt mit jedem Tag neue

## Anhänger.

Dies ist der Punkt, an dem die Rhetorik moderner Konservativer (zu denen ich mich selbst zähle) die Herausforderungen ihrer größten Wählerschichten nicht aufgreift. Statt ihnen Mut zu machen, schüren Konservative immer weiter die Art von Unmündigkeit, die den Ehrgeiz so vieler meiner Zeitgenossen untergraben hat. Ich habe gesehen, wie Freunde zu erfolgreichen Mitgliedern unserer Gesellschaft heranwuchsen, und ich habe gesehen, wie Freunde Opfer der schlimmsten Versuchungen von Middletown wurden – viel zu früh Kinder bekamen, Drogen nahmen oder

im Gefängnis landeten. Was die Erfolgreichen von den Gescheiterten unterscheidet, sind die Erwartungen, die sie an ihr eigenes Leben gestellt haben. Aber was sie immer öfter von der politischen Rechten zu hören bekommen, ist: Es ist nicht deine Schuld, dass du ein Versager bist. Es ist die Schuld der Regierung.

Mein Vater zum Beispiel hat den Wert harter Arbeit immer anerkannt, aber einige der nächstliegenden Wege des gesellschaftlichen Aufstiegs betrachtet er mit großem Argwohn. Als er hörte, dass ich mich entschlossen hatte, Jura an der Yale University zu studieren, fragte er mich, ob ich bei

meiner Bewerbung so getan hätte, als sei ich »ein Linker oder ein Schwarzer«. Die Erwartungen der weißen Arbeiterschicht in Amerika sind tief gesunken. Wenn diese Haltung weiter um sich greift, sollte es uns kaum überraschen, dass die Anzahl der Menschen, die bereit sind, für ein besseres Leben zu arbeiten, immer geringer wird.

Das Pew Economic Mobility Project hat untersucht, wie Amerikaner ihre Chancen auf wirtschaftliche Verbesserung einschätzen, und was sie dabei herausgefunden haben, ist schockierend. Keine Gruppe in Amerika ist pessimistischer als die der

weißen Arbeiter. Über die Hälfte der Schwarzen, der Latinos und der Weißen mit höherer Bildung gehen davon aus, dass ihre Kinder wirtschaftlich besser dastehen werden als sie selbst. Unter den Arbeitern sind es nur vierundvierzig Prozent. Noch erstaunlicher ist, dass zweiundvierzig Prozent der weißen Arbeiter – bei weitem der höchste Anteil unter den befragten Gruppen – berichten, ihr eigenes Leben sei wirtschaftlich weniger erfolgreich als das ihrer Eltern.

Meine Einstellung war das 2010 nicht. Ich war glücklich darüber, wo ich stand, und sah voller Hoffnung in

die Zukunft. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich in Middletown wie ein Außenseiter. Und was mich zu einem Fremden machte, war mein Optimismus.

## Anmerkung zum Kapitel

23. »Only 6 % Rate News Media as Very Trustworthy«, *Rasmussen Reports*, 28. Februar 2013, [www.rasmussenreports.com/public\\_content](http://www.rasmussenreports.com/public_content) (Zugriff am 17. November 2015)

# Kapitel 12

ALS ICH ZUM ERSTEN MAL Bewerbungen für das Jurastudium schrieb, waren Yale, Harvard und Stanford, die legendären »drei Großen«, nicht einmal dabei. Ich glaubte nicht, dort eine Chance auf einen Studienplatz zu haben. Und ich dachte vor allem auch nicht, dass es einen Unterschied

machen würde. Ich war überzeugt, dass alle Juristen gute Stellen bekamen. Es genügte, irgendwo Jura zu studieren, dann würde sich alles andere ergeben: ein gutes Gehalt, Status, der amerikanische Traum. Doch dann traf mein bester Freund Darrell eine seiner Kommilitoninnen aus dem Jurastudium in einem beliebten Restaurant in Washington, D. C. wieder. Sie räumte dort Geschirr ab, einfach weil sie keinen anderen Job finden konnte. Bei meiner zweiten Bewerbungsrounde versuchte ich es auch in Yale und Harvard.

An der Stanford University – die eines der besten Juraprogramme des

Landes anbietet – bewarb ich mich nicht, und wenn man weiß, warum, dann begreift man, dass die Lehren meiner Kindheit teilweise kontraproduktiv waren. In Stanford genügten die üblichen Bewerbungsunterlagen nicht (Bachelor-Studienbuch, Punktzahl beim LSAT-Test, Bewerbungssessay). Die persönliche Unterschrift eines Dekans – in meinem Fall der Ohio State University – war nötig, der mir bescheinigen sollte, dass ich kein kompletter Versager war.

Ich kannte die Dekanin aber nicht. Ohio State ist eine riesige Universität. Sie ist bestimmt eine sehr nette Person,

und das Formular war sicherlich kaum mehr als eine Formalität. Aber ich konnte sie einfach nicht darum bitten. Ich hatte die Dekanin nie kennengelernt, ich hatte nie einen ihrer Kurse belegt, und – was am wichtigsten war – ich traute ihr nicht. Welche Tugenden sie als Mensch auch haben mochte, in ihrer abstrakten Rolle war sie für mich eine Außenseiterin. Die Professoren, die ich um Empfehlungsschreiben gebeten hatte, hatten alle mein Vertrauen gewonnen. Ich hörte ihnen beinahe täglich zu, schrieb Prüfungen bei ihnen und Seminararbeiten. So dankbar ich für die großartige Ausbildung und die

Erfahrungen in Columbus auch war, sosehr ich Ohio State und die dort arbeitenden Menschen auch mochte, konnte ich mein Schicksal doch nicht in die Hand einer Dekanin legen, die ich nicht kannte.

Ich versuchte, mir etwas anderes einzureden. Ich druckte das Formular sogar aus und fuhr damit zum Campus. Aber als ich dort war, zerknüllte ich es und warf es in den Müll. Stanford Law war für J. D. einfach nicht drin.

Ich beschloss, mich ganz auf Yale zu konzentrieren. Die Universität – mit ihren kleinen Kursen und dem einzigartigen Benotungssystem – hatte eine gewisse Aura. Yale pries sich

selbst als stressfreier Weg in die juristische Karriere an. Aber die meisten Studenten hatten ihr B. A.-Studium an kleinen, privaten Colleges absolviert, nicht an einer großen staatlichen Universität wie ich, weshalb ich bezweifelte, eine Chance auf einen Studienplatz zu haben. Trotzdem füllte ich die Online-Bewerbung aus, denn sie war relativ unkompliziert.

Im Frühjahr 2010, an einem späten Nachmittag, klingelte mein Telefon; die Vorwahl 203, die auf dem Display erschien, kannte ich nicht. Ich nahm ab, und die Stimme am anderen Ende stellte sich als Leiter der

Zulassungsabteilung der juristischen Fakultät von Yale vor. Er teilte mir mit, ich sei angenommen. Ich war ekstatisch und hüpfte während des dreiminütigen Gesprächs herum. Als sich der Herr verabschiedete, war ich derart außer Atem, dass Tante Wee, die ich gleich anrief, um es ihr zu erzählen, dachte, ich hätte einen Autounfall gehabt.

Ich war so überzeugt von diesem Weg, dass ich bereit war, die etwa zweihunderttausend Dollar Schulden auf mich zu nehmen, die mich das Studium meines Wissens kosten würde. Aber die finanzielle Unterstützung, die Yale mir anbot, übertraf alles, was ich mir erhofft hatte. In meinem ersten Jahr

musste ich praktisch nichts bezahlen, und zwar nicht, weil ich etwas Besonderes geleistet hätte, sondern weil ich einer der ärmsten Studenten an der Universität war. Yale gab mir Zehntausende Dollar, weil ich sie tatsächlich brauchte. Es war das erste Mal, dass meine Armut sich richtig auszahlte. Yale war nicht nur meine Traumuni, sondern auch die billigste Möglichkeit, die ich hatte.

Die *New York Times* hat kürzlich gezeigt, dass für Studenten aus ärmeren Verhältnissen die teuersten Universitäten paradoxerweise gerade die günstigsten sind. Nehmen wir zum Beispiel einen Studenten, dessen Eltern

dreißigtausend Dollar im Jahr verdienen – zwar nicht viel, aber doch noch über der Armutsgrenze. Dieser Student würde an einer der weniger selektiven Zweigstellen der University of Wisconsin zehntausend Dollar Studiengebühren bezahlen, aber nur sechstausend Dollar am Hauptcampus der Universität in Madison. In Harvard, wo die Studiengebühren offiziell bei über vierzigtausend Dollar liegen, würde derselbe Student nur etwa dreizehnhundert Dollar bezahlen. Aber junge Leute wie ich wissen das nicht. Mein enger Freund Nate, einer der klügsten Menschen, die ich kenne, wäre zum Bachelor-Studium am

liebsten an die Universität in Chicago gegangen, aber er bewarb sich nicht, weil er meinte, es sich nicht leisten zu können. Wahrscheinlich wäre es viel billiger für ihn gewesen als Ohio State, genauso wie Yale für mich wesentlich günstiger war als jede andere Universität.

Die folgenden Monate verbrachte ich mit Vorbereitungen. Der Freund meiner Tante und meines Onkels gab mir die Stelle im Fliesenhandel, wo ich den Sommer über arbeitete. Ich fuhr Gabelstapler, bereitete Lieferungen für den Transport vor, fegte das gigantische Lager. Am Ende des Sommers hatte ich genug gespart, um

mir wegen des Umzugs nach New Haven keine Sorgen machen zu müssen.

Dieser Umzugstag war anders als sonst, wenn ich aus Middletown fortgezogen war. Als ich zu den Marines ging, wusste ich, dass ich öfter nach Hause kommen und mich mein Leben noch einmal für einen längeren Zeitraum in meine Heimatstadt führen würde (was es auch tat). Nach vier Jahren beim Militär war mir der Umzug nach Columbus nicht so bedeutsam vorgekommen. Auf jeden Fall hatte ich eine Menge Übung darin, Middletown zu verlassen, und doch fühlte ich mich jedes Mal ein wenig orientierungslos. Aber diesmal wusste

ich, dass ich wirklich nicht zurückkehren würde. Es machte mir nichts aus. Middletown fühlte sich nicht mehr an wie mein Zuhause.

An meinem ersten Tag an der Yale Law School hingen im Flur Plakate, die eine Veranstaltung mit Tony Blair, dem ehemaligen britischen Premierminister, ankündigten. Ich konnte es nicht fassen: Tony Blair sprach zu einer Gruppe von vielleicht einigen Dutzend Studenten? Wenn er nach Ohio gekommen wäre, hätte er eine Aula mit tausend Plätzen gefüllt. »Ja, der kommt ständig nach Yale«, erzählte mir ein Freund. »Sein Sohn macht hier seinen B. A.« Ein paar Tage später wäre ich an einer Ecke

beinahe mit einem Mann zusammengestoßen, ich war gerade auf dem Weg zum Haupteingang des Juridicums. »Entschuldigung«, sagte ich, sah auf und stellte fest, dass der Mann George Pataki war, der Gouverneur von New York. Solche Dinge passierten dort wöchentlich, manchmal öfter. Yale Law School war wie Hollywood für Nerds, und ich fühlte mich bis zum Schluss wie ein ehrfürchtig staunender Tourist.

Das erste Semester war in einer Weise strukturiert, die den Studenten den Einstieg erleichtern sollte. Während meine Freunde an anderen Universitäten sofort mit Arbeit

zugeschüttet wurden und Angst haben mussten, ausgesiebt zu werden (ein System, das gedacht ist, um zwischen den Studenten unmittelbare Konkurrenz herzustellen), forderte uns der Dekan in der Orientierung auf, unserer Leidenschaft zu folgen, wohin auch immer sie uns führen würde, und uns keine großen Gedanken über Noten zu machen. Unsere ersten Kurse wurden nur als bestanden/nicht bestanden bewertet, was die Sache einfacher machte.

Einer dieser Kurse, ein Seminar über Verfassungsrecht mit nur sechzehn Teilnehmern, wurde für mich zu einer Art Familienersatz. Wir bezeichneten

uns selbst als die Insel der Sonderlinge, es gab eigentlich nichts, was uns – einen konservativen Hillbilly aus den Appalachen, eine hyperintelligente Tochter indischer Einwanderer, einen schwarzen Kanadier mit einer Menge Lebenserfahrung, einen Neurowissenschaftler aus Phoenix, eine angehende Bürgerrechtsanwältin, die in unmittelbarer Nähe des Campus aufgewachsen war, eine extrem progressive Lesbierin mit phantastischem Sinn für Humor und einige andere – zu einem Team verband, aber wir wurden sehr gute Freunde.

Dieses erste Jahr an der Yale University war überwältigend, aber auf gute Weise. Ich hatte mich immer für amerikanische Geschichte interessiert – es war eine Art Hobby von mir –, und einige der Gebäude auf dem Campus waren noch vor dem Unabhängigkeitskrieg entstanden. Manchmal ging ich spazieren und suchte nach den Plaketten, auf denen das Alter der einzelnen Universitätsgebäude vermerkt war. Die Architektur selbst, hoch aufragende Neugotik, war atemberaubend. Die Steinreliefs und Holzverzierungen im Inneren verliehen dem Juridicum eine beinahe mittelalterliche Atmosphäre.

Manchmal konnte man sogar hören, dass wir an der »HLS« – »Hogwarts Law School« – studierten. Es besagt einiges, dass die beste Art, diese Universität zu beschreiben, der Hinweis auf eine Reihe von Fantasy-Romanen war.

Die Kurse waren schwer, und manchmal mussten wir lange Nächte in der Bibliothek verbringen, aber *so schwer* waren sie auch wieder nicht. Ein Teil von mir hatte befürchtet, dass ich nun doch noch als intellektueller Hochstapler entlarvt würde, dass die Verwaltung vielleicht bemerken würde, dass sie einen schrecklichen Fehler gemacht hatte, und mich mit einer

aufrichtigen Entschuldigung nach Middletown zurückzuschicken würde. Ein anderer Teil von mir dachte, ich könnte es vielleicht irgendwie hinkriegen, aber nur mit außerordentlicher Hingabe. Hier waren schließlich die klügsten Studenten der Welt versammelt, und ich gehörte einfach nicht dazu. Aber nichts davon stimmte. Zwar wandelte in den Gängen des Juridicums das ein oder andere seltene Genie, und die meisten meiner Kommilitonen waren klug, aber nicht bedrohlich klug. In den Kursen, bei Debatten und Prüfungen konnte ich mich weitgehend behaupten.

Dennoch ging mir nicht alles leicht

von der Hand. Ich hatte meinen schriftlichen Ausdruck immer für recht gut gehalten. Als ich aber eine schludrige Seminararbeit bei einem berüchtigt strengen Professor einreichte, bekam ich sie mit außergewöhnlich kritischen Kommentaren zurück: »Überhaupt nicht gut«, hatte der Professor auf eine Seite gekritzelt. Auf einer anderen Seite hatte er einen ganzen Abschnitt eingekreist und an den Rand geschrieben: »Das sind ein paar hingekotzte Sätze, die sich als Textabschnitt ausgeben. Korrigieren.« Irgendjemand erzählte mir später, dass dieser Professor der Meinung war, Yale solle nur Studenten

annehmen, die ihren Bachelor an Harvard, Yale, Stanford oder Princeton gemacht hatten: »Es ist nicht unsere Aufgabe, Nachhilfe zu geben, und zu viele dieser Studenten brauchen genau das.«

Genau deshalb bemühte ich mich, seine Meinung von mir zu ändern. Am Ende des Semesters kommentierte er meine Texte mit »ausgezeichnet« und räumte ein, dass er sich bezüglich der großen öffentlichen Universitäten möglicherweise geirrt habe. Gegen Ende des ersten Studienjahrs war ich euphorisch. Ich kam mit meinen Professoren gut zurecht, ich hatte gute Noten, und ich hatte für den Sommer

einen Traumjob: Ich assistierte dem obersten Rechtsberater eines amtierenden amerikanischen Senators.

Doch trotz all der Freude und Aufregung kamen in Yale Zweifel in mir auf, ob ich wirklich dazugehörte. Diese Institution war so viel bedeutender als alles, was ich mir je erträumt hatte. Ich kannte zu Hause nicht einen einzigen Absolventen einer Elite-Uni. Ich war der Erste in meiner engeren Familie, der überhaupt studiert hatte, und der Erste in meiner ganzen Verwandtschaft, der ein weiterführendes Studium aufgenommen hatte. Als ich im August 2010 dort ankam, waren zwei der drei zuletzt

ernannten Richter am Obersten Gerichtshof Yale-Absolventen, ebenso zwei der sechs letzten Präsidenten, von der amtierenden Außenministerin (Hillary Clinton) ganz zu schweigen. Die Rituale von Yale jenseits des eigentlichen Studiums waren bizarr: Cocktail-Empfänge und Bankette, die sowohl dem beruflichen Networking dienten als auch der Anbahnung von Beziehungen. Ich lebte unter frischgebackenen Mitgliedern einer Gruppe, die die Leute zu Hause abfällig als »die Elite« bezeichneten, und von außen betrachtet gehörte ich tatsächlich dazu: Ich bin ein großgewachsener weißer

heterosexueller Mann. Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nicht fehl am Platz gefühlt. Außer in Yale.

Das hat teilweise mit sozialer Herkunft zu tun. Eine Umfrage unter Studenten hat ergeben, dass über fünfundneunzig Prozent der Studenten an der juristischen Fakultät der Yale University der oberen Mittelschicht oder der Oberschicht angehören; die meisten stammen aus eindeutig wohlhabendem Haus. Ich gehörte offensichtlich weder zur oberen Mittelschicht, noch waren meine Eltern reich. An der Yale University gibt es nur sehr wenige Jurastudenten wie mich. Sie sehen vielleicht aus wie ich,

aber trotz der Tatsache, dass sich die Eliteuniversitäten obsessiv um die ethnische Vielfalt ihrer Studentenschaft bemühen, kommt fast jeder dort, egal ob schwarz oder weiß, ob Jude oder Moslem, aus einer intakten Familie, die keine Geldsorgen kennt. Gleich zu Anfang meines ersten Jahres ging ich mit einigen Mitstudenten etwas trinken, und spät in der Nacht beschlossen wir, in einem Hähnchen-Schnellrestaurant in New Haven zu essen. Wir waren ziemlich viele und hinterließen ein Schlachtfeld: schmutzige Teller, Hähnchenknochen, Sahnedressing und Colapfützen auf den Tischen und so weiter. Ich konnte mir nicht vorstellen,

das alles zurückzulassen, damit es irgendtein armer Kerl aufräumte, also blieb ich da. Von den etwa zwölf Kommilitonen half mir nur einer: mein Freund Jamil, der ebenfalls aus ärmeren Verhältnissen stammte. Nachher sagte ich zu Jamil, dass wir an der ganzen Uni wahrscheinlich die Einzigsten seien, die je den Dreck von anderen Leuten aufräumen mussten. Er nickte bloß, in stillem Einverständnis.

Auch wenn meine Erfahrungen einzigartig waren, hatte ich mich in Middletown nie wie ein Fremder gefühlt. Die Eltern der meisten Leute, die ich kannte, hatten nicht studiert. Meine engen Freunde hatten alle Streit

oder Gewalt in ihren Familien erlebt – Scheidungen, Stiefeltern, Trennungen, Väter, die im Gefängnis saßen. Einige Eltern waren Anwälte, Ingenieure oder Lehrer. Mamaw nannte sie die »Reichen«, aber sie waren nie so reich, dass ich sie für grundsätzlich anders hielt. Sie wohnten nicht weit von mir entfernt, ihre Kinder gingen in dieselbe High School wie wir und vertrieben sich mehr oder weniger auf dieselbe Weise die Zeit. Ich kam nie auf den Gedanken, nicht dazuzugehören, selbst dann nicht, wenn ich meine relativ wohlhabenden Freunde zu Hause besuchte.

An der Yale University kam ich mir

vor, als habe mein Raumschiff eine Bruchlandung auf Oz gemacht. Die Studenten erklärten, ohne eine Miene zu verziehen, dass eine Mutter, die Chirurgin war, und ein Vater, der Ingenieur war, der Mittelschicht angehörten. In Middletown überstieg ein Jahresgehalt von 160 000 Dollar jede Vorstellungskraft; an unserer Uni gingen die Studenten davon aus, dass dies nach dem Studium etwa ihr Einstiegsgehalt sein würde. Viele von ihnen machten sich bereits Sorgen, dass es nicht reichte.

Es ging aber nicht nur um Geld – oder die Tatsache, dass ich wenig davon hatte. Es ging um die

Wahrnehmung. An der Yale University spürte ich zum ersten Mal, dass der Weg, den ich gegangen war, andere neugierig machte. Professoren und Kommilitonen schienen ernsthaft an einer Lebensgeschichte interessiert, die mir zumindest oberflächlich betrachtet relativ langweilig vorkam: Ich hatte eine durchschnittliche öffentliche Schule besucht, meine Eltern hatten nicht studiert, ich war in Ohio aufgewachsen. All das traf auf die meisten Leute zu, die ich kannte. An der Uni traf das auf niemanden zu. Selbst mein Dienst bei den Marines war in Ohio nichts Besonderes, aber an der Universität hatten viele meiner

Freunde noch nie etwas mit einem Veteran unserer neueren Kriege zu tun gehabt. Mit anderen Worten: Ich war eine Anomalie.

Das muss nicht unbedingt etwas Negatives sein. In beinahe dem gesamten ersten Jahr genoss ich die Aufmerksamkeit, die daher rührte, dass ich an der juristischen Fakultät der einzige große Marine mit Südstaatenakzent war. Als ich mich aber mit einigen Mitstudenten anfreundete, fiel es mir zusehends schwerer, die Lügen aufrechtzuerhalten, die ich über meine Vergangenheit erzählt hatte. »Meine Mutter ist Krankenschwester«, hatte ich

ihnen erzählt. Aber das stimmte längst nicht mehr. Ich wusste nicht genau, womit mein gesetzlicher Vater – der Mann, dessen Name auf meiner Geburtsurkunde stand – sein Geld verdiente, ich kannte ihn überhaupt nicht. Abgesehen von meinen besten Freunden aus Middletown, denen ich mein Bewerbungssessay für das Jurastudium zu lesen gegeben hatte, wusste niemand von den prägenden Erfahrungen meiner Kindheit und Jugend. An der Yale University beschloss ich, das zu ändern.

Ich bin mir nicht sicher, was zu diesem Sinneswandel führte. Teilweise lag es daran, dass ich mich nicht mehr

schämte: Die Fehler meiner Eltern hatte ich nicht zu verantworten, ich brauchte sie also nicht zu verbergen. Aber was mich mehr als alles andere bewegte, war die Tatsache, dass niemand die überragende Rolle verstand, die meine Großeltern in meinem Leben gespielt hatten. Selbst von meinen engsten Freunden konnte kaum jemand einschätzen, wie unfassbar trostlos mein Leben ohne Mamaw und Papaw gewesen wäre. Vielleicht wollte ich einfach nur die Anerkennung aussprechen, die ihnen gebührte.

Da war noch etwas anderes. Als ich erkannte, wie sehr ich mich von meinen

Kommilitonen unterschied, begann ich erst zu würdigen, wie viel ich mit den Menschen in meiner Heimat gemein hatte. Vor allem aber wurde mir erst richtig klar, welchen Konflikt meine jüngsten Erfolge in mir auslösten. Während einem meiner ersten Besuche zu Hause, als das Semester schon begonnen hatte, fuhr ich an eine Tankstelle in der Nähe von Tante Wees Haus. Die Frau an der Säule neben mir sprach mich an, und ich bemerkte, dass sie ein Yale-T-Shirt trug. »Haben Sie an der Yale University studiert?«, fragte ich. »Nein«, antwortete sie, »aber mein Neffe studiert da. Und Sie?«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Es war dumm – schließlich studierte ihr Neffe da –, aber ich fühlte mich immer noch nicht wohl dabei zuzugeben, dass ich einer dieser Elitestudenten geworden war. Als sie mir von ihrem Neffen erzählte, musste ich mich entscheiden: Studierte ich Jura an der Yale University, oder war ich ein Junge aus Middletown mit Hillbilly-Großeltern? Im ersten Fall hätte ich etwas Nettes über New Haven sagen können, über die Schönheit der Stadt. Im zweiten Fall stand sie auf der anderen Seite einer unsichtbaren Trennwand und war nicht vertrauenswürdig. Bei Cocktail-Partys

und schicken Abendessen lachten sie und ihr Neffe vermutlich über die Schlichtheit der Menschen in Ohio, die sich an ihre Waffen und ihre Religion klammerten. Ich wollte mich mit ihr nicht verbünden. Meine Antwort war ein erbärmlicher Versuch kulturellen Widerstands. »Nein, ich nicht, aber meine Freundin studiert da.« Dann stieg ich in meinen Wagen und fuhr davon.

Es war nicht gerade ein ruhmvoller Moment, aber er wirft ein Licht auf den inneren Konflikt, den mein rapider sozialer Aufstieg zum Vorschein brachte: Ich hatte eine Fremde belogen, um mich nicht wie ein Verräter zu

fühlen. Man kann daraus einige Lehren ziehen, auch etwas, das ich schon angemerkt habe: Eine Folge der Isolation ist, dass man die gewöhnlichen Maßstäbe des Erfolgs nicht nur für unerreichbar hält, sondern für den Besitz von Menschen, die anders sind als wir. Mamaw hatte alles getan, um mich von dieser Haltung abzubringen, und es ist ihr weitgehend gelungen.

Außerdem habe ich gelernt, dass es nicht nur unsere eigenen sozialen Gruppen sind, die die Haltung befördern, dass wir außerhalb der Gesellschaft stehen, nein, es sind auch die Orte und Menschen, mit denen uns

der soziale Aufstieg in Verbindung bringt – wie zum Beispiel der Professor, der meinte, die juristische Fakultät solle keine Studenten von öffentlichen Universitäten annehmen, die nicht ein gewisses Renommee hatten. Es ist unmöglich, die Wirkung zu quantifizieren, die solche Haltungen auf die einfachen Leute haben. Wir wissen, dass ärmere Amerikaner nicht nur seltener die wirtschaftliche Leiter hinaufsteigen, sondern sie auch öfter wieder herunterfallen, wenn sie es einmal nach oben geschafft haben. Ich kann mir vorstellen, dass das Unbehagen, das sie spüren, wenn sie ihre Identität weitgehend aufgeben,

zumindest ein Teil dieses Problems ist. Neben klugem politischem Handeln haben die Mitglieder unserer Oberschicht eine weitere Möglichkeit, die soziale Mobilität zu befördern. Sie sollten den gerade Angekommenen, die noch nicht ganz in ihre Sphäre passen, ihre Herzen öffnen und ihnen zuhören.

Wir singen zwar Loblieder auf die soziale Mobilität, aber sie hat auch ihre Schattenseiten. Der Begriff impliziert eine Art von Bewegung – hin zu einem theoretisch besseren Leben natürlich, aber damit auch weg von etwas anderem. Und die Aspekte eines früheren Lebens, von dem man sich nur langsam löst, hat man nicht immer

vollständig im Griff. In den vergangenen Jahren habe ich in England und in Panama Urlaub gemacht. Ich habe meine Lebensmittel im Biomarkt gekauft. Ich habe Orchesterkonzerte besucht. Ich habe versucht, meine Sucht nach »weiterverarbeiteter Raffinade« zu überwinden, was man wohl auch einfacher sagen könnte. Ich habe mir Gedanken über Rassenvorurteile in meiner eigenen Verwandtschaft und in meinem Freundeskreis gemacht.

Das ist für sich genommen alles nicht schlecht. Das meiste davon ist tatsächlich gut – die Englandreise war ein Kindheitstraum von mir, weniger

Zucker zu essen ist gesund. Gleichzeitig zeigen mir diese Dinge, dass soziale Mobilität nicht nur eine finanzielle oder wirtschaftliche Angelegenheit ist, sondern eine Veränderung des Lebensstils. Die Reichen und die Mächtigen sind nicht nur reich und mächtig, sie haben auch andere Normen und Werte. Wenn man von der Arbeiterschicht in die Welt des Rechts, der Finanzen oder des Gesundheitswesens wechselt, wird beinahe alles, was das alte Leben ausgemacht hat, entwertet: Im besten Fall ist es einfach nicht mehr schick, im schlechtesten Fall ungesund. Nie war das für mich offensichtlicher als an

dem Abend, als ich das erste (und letzte) Mal einen Freund von Yale zu Cracker Barrel mitnahm. In meiner Jugend war diese Restaurantkette mit ihrer Wild-West-Atmosphäre für uns der Gipfel kulinarischer Finesse – Mamaw und Papaw gingen nirgends lieber essen. Für meine Freunde von der Uni war es eine Frittenbude und ein Fall für das Gesundheitsamt.

Das sind zwar nicht gerade tiefgreifende Probleme (und ich würde das leichte Unbehagen bei dem Leben, das ich heute führe, ohne zu zögern wieder in Kauf nehmen, wenn ich alles noch einmal machen könnte), aber als ich begriff, dass ich in dieser neuen

Welt kulturell gesehen so etwas wie ein Außerirdischer war, begann ich ernsthaft über die Fragen nachzudenken, die seit meiner Jugend an mir genagt hatten: Warum hat es außer mir niemand von meiner Schule an eine Elite-Uni geschafft? Warum sind Menschen wie ich an diesen Institutionen so unterrepräsentiert? Warum sind Streit und Gewalt in Familien wie meiner so verbreitet? Warum dachte ich damals, Universitäten wie Yale oder Harvard seien unerreichbar für mich? Warum kamen mir erfolgreiche Menschen so *fremd* vor?

# Kapitel 13

ALS ICH BEGANN, mich eingehender mit meiner Identität zu beschäftigen, verliebte ich mich heftig in eine Kommilitonin namens Usha. Das Schicksal wollte, dass wir einander bei der ersten größeren Hausaufgabe als Partner zugeordnet wurden, weshalb wir im ersten Jahr viel Zeit

miteinander verbrachten und uns gut kennenlernten. Sie wirkte auf mich wie ein genetisches Wunder, verfügte über eine Kombination aller positiven Eigenschaften, die man sich bei einem Menschen nur wünschen kann: Sie war klug, fleißig, groß und wunderschön. Einem Freund sagte ich einmal, dass sie sich hervorragend als Helden in einem Roman von Ayn Rand machen würde, wenn sie den passenden miesen Charakter hätte, aber sie hatte einen großartigen Humor und eine sehr direkte Art zu kommunizieren. Wo andere vielleicht schüchtern gefragt hätten: »Ja, also, könntest du das vielleicht anders formulieren?« oder

»Hast du diese Idee auch mal in Betracht gezogen?«, sagte Usha schlicht: »Ich glaube, den Satz musst du umschreiben« oder »Das ist ein ziemlich schwaches Argument«. In einer Bar sah sie zu einem gemeinsamen Freund auf und sagte ohne einen Hauch von Ironie: »Du hast einen sehr kleinen Kopf.« Jemand wie sie war mir noch nie begegnet.

Ich hatte andere Freundinnen und auch ernsthafte Beziehungen gehabt. Aber Usha besetzte ein emotionales Universum. Ich dachte ständig an sie. Ein Freund meinte, mein Herz sei »angeknackst«, und erklärte, so habe er mich noch nie erlebt.

Gegen Ende unseres ersten Jahres fand ich heraus, dass Usha keinen Freund hatte, und lud sie sofort zum Essen ein. Wir gingen ein einziges Mal aus und flirteten ein paar Wochen lang, dann sagte ich ihr, dass ich in sie verliebt sei. Das war gegen alle Regeln der modernen Partnersuche, die ich als junger Mann gelernt hatte, aber es war mir egal.

Der Geist von Yale war das Meer, und Usha war so etwas wie meine Lotsin. Sie hatte schon ihren Bachelor-Abschluss dort gemacht und kannte die angesagtesten Cafés und Restaurants. Aber ihr Wissen reichte noch viel weiter. Sie verstand instinktiv die

Fragen, die ich nicht einmal zu formulieren in der Lage war, und sie redete mir zu, die Möglichkeiten zu nutzen, von denen ich ebenfalls nicht einmal wusste, dass sie überhaupt existierten. »Geh in die Sprechstunden«, sagte sie etwa. »Die Professoren setzen sich gern mit den Studenten auseinander, das ist einfach Teil der Erfahrung hier.« An einem Ort, der mir immer ein bisschen fremd war, gab mir Ushas Gegenwart das Gefühl, zu Hause zu sein.

Ich kam nach Yale, um Jura zu studieren. Aber in diesem ersten Jahr lernte ich vor allem, dass ich keine Ahnung hatte, wie die Welt funktioniert.

Auf der Suche nach der nächsten Generation talentierter, hochkarätiger Juristen fielen jeden August die Personalleiter der renommiertesten Anwaltskanzleien des Landes in New Haven ein. Die Studenten nannten es FIP – Fall Interview Program –, ein Marathon, der eine Woche lang aus Abendessen, Cocktailempfängen, Unterhaltungen in Hotelsuiten und offiziellen Vorstellungsgesprächen bestand. An meinem ersten FIP-Tag, unmittelbar vor Beginn des zweiten Studienjahrs, hatte ich sechs Vorstellungsgespräche, darunter eins mit meiner absoluten Wunschkanzlei – Gibson, Dunn & Crutcher, LLP –, die

einen kleinen, feinen Standort in Washington, D. C. hatte.

Das Gespräch mit Gibson Dunn verlief gut, weshalb ich eine Einladung zu einem Abendessen in einem der besten Restaurants von New Haven erhielt. Ich hatte gehört, dass dieses Essen, das für mehrere Kandidaten ausgerichtet wurde, eine Art zweites Auswahlgespräch war: Wenn wir nicht witzig waren, charmant und einnehmend, würden wir nie nach D. C. oder New York zum entscheidenden Vorstellungsgespräch eingeladen werden. Als ich im Restaurant ankam, fand ich es zunächst schade, dass ich das teuerste Essen meines Lebens unter

diesem Druck einnehmen musste.

Vor dem Essen wurden wir in einen privaten Bankettraum geführt, wo wir Wein tranken und uns locker unterhielten. Frauen, die ein Jahrzehnt älter waren als ich, kamen mit Weinflaschen, die in feine Tücher gewickelt waren, und fragten alle paar Minuten, ob sie uns nachschenken oder ein neues Glas bringen dürften. Anfangs war ich zu nervös, um etwas zu trinken. Aber schließlich riss ich mich zusammen, und als mir die Kellnerin Wein anbot und fragte, welchen ich haben wolle, sagte ich: »Ich nehm den weißen.« Damit, dachte ich, sei die Sache erledigt.

»Möchten Sie Sauvignon Blanc oder Chardonnay?«

Ich war überzeugt, dass sie sich über mich lustig machte. Aber ich nutzte meine Deduktionsfähigkeiten und erkannte, dass es sich tatsächlich um zwei *verschiedene* Weißweine handelte. Also nahm ich den Chardonnay, nicht weil ich nicht wusste, was Sauvignon Blanc ist (ich wusste es wirklich nicht), sondern weil es einfacher auszusprechen war. Ich hatte gerade den ersten Fauxpas vermieden. Es war allerdings noch früh am Abend.

Bei solchen Veranstaltungen ist es wichtig, einen guten Mittelweg

zwischen Schüchternheit und Anmaßung zu finden. Man will seine Gesprächspartner nicht nerven, aber man will auch nicht, dass sie weiterziehen, ohne deine Hand geschüttelt zu haben. Ich versuchte einfach, ich selbst zu sein. Ich habe mich immer für einen geselligen, aber nicht aufdringlichen Menschen gehalten. Doch die Situation war derart beeindruckend, dass »ich selbst sein« nur bedeuten konnte, mit offenem Mund dazustehen, die Pracht des Restaurants zu bewundern und mich zu fragen, wie viel das alles kostete. *Die Weingläser sehen aus, als wären sie mit Glasreiniger nachgewischt. Der Typ*

*da hat seinen Anzug nicht im Drei-zum-Preis-von-einem-Angebot bei Jos. A. Bank gekauft; sieht aus, als wär der aus Seide; das Tischtuch ist bestimmt weicher als mein Bettlaken; ich muss versuchen, es zu berühren, ohne dass es komisch aussieht.*

Um es kurz zu machen, ich brauchte einen neuen Plan. Als wir uns zum Essen hinsetzten, hatte ich beschlossen, mich auf die vorliegende Aufgabe zu konzentrieren – eine Stelle zu ergattern – und den Sozialtourismus auf später zu verschieben.

Aber nach zwei Minuten war es mit dieser Haltung vorbei. Die Kellnerin kam und fragte, ob ich stilles Wasser

haben wolle oder *sparkling*. Bei dem Ausdruck *sparkling* verdrehte ich die Augen. Das Restaurant war zwar beeindruckend, aber das Wasser als funkelnd zu bezeichnen, als ginge es um ein Kristall oder einen Diamanten, war für mich der Höhepunkt an Aufgeblasenheit. Ich entschied mich trotzdem für *funkelnd*. Vielleicht ist es gesünder, dachte ich – weniger Schadstoffe.

Ich nahm einen Schluck und spuckte es sofort wieder aus. Es war das Ekelhafteste, was ich je getrunken hatte. Ich war einmal bei Subway gewesen, hatte mir eine Cola light gezogen und nicht bemerkt, dass der

Cola-Sirup in der Maschine ausgegangen war. Es hatte genauso geschmeckt wie das Funkelwasser in diesem noblen Schuppen. »Mit meinem Wasser stimmt etwas nicht«, protestierte ich. Die Kellnerin entschuldigte sich und sagte, sie werde mir gleich ein frisches Glas Pellegrino bringen. Erst da begriff ich, dass *sparkling* bedeutete: mit Kohlensäure. Ich wäre am liebsten im Boden versunken, aber glücklicherweise hatte außer einer Kommilitonin niemand mitbekommen, was passiert war. Das hatte ich also geschafft. Jetzt keine Fehler mehr, J. D.

Dann entdeckte ich vor mir auf dem

Tisch eine absurde Anzahl von Instrumenten. Neun Teile Besteck? Warum, fragte ich mich, brauche ich drei Löffel? Warum hatte ich mehrere Buttermesser? Dann fiel mir eine Szene aus einem Film ein, und ich erinnerte mich, dass es gewisse Konventionen gab, was die Anordnung und Größe des Bestecks betraf. Ich entschuldigte mich, ging zur Toilette und rief meine Lotsin an. »Was mache ich mit den ganzen verdammten Gabeln? Ich will mich hier nicht lächerlich machen.« Mit Ushas Erklärung gerüstet – »Du musst sie von außen nach innen benutzen, nimm für jedes Gericht neues Besteck, ach, und der große Löffel ist für die

Suppe« –, kehrte ich an den Tisch zurück. Jetzt war ich bereit, meine zukünftigen Arbeitgeber zu beeindrucken.

Der Rest des Abends verlief ohne weitere Vorkommnisse. Ich unterhielt mich höflich und erinnerte mich noch rechtzeitig an Lindsays Ermahnung, mit geschlossenem Mund zu kauen. An unserem Tisch wurde über Jura gesprochen, über das Studium, die Eigenheiten verschiedener Kanzleien, sogar ein bisschen über Politik. Die Anwerber, mit denen wir aßen, waren sehr nett, und jeder an meinem Tisch bekam ein Stellenangebot – sogar der Typ, der das Funkelwasser ausgespuckt

hatte.

Bei diesem Essen am ersten von fünf aufreibenden Tagen begann ich zu begreifen, dass ich das Innenleben eines Systems sah, das den meisten Menschen meiner Herkunft für immer verborgen bleibt. Unsere Karriereberatungsstelle hatte betont, wie wichtig es sei, natürlich zu sprechen und zu wirken und sich so darzustellen, dass ein Gesprächspartner sich gut vorstellen könne, im Flugzeug neben einem zu sitzen. Das war alles sehr einleuchtend – denn wer möchte schon mit einem Arschloch zusammenarbeiten –, aber es schien mir doch seltsam, dies gerade

an dem, wie ich meinte, wichtigsten Punkt in meiner jungen Karriere zu betonen. In unseren Vorstellungsgesprächen ging es nicht so sehr um Noten oder Lebensläufe, erklärte man uns – da wir von Yale kamen, hatten wir einen Fuß ohnehin schon in der Tür. Die Gespräche waren eher eine Prüfung der Gesellschaftsfähigkeit – ob man dazugehörte, ob man in der Lage war, sich in einer Vorstandskonferenz zu behaupten und Verbindungen zu potentiellen neuen Klienten herzustellen.

Die schwierigste Hürde war die, die ich nicht mehr überwinden musste:

überhaupt vorgelassen zu werden. Die ganze Woche lang staunte ich, wie einfach es war, zu den namhaftesten Juristen des Landes Zugang zu haben. Alle meine Freunde hatten mindestens ein Dutzend solcher Gespräche, die fast immer zu einem Stellenangebot führten. Ich hatte sechzehn Einladungen angenommen, doch am Ende war ich so verwöhnt (und erschöpft) von dem ganzen Prozedere, dass ich zwei Vorstellungstermine absagte. Zwei Jahre zuvor hatte ich mich an Dutzenden von Universitäten beworben, in der Hoffnung, nach dem Studium eine gutbezahlte Stelle zu ergattern, und war überall abgelehnt

worden. Jetzt, nach einem einzigen Jahr an der Yale University, wurden mir und meinen Kommilitonen sechsstellige Jahresgehälter angeboten, von Männern, die vor dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten debattiert hatten.

Es war ziemlich klar, dass hier eine geheimnisvolle Macht am Werk war, und ich hatte sie mir gerade zum ersten Mal zunutze gemacht. Ich war immer davon ausgegangen, dass man online nach Stellenausschreibungen sucht, wenn man Arbeit braucht. Dann schickt man ein Dutzend Lebensläufe ab und hofft, dass jemand anruft. Wenn man Glück hat, hat man vielleicht einen

Freund, der die Bewerbung oben auf den Stapel legen kann. Vielleicht ist es ein bisschen einfacher, wenn man sehr begehrte Qualifikationen mitbringt, zum Beispiel als Wirtschaftsprüfer, aber die Regeln gelten im Grunde für alle gleich.

Der Punkt ist, dass praktisch jeder, der sich an diese Regeln hält, am Ende scheitert. Diese Anwerbungswoche hat mir gezeigt, dass erfolgreiche Menschen an einem ganz anderen Spiel teilnehmen. Sie überfluten den Stellenmarkt nicht mit Lebensläufen in der Hoffnung, dass ihnen irgendein Arbeitgeber die Gnade eines Vorstellungsgesprächs gewährt. Sie

vernetzen sich. Sie schicken dem Freund eines Freundes eine Mail, damit sie ganz bestimmt die verdiente Aufmerksamkeit bekommt. Sie bitten ihre Onkel, alte Studienfreunde anzurufen. Ihre

Karriereberatungsstellen vereinbaren Monate im Voraus Gesprächstermine für sie. Sie haben Eltern, die ihnen sagen, was sie anziehen, wie sie sich benehmen, mit wem sie sich unterhalten sollen.

Das bedeutet nicht, dass die Studienleistungen oder die Vorstellungsgespräche selbst irrelevant sind. Natürlich sind diese Dinge wichtig. Aber das, was

Wirtschaftswissenschaftler soziales Kapital nennen, ist enorm wertvoll. Es ist ein Professorenbegriff, aber eigentlich ist das Konzept sehr einfach: Die Netzwerke von Menschen und Institutionen, die uns umgeben, haben echten wirtschaftlichen Wert. Sie verbinden uns mit den richtigen Leuten, stellen sicher, dass wir gute Chancen haben, und liefern wertvolle Informationen. Wenn wir sie nicht haben, sind wir auf uns allein gestellt.

Ich habe das bei einem der letzten Gespräche im Marathon der FIP-Woche auf die harte Tour gelernt. Zu diesem Zeitpunkt waren die Gespräche schon wie eine kaputte Schallplatte. Ich

wurde nach meinen Interessen gefragt, nach meinem Lieblingskurs, der Fachrichtung, die ich einzuschlagen gedachte. Dann wurde ich gefragt, ob ich irgendwelche Fragen hätte. Nach einem Dutzend Anläufen hatte ich meine Antworten perfektioniert, und meine Fragen wirkten, als sei ich ein erfahrener Endabnehmer von Kanzleinachrichten. In Wahrheit hatte ich weder eine Ahnung, was ich machen, noch, in welcher Weise ich mich spezialisieren wollte. Ich war mir nicht einmal sicher, was meine Fragen über »Kanzleikultur« und »Ausgewogenheit zwischen Privat- und Berufsleben« eigentlich genau

bedeuteten. Das Ganze war eine Art Zirkus. Aber ich kam nicht wie ein Arschloch rüber, und deshalb lief alles prima.

Dann wurde ich plötzlich vor den Kopf gestoßen. Der letzte Anwerber stellte mir eine Frage, auf die ich nicht gefasst war: Warum wollte ich eigentlich in einer Anwaltskanzlei arbeiten? Es war eine einfache Frage, aber ich hatte mich so daran gewöhnt, über mein gerade aufkeimendes Interesse am Kartellrecht zu sprechen (ein Interesse, das ich mehr oder weniger aus dem Hut gezaubert hatte), dass ich seltsam unvorbereitet war. Im Prinzip war es zum Lachen. Ich hätte

sagen sollen, dass ich von den Besten lernen, dass ich dort arbeiten wolle, wo es um viel ging. Ich hätte alles sagen können, nur nicht das, was aus meinem Mund kam: »Weiß ich eigentlich nicht, aber die Bezahlung ist nicht schlecht! Ha ha!« Mein Gesprächspartner sah mich an, als hätte ich drei Augen; der Fehler war nicht mehr wettzumachen.

Ich war mir sicher, dass ich erledigt war. Ich hatte das Gespräch auf schlimmstmögliche Weise verpatzt. Aber hinter den Kulissen telefonierte schon eine Professorin, die mir ein Empfehlungsschreiben gegeben hatte. Sie erklärte dem Kanzleipartner, der

für Einstellungen zuständig war, dass ich sehr klug sei, ein guter Junge, der einmal ein ausgezeichneter Anwalt sein würde. »Die hat richtig von dir geschwärmt«, hörte ich später. Als die Anwerber also anriefen, um die nächsten Gespräche anzusetzen, schaffte ich es in die zweite Runde. Am Ende bekam ich die Stelle, obwohl ich in dem Teil des Bewerbungsprozesses, den ich für den wichtigsten gehalten hatte, kläglich gescheitert war. Manchmal ist es wichtiger, Glück zu haben, als gut zu sein. Und die richtigen Beziehungen zu haben ist offenbar besser als beides zusammen.

An der juristischen Fakultät der Yale

University ist die Macht der Beziehungen wie die Luft, die wir atmen – sie ist so allgegenwärtig, dass man sie beinahe übersehen könnte. Gegen Ende des ersten Jahres arbeiteten die meisten von uns an dem Essaywettbewerb des *Yale Law Journal*. Das *Journal* veröffentlicht längere juristische Analysen, hauptsächlich für ein akademisches Publikum. Die Artikel lesen sich wie Thermostatanleitungen, sie sind trocken, formelhaft und teilweise in einer anderen Sprache. (Ein Beispiel: »Auch wenn eine Bewertungsskala vielversprechend ist, zeigen wir, dass der regulatorische Entwurf, die

Umsetzung und die Durchführung beträchtliche Mängel aufweisen: Jurisdiktionen leisten hier mehr Pfusch als Husch.«) Das mag alles sehr lustig klingen, aber ein Platz im Herausgebergremium des *Journal* ist eine ernste Angelegenheit. Für einige potentielle Arbeitgeber ist es bei weitem die wichtigste Zusatzqualifikation; es gibt Kanzleien, die nur Leute aus diesem Gremium einstellen.

Manche von uns hatten das Studium schon mit dem Ziel begonnen, den Sprung ins *Yale Law Journal* zu schaffen. Der Wettbewerb begann im April. Einige hatten bereits im März

wochenlange Vorbereitungen hinter sich. Ein Freund von mir hatte auf den Ratschlag von Absolventen hin (mit denen er eng befreundet war) schon vor Weihnachten mit dem Lernen begonnen. Die Alumni der erlesenen Beraterfirmen kamen zusammen, um sich gegenseitig über die Techniken der Herausgeberschaft auszufragen. Ein Student aus dem zweiten Jahr half seinem alten Zimmerkameraden aus Harvard (der in meinem Jahrgang war), eine Lernstrategie für die letzten Monate vor der Prüfung auszuarbeiten. An jedem Punkt zapften die Leute Freundeskreise und Absolutennetzwerke an, um alles

über die wichtigste Prüfung unseres ersten Jahres in Erfahrung zu bringen.

Ich hatte keine Ahnung, was da los war. Eine Alumni-Verbindung der Ohio State University gab es nicht – als ich ankam, war ich in der ganzen juristischen Fakultät einer von zwei Studenten, die von dort stammten. Ich vermutete, dass das *Journal* wichtig war, weil Sonia Sotomayor, eine Richterin am Obersten Gerichtshof, dem Gremium angehört hatte. Ich wusste aber nicht, warum es wichtig war. Ich wusste nicht einmal, wozu dieses *Journal* überhaupt gut war. Der ganze Vorgang war für mich eine Black Box, und niemand, den ich kannte, hatte

den Schlüssel für die Kiste.

Es gab offizielle Informationskanäle. Aber sie sandten widersprüchliche Botschaften aus. Yale ist stolz auf seinen Ruf, ein Jurastudium anzubieten, in dem Stress und Konkurrenz keinen Platz haben. Leider manifestiert sich dieses Ethos manchmal in verwirrenden Angaben. Niemand schien zu wissen, was diese Qualifikation wirklich wert war. Man sagte uns, dass das *Journal* einen enormen Karriereschub bedeute, dass es aber andererseits gar nicht so wichtig sei. Wir sollten uns deswegen keinen Stress machen, ohne diese Qualifikation hätten wir allerdings auf

bestimmte Stellen keine Chance. Was eindeutig stimmte, war, dass die Mitgliedschaft in diesem Gremium im Hinblick auf viele Karrierewege und Interessen nur Zeitverschwendung war. Ich wusste aber nicht, auf welche Karrierewege das zutraf. Und ich war mir nicht sicher, wie ich es herausfinden könnte.

Ungefähr zu dieser Zeit schaltete sich Amy Chua, eine meiner Professorinnen, ein und erklärte mir genau, wie die Sache lief: »Die Mitarbeit am *Journal* ist wichtig, wenn du für einen Richter arbeiten willst oder eine akademische Laufbahn planst. Sonst ist es Zeitverschwendug. Aber wenn du dir

nicht sicher bist, was du machen willst, dann versuch es einfach.«

Das war genau der Ratschlag, den ich brauchte. Ich versuchte es, weil ich noch nicht wusste, was ich später machen wollte. Im ersten Jahr schaffte ich es zwar nicht, dafür aber im zweiten: Ich wurde Mitherausgeber dieser renommierten Zeitschrift. Aber darum geht es mir gar nicht. Wichtig war, dass ich mit Hilfe einer Professorin die Informationslücke geschlossen hatte. Es war, als hätte ich neu sehen gelernt.

Dies war nicht das einzige Mal, dass mir Amy half, unbekanntes Terrain zu erobern. Das Jurastudium ist ein drei

Jahre andauernder Hindernislauf voller Entscheidungen, die das Leben und die berufliche Laufbahn betreffen. Einerseits ist es nett, so viele Möglichkeiten zu haben. Andererseits hatte ich keine Ahnung, was ich mit diesen Möglichkeiten anstellen sollte oder welche von ihnen meinen langfristigen Zielen dienten. Teufel, ich hatte noch nicht mal ein langfristiges Ziel. Ich wollte einfach nur zu Ende studieren und eine gute Stelle finden. Ich hatte die vage Vorstellung, in den Staatsdienst zu gehen, sobald ich die Schulden für meine Studiengebühren abbezahlt hatte. Aber eine bestimmte Laufbahn hatte ich nicht im Sinn.

Das Leben bleibt aber nicht stehen. Ich hatte mich gerade erst für die Arbeit in einer Kanzlei entschieden, als meine Kommilitonen anfingen, über ihre Bewerbungen für Referendariate zu sprechen. Das einjährige Referendariat bei einem Bundesrichter ist eine phantastische Erfahrung für einen jungen Anwalt: Referendare lesen Gerichtsakten, sie recherchieren Rechtsfragen für den Richter und helfen sogar, richterliche Entscheidungen zu entwerfen. Ehemalige Referendare berichten durch die Bank mit Begeisterung von der Erfahrung, und Firmen im Privatsektor zahlen oft Zehntausende Dollar Antrittsboni für

Bewerber, die kurz zuvor ein Referendariat abgeschlossen haben.

Das war es, was ich über Referendariate wusste, und es stimmte alles. Aber mein Wissen war auch sehr oberflächlich, denn die Suche nach einer Referendarstelle ist viel komplexer. Zuerst muss man entscheiden, für welche Art von Gericht man arbeiten will: eins mit vielen eigenen Prozessen oder eins, das die Berufungen der unteren Instanzen anhört? Dann muss man entscheiden, in welcher Region des Landes man sich bewerben will. Wenn man später für den Obersten Gerichtshof arbeiten will, erhöht man

seine Chancen, indem man sich bei bestimmten Richtern bewirbt, die einen »weiterreichen« können. Wie nicht anders zu erwarten, bewerben sich bei diesen Richtern besonders viele Kandidaten, man geht also ein gewisses Risiko ein, wenn man die Entscheidung eines solchen Richters abwartet – wenn man die Wette gewinnt, steht man mit einem Bein schon in den Kammern des höchsten Gerichts unseres Landes; wenn man verliert, steht man am Ende ohne Referendariat da. Zu diesen Faktoren kommt als Sahnetüpfelchen noch die Tatsache, dass man mit diesen Richtern eng zusammenarbeiten muss. Und

niemand möchte ein Jahr darauf verschwenden, sich von einem Arschloch in schwarzer Robe heruntermachen zu lassen.

Nichts davon steht in irgendeiner Datenbank. Es gibt keine zentrale Auskunft darüber, welche Richter nett sind, welche ihre Referendare an das Oberste Gericht empfehlen und welche Art von Arbeit – Prozesse oder Berufungen – man machen muss. Tatsächlich gilt es als unziemlich, über diese Dinge zu sprechen. Wie fragt man einen Professor, ob die Richterin, die er empfiehlt, nett ist? Das ist komplizierter, als es auf den ersten Blick scheint.

Um also diese Informationen zu bekommen, muss man das Geflecht gesellschaftlicher Beziehungen nutzen – Studentenvereinigungen, Freunde, die Referendariate gemacht haben, die wenigen Professoren, die bereit sind, schonungslos ehrliche Ratschläge zu geben. Zu diesem Zeitpunkt in meinem Studium hatte ich begriffen, dass es nur eine Möglichkeit gibt, Netzwerke zu nutzen: Man muss fragen. Also fragte ich. Amy Chua erklärte mir, dass ich mir nicht die Mühe machen solle, mich bei einem Richter mit Draht zum Obersten Gerichtshof zu bewerben, denn diese Qualifikation würde mir bei meinen Zielen wenig nützen. Aber ich

insistierte, bis sie schließlich nachgab und versprach, mich bei einem mächtigen Bundesrichter zu empfehlen, der beste Beziehungen zu mehreren Richtern des Obersten Gerichtshofs hatte.

Ich sandte meine Unterlagen ein: einen Lebenslauf, eine sauber nachbereitete Hausarbeit und eine Bekundung meines brennenden Interesses. Ich wusste nicht, warum ich das tat. Vielleicht lag es an meinem Südstaatenakzent und den fehlenden Familienverbindungen, vielleicht glaubte ich beweisen zu müssen, dass ich an der Universität dazugehörte. Vielleicht war es auch nur Herdentrieb.

Wie auch immer, ich *musste* diese Qualifikation haben.

Ein paar Tage nachdem ich meine Unterlagen eingereicht hatte, rief mich Amy zu sich ins Büro und teilte mir mit, ich sei in der engeren Auswahl. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Ich wusste, dass ich die Stelle bekommen würde, wenn man mich zu einem Gespräch einlud. Und ich wusste, dass ich diese Einladung nur bekommen würde, wenn sie meiner Bewerbung genügend Nachdruck verlieh.

Jetzt lernte ich, was soziales Kapital wirklich wert ist. Ich will damit nicht sagen, dass meine Professorin einfach zum Hörer griff und dem Richter sagte,

dass er mich einladen sollte. Denn zuerst erklärte sie, dass sie ein ernstes Wort mit mir zu reden habe. Sie wirkte plötzlich richtig bedrückt: »Ich glaube nicht, dass du das aus den richtigen Gründen machst. Ich glaube, du machst es nur, um es in deinen Lebenslauf schreiben zu können. Das kann man machen, aber diese Qualifikation dient deinen Karrierezielen eigentlich gar nicht. Wenn du nicht vorhast, große Fälle vor dem Obersten Gericht zu verhandeln, dann solltest du auf diese Stelle nicht so scharf sein.«

Dann erklärte sie mir, wie schwer es sein würde, für diesen Richter zu arbeiten. Er verlangte extrem viel.

Seine Referendare nahmen in dem ganzen Jahr nicht einen Tag frei. Dann wurde sie persönlich. Sie wusste, dass ich eine neue Freundin hatte und ganz verrückt nach ihr war. »So ein Referendariat kann Beziehungen zerstören. Wenn du meinen Rat hören willst, dann sage ich dir, dass Usha dir wichtiger sein sollte. Finde einen Weg, der tatsächlich zu dir passt.«

Das war der beste Ratschlag, den mir je jemand gegeben hat – ich befolgte ihn. Ich zog meine Bewerbung zurück. Wer weiß, ob ich diese Stelle bekommen hätte, wahrscheinlich war ich mir meiner Sache zu sicher. Meine Noten und mein Lebenslauf waren gut,

aber nicht überragend. Amys Rat jedoch verhinderte eine Entscheidung, die mein Leben verändert hätte. Er verhinderte, dass ich mich Tausende von Meilen von der Frau entfernte, die ich später heiraten sollte. Und vor allem erlaubte er mir, meinen Platz in dieser unvertrauten Institution zu akzeptieren – es war in Ordnung, wenn ich meinen eigenen Weg ging, es war in Ordnung, wenn die Frau für mich wichtiger war als irgendein kurzfristiges Karriereziel. Meine Professorin gab mir die Erlaubnis, ich zu sein.

Es ist schwer, den Wert dieses Ratschlags in Geld zu bemessen. Dass

er einen handfesten wirtschaftlichen Wert hatte, ist aber nicht zu leugnen. Soziales Kapital manifestiert sich nicht nur darin, dass dich irgendjemand einem Freund empfiehlt oder einem ehemaligen Chef deinen Lebenslauf in die Hand drückt. Es zeigt sich vielleicht sogar vornehmlich darin, wie viel wir durch unsere Freunde, Kollegen und Mentoren lernen. Ich wusste damals nicht, was Priorität haben sollte, und ich wusste nicht, dass mir andere, bessere Wege offenstanden. Ich lernte diese Dinge durch mein Netzwerk – genauer gesagt, durch eine sehr großzügige Professorin.

Beim Thema soziales Kapital lerne

ich noch immer dazu. Eine Zeitlang schrieb ich für die Website von David Frum, einem Journalisten und Meinungsführer, der heute für *The Atlantic* schreibt. Als ich mich für eine Kanzlei in D. C. entschieden hatte, schlug er eine andere vor, wo zwei seiner Freunde aus der Bush-Regierung kurz zuvor als Seniorpartner eingestiegen waren. Einer dieser Freunde lud mich zu einem Gespräch ein und wurde ein wichtiger Mentor, als ich in der Kanzlei anfing. Später traf ich diesen Mann bei einer Tagung an der Yale University wieder, wo er mich Mitch Daniels, einem alten Kumpel, vorstellte, der unter Bush im

Weißen Haus gearbeitet hatte (und einer meiner politischen Helden war). Ohne Davids Zuspruch wäre ich nie in dieser Kanzlei gelandet, und ich hätte nie mit dem Politiker – wenn auch kurz – gesprochen, den ich am meisten bewunderte.

Ich entschied mich trotzdem für ein Referendariat. Aber statt die Sache im Blindflug anzusteuern, wurde ich mir bewusst, was ich eigentlich damit erreichen wollte. Ich wollte für jemanden arbeiten, den ich respektierte, ich wollte möglichst viel lernen, und ich wollte bei Usha bleiben. Also beschlossen wir, das Referendariat gemeinsam zu machen.

Wir landeten im nördlichen Kentucky, nicht weit von meiner Heimat entfernt. Besser hätte es nicht kommen können. Wir mochten die Richter, für die wir arbeiteten, so sehr, dass wir sie baten, gemeinsam unsere Trauung zu vollziehen.

Dies ist nur eine Variante, wie die Welt der Erfolgreichen tatsächlich funktioniert. Aber soziales Kapital ist überall. Diejenigen, die es zu nutzen wissen, kommen voran. Diejenigen, die es nicht tun, haben im Wettlauf des Lebens ein beträchtliches Handicap. Für Menschen, die aufwachsen wie ich, ist das ein ernstes Problem. Hier ist eine unvollständige Liste all dessen,

was ich nicht wusste, als ich mein Jurastudium aufnahm:

*Dass man bei einem Vorstellungsgespräch einen Anzug trägt.*

*Dass es unangebracht ist, einen Anzug zu tragen, der groß genug ist, um einen Silberrücken zu bedecken.*

*Dass ein Buttermesser nicht nur Dekoration ist (wo doch alles, was man mit einem Buttermesser machen kann, auch mit einem Löffel oder einem Zeigefinger erledigt werden kann).*

*Dass Kunstleder und Leder unterschiedliche Materialien sind.*

*Dass man Schuhe und Gürtel aufeinander abstimmen sollte.*

*Dass bestimmte Städte und Bundesstaaten bessere berufliche Aussichten bieten.*

*Dass ein gutes College nicht nur zum Angeben taugt, sondern weitere Vorteile hat.*

*Dass die Finanzindustrie ein Sektor ist, in dem Menschen beschäftigt sind.*

Mamaw hatte immer etwas gegen das Klischee des Hillbillys – die Vorstellung, dass die Welt, der wir entstammten, von sabbernden Volltrotteln bevölkert war. Aber es ist eine Tatsache, dass ich in Bezug auf meine Möglichkeiten erstaunlich ahnungslos war. Es kann ernsthafte finanzielle Konsequenzen haben, wenn man die Dinge nicht weiß, die andere wissen. In Columbus hatte mich meine Unwissenheit eine Stelle gekostet (offenbar sind Kampfstiefel und Khakihose keine geeignete Kleidung für ein Vorstellungsgespräch) und hätte mich im Jurastudium noch viel mehr gekostet, wenn ich nicht ein paar Leute

gehabt hätte, die mir bei jedem Schritt halfen.

# Kapitel 14

ALS ICH DAS ZWEITE JAHR meines Jurastudiums begann, hatte ich das Gefühl, angekommen zu sein. Ich hatte den Sommer über im Senat in Washington gearbeitet und kehrte nun mit einer Menge neuer Freunde und Erfahrungen nach New Haven zurück. Ich hatte diese wunderschöne Freundin,

und eine tolle Stelle in einer angesehenen Kanzlei war mir so gut wie sicher. Ich wusste, dass jemand, der aufwächst wie ich, es eigentlich nicht so weit bringen durfte, und ich gratulierte mir dazu, dass ich es jeder Statistik zum Trotz geschafft hatte. Ich war besser als meine Herkunft: besser als Mom und ihre Sucht und besser als die Vaterfiguren, die mich im Stich gelassen hatten. Ich bedauerte nur, dass Mamaw und Papaw nicht da waren, um es mitzuerleben.

Aber es gab Anzeichen, dass die Dinge nicht ganz so gut liefen, wie ich dachte, vor allem in meiner Beziehung zu Usha. Wir waren erst seit wenigen

Monaten zusammen, als sie zufällig auf eine Analogie stieß, die perfekt auf mich passte. Ich sei eine Schildkröte, meinte sie. »Jedes Mal, wenn irgendetwas Unangenehmes passiert – selbst der leiseste Hauch einer Missstimmung –, ziehst du dich komplett zurück. Es ist, als hättest du einen Panzer, in dem du dich versteckst.«

Sie hatte recht. Ich hatte keine Ahnung, wie man mit Beziehungsproblemen umging, und deshalb ließ ich mich einfach nicht auf sie ein. Ich hätte sie anschreien können, wenn sie etwas tat, was ich nicht mochte, aber das wäre gemein

gewesen. Oder ich konnte mich zurückziehen und weglauen. Das waren sozusagen die Pfeile, die ich im Köcher hatte, andere hatte ich nicht. Der Gedanke, mich mit ihr zu streiten, offenbarte einen Sumpf all der Eigenschaften, von denen ich eigentlich geglaubt hatte, ich hätte sie nicht geerbt: Gereiztheit, Schwermut, Angst, Beklemmung. Es war alles da, und es kam *knüppeldick*.

Also versuchte ich zu entkommen, aber Usha ließ mich nicht los. Ich versuchte mehrmals, alles zu zerstören, aber sie meinte, das sei dummm, es sei denn, ich liebte sie nicht. Also brüllte ich, schrie herum. Ich tat all das, was

ich bei meiner Mutter so gehasst hatte. Und dann hatte ich ein schlechtes Gewissen und war zutiefst verängstigt. All diese Jahre hatte ich Mom als eine Art Scheusal hingestellt. Und jetzt verhielt ich mich wie sie. Nichts ist so furchteinflößend wie die Vorstellung, so zu werden wie das Ungeheuer, das du in deinem Keller weggeschlossen hast.

In diesem zweiten Jahr fuhren Usha und ich nach D. C. zu weiteren Gesprächen mit einigen Kanzleien. Ich war niedergeschlagen, als ich in unser Hotelzimmer zurückkehrte, weil ich bei einer Kanzlei, für die ich wirklich gern gearbeitet hätte, keine gute Figur

gemacht hatte. Als Usha mich zu trösten versuchte und sagte, dass ich es wahrscheinlich besser als erwartet gemeistert hätte, dass dies nicht aller Tage Abend sei, selbst wenn ich es verbockt hätte, ging ich an die Decke: »Sag mir nicht, dass ich's gut gemacht habe!«, brüllte ich. »Das ist nur eine Rechtfertigung für Schwäche. Ich bin aber noch nicht an diesem Punkt, wo ich Rechtfertigungen suche, weil ich versagt habe.«

Ich stürmte aus dem Zimmer und verbrachte die nächsten zwei Stunden damit, durch das Geschäftsviertel von Washington zu laufen. Mir fiel ein, wie Mom mich und unseren Zwergpudel

nach einem Ehekrach mit Bob ins Comfort Inn in Middletown gebracht hatte. Wir blieben zwei Tage dort, bis Mamaw Mom davon überzeugt hatte, dass sie nach Hause zurückkehren und ihren Problemen wie eine Erwachsene ins Auge sehen müsse. Und ich dachte daran, wie Mom in ihrer eigenen Kindheit mit ihrer Mutter und Schwester durch die Hintertür abgehauen war, um einer weiteren Schreckensnacht mit ihrem trinkenden Vater zu entkommen. Ich war ein Wegläufer der dritten Generation.

Ich war in der Nähe von Ford's Theatre, dem historischen Ort, an dem John Wilkes Booth Abraham Lincoln

erschossen hatte. Einen halben Straßenblock entfernt gibt es einen kleinen Eckladen, in dem man Lincoln-Souvenirs kaufen kann. Eine große aufblasbare Puppe von Lincoln steht darin, die den Passanten mit einem außerordentlich breiten Grinsen hinterhersieht. Ich hatte das Gefühl, dass mich diese Puppe verhöhnte. *Warum zum Teufel grinst der?*, dachte ich. Lincoln war ohnehin ein Melancholiker, und wenn es einen Ort gab, der ihn zum Lächeln brachte, dann sicherlich nicht dieser, einen Steinwurf von der Stelle entfernt, an der ihm jemand eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte.

Ich ging um die Ecke und entdeckte nach ein paar Schritten Usha, die auf den Stufen des Ford's Theatre saß. Sie war mir hinterhergelaufen, sie hatte Angst gehabt, mich allein zu lassen. Da erkannte ich, dass ich ein Problem hatte – dass ich mich mit dem konfrontieren musste, was in unserer Familie seit Generationen dazu führte, dass wir diejenigen verletzen, die wir lieben. Ich entschuldigte mich übermäßig bei Usha. Ich war sicher, sie würde mir sagen, ich solle mich ins Knie ficken, dass es Tage dauern würde, wiedergutzumachen, was ich angerichtet hatte, dass sie mich für einen schrecklichen Menschen hielt.

Eine aufrichtige Entschuldigung ist eine Unterwerfung, und wenn jemand sich unterwirft, dann muss man ihm den Todesstoß versetzen.

Aber Usha hatte daran kein Interesse. Sie erklärte mir ruhig und unter Tränen, dass es niemals hinnehmbar sei, einfach zu verschwinden, dass sie Angst gehabt habe, dass ich lernen müsse, mit ihr zu reden. Dann zog sie mich an sich und sagte mir, dass sie meine Entschuldigung annehme und froh sei, dass nichts passiert sei. Das war alles.

Usha hatte nicht in der Schule der Hillbillys gelernt, wo nur die harten Schläge zählen. Als ich an

Thanksgiving zum ersten Mal zu ihrer Familie mitfuhr, staunte ich, dass es keinen Streit gab. Ushas Mutter beklagte sich nicht über ihren Vater hinter seinem Rücken. Niemand deutete an, dass enge Freunde der Familie Lügner oder Verräter seien, es gab keine bösen Worte zwischen einer verheirateten Frau und ihrer Schwägerin. Die Eltern schienen Ushas Großmutter wirklich zu mögen, und über Ushas Geschwister sprachen sie sehr liebevoll. Als ich ihren Vater fragte, was mit einem Verwandten sei, der relativ wenig Kontakt zur Familie hatte, erwartete ich eine Tirade über seine Charakterschwächen. Was ich

aber hörte, war Mitgefühl und ein wenig Trauer und die Lehre, die er fürs Leben daraus gezogen hatte: »Ich rufe ihn immer noch regelmäßig an. Man kann Verwandte nicht einfach über Bord werfen, nur weil sie sich nicht für dich zu interessieren scheinen. Man muss es immer wieder versuchen, sie gehören schließlich zur Familie.«

Ich versuchte es mit einer Therapie, aber das fand ich dann doch zu bizarr. Mir wurde schlecht bei dem Gedanken, mit einem Fremden über meine Probleme reden zu müssen. Stattdessen ging ich in die Bibliothek, und da lernte ich, dass ein Verhalten, wie ich es für ganz normal gehalten hatte, von

Wissenschaftlern sehr intensiv erforscht und diskutiert wurde. Psychologen bezeichnen das, was Lindsay und ich tagtäglich erlebt hatten, als »widrige Kindheitserfahrungen« (adverse childhood experience, kurz ACE). ACEs sind traumatische Kindheitserlebnisse, und ihre Folgen reichen bis weit ins Erwachsenenalter. Das Trauma muss nicht körperlich sein. Die folgenden Ereignisse oder Gefühle gehören zu den häufigsten ACEs:

- von den Eltern beschimpft, beleidigt oder gedemütigt zu werden
- geschubst oder gepackt zu werden oder mit etwas beworfen zu werden

- zu spüren, dass die Familie sich nicht gegenseitig stützt
- in Scheidung oder Trennung lebende Eltern zu haben
- bei einem Alkoholiker oder Drogensüchtigen zu leben
- bei jemandem zu leben, der Depressionen hat oder Suizid versucht
- zu sehen, wie ein geliebter Mensch körperlich misshandelt wird

ACEs gibt es überall, in jeder sozialen Gruppe. Aber Studien haben ergeben, dass sie in meiner Ecke der demographischen Welt besonders verbreitet sind. Eine Studie des

Wisconsin Children's Trust Fund zeigt, dass unter Menschen, die mindestens ein Grundstudium absolviert haben (also alles oberhalb der Arbeiterschicht), weniger als die Hälfte mit solchen Ereignissen konfrontiert waren. Dagegen hatten Menschen aus bildungsfernen Schichten mindestens ein ACE, und vierzig Prozent hatten mehrere. Das ist wirklich frappant – vier von zehn Angehörigen der Arbeiterschicht sind in ihrer Kindheit mehrfach traumatisiert worden. Für die andere Gruppe lag diese Zahl bei neunundzwanzig Prozent.

Ich unterzog Tante Wee, Onkel Dan,

Lindsay und Usha einem Test, den Psychologen anwenden, um die Anzahl der ACEs zu messen, der eine Person ausgesetzt war. Tante Wee kam auf einen Wert von sieben – höher noch als Lindsay und ich, die jeweils auf sechs kamen. Dan und Usha – die beide aus Familien stammen, die beinahe befremdend nett sind – kamen jeweils auf einen Wert von null. Die Ausnahmen waren diejenigen, die kein Kindheitstrauma hatten.

Kinder mit mehreren ACEs haben eher mit Angststörungen und Depressionen zu tun, sie leiden unter Herzkrankungen und Fettleibigkeit und sind anfälliger für bestimmte Arten

von Krebs. Ihre schulischen Leistungen sind im Durchschnitt schlechter, und als Erwachsene leben sie seltener in stabilen Beziehungen. Selbst lautes Schimpfen kann das Geborgenheitsgefühl eines Kindes zerstören und zu psychischen Störungen und Verhaltensauffälligkeiten im späteren Leben führen.

Kinderärzte der Harvard-Universität haben die Auswirkungen von Kindheitstraumata auf die Psyche untersucht. Zusätzlich zu den gesundheitlichen Spätfolgen fanden die Ärzte heraus, dass Stress die Hirnchemie eines Kindes nachhaltig verändern kann. Es sind schließlich

physiologische Reaktionen, die den Stress auslösen. Er entsteht, wenn Adrenalin und andere Hormone unser System fluten, normalerweise als Antwort auf einen bestimmten Stimulus. Es ist die klassische Fight-or-Flight-Reaktion, von der wir schon in den ersten Schuljahren hören. Sie kann bei ganz normalen Leuten zu unglaublichen Kraftakten und Heldenataten führen. So können Mütter plötzlich schwere Gegenstände anheben, wenn ihre Kinder darunter feststecken, und eine unbewaffnete ältere Frau kann mit bloßen Händen einen Puma in die Flucht schlagen, um ihren Ehemann zu retten.

Leider ist die Fight-or-Flight-Reaktion eine zerstörerische Kraft, wenn sie unser ständiger Begleiter ist. Wie Dr. Nadine Burke Harris erklärt, ist die Reaktion großartig, »wenn man im Wald ist und einen Bären vor sich hat. Das Problem ist, wenn der Bär jeden Abend aus der Kneipe nach Hause kommt.«<sup>24</sup> Wenn das der Fall ist, übernimmt der Sektor des Gehirns, der eigentlich nur bei äußerst stressvollen Situationen aktiv wird, wie die Wissenschaftler aus Harvard herausgefunden haben. »Signifikanter Stress in der frühen Kindheit (...) führt zu einer überreaktiven oder chronisch aktivierten physiologischen

Stressreaktion, die das Risiko von Angst und innerer Unruhe erhöht.«<sup>25</sup> Bei einem Kind, das aufwächst wie ich, ist der Teil des Gehirns, der Stress und Konflikt verarbeitet, dauerhaft aktiviert – der Schalter ist für immer umgelegt. Wir sind ständig bereit, zu kämpfen oder zu fliehen, weil wir dem Bären immer ausgesetzt sind, egal ob dieser Bär ein Alkoholiker ist oder eine unzurechnungsfähige Mutter. Wir sind für den Streit vorprogrammiert. Und das bleibt auch so, wenn es nichts mehr gibt, worüber zu streiten wäre.

Es geht nicht nur um Streit. Egal wie man es misst, amerikanische Arbeiterfamilien sind in einer Weise

instabil, die weltweit einzigartig ist. Zum Beispiel die Vaterfiguren, die meine Mutter reihenweise angeschleppt hat: In keinem anderen Land gibt es so etwas. In Frankreich beträgt der Prozentsatz der Kinder, die drei oder mehr Partnern ihrer Mutter ausgesetzt sind, 0,5 Prozent. Der zweithöchste Wert ist 2,6 Prozent, in Schweden, das ist etwa ein Kind von vierzig. In den USA liegt der Wert bei schockierenden 8,2 Prozent, und in der Arbeiterschicht sogar noch höher. Das Deprimierende daran ist, dass Instabilität in der Beziehung, wie überhaupt chaotische häusliche Verhältnisse, ein Teufelskreis ist. Wie die Soziologen Paula Fornby

und Andrew Cherlin herausgefunden haben, legen »immer mehr Studien nahe, dass sich Kinder, die mehrere Übergänge in der Familienstruktur erleben, schlechter entwickeln als solche, die in stabilen Haushalten mit zwei Elternteilen aufwachsen, und möglicherweise sogar noch schlechter als Kinder von Alleinerziehenden«.<sup>26</sup>

Für viele Kinder ist Flucht der erste Impuls, aber Menschen, die auf den Ausgang zutaumeln, finden meist nicht den richtigen. Das ist der Grund, warum sich meine Tante mit sechzehn in einer Ehe mit einem brutalen Mann wiederfand. Das ist der Grund, warum meine Mutter, die zweitbeste

Absolventin ihres High-School-Jahrgangs, ein Baby hatte und geschieden war, aber nicht einen Fuß in ein College gesetzt hatte, bevor ihre Teenagerjahre zu Ende waren. Vom Regen in die Traufe. Chaos erzeugt Chaos. Instabilität erzeugt Instabilität. Willkommen im Familienleben des amerikanischen Hillbillys.

Die Vergangenheit zu verstehen und zu wissen, dass ich trotzdem nicht gescheitert war, gab mir die Hoffnung und die Kraft, mich den Dämonen meiner Jugend zu stellen. Es mag zwar wie ein Klischee klingen, aber die beste Medizin war, mit den Leuten zu sprechen, die wussten, wovon ich

redete. Ich fragte Tante Wee, ob sie ähnliche Erfahrungen in ihren Beziehungen gemacht hätte, und sie antwortete beinahe reflexartig: »Natürlich. Ich war immer bereit, mich mit Dan anzulegen. Manchmal bereitete ich mich auf einen großen Krach vor – ich ging sogar körperlich in Angriffsstellung –, aber dann hörte er einfach auf zu reden.« Ich war schockiert. Von allen Menschen, die ich kenne, führen Tante Wee und Dan die beste Ehe. Selbst nach zwanzig Jahren gehen sie noch miteinander um, als hätten sie sich letztes Jahr erst kennengelernt. Tante Wee erzählte, ihre Ehe sei noch besser geworden, als sie

begriffen habe, dass sie nicht immer auf der Hut zu sein brauche.

Lindsay erzählte mir dasselbe. »Wenn ich mich mit Kevin gestritten habe, habe ich ihn immer beleidigt; dann habe ich ihn rausgeschmissen, weil er eh abhauen wollte. Er hat mich immer gefragt: ›Was ist denn eigentlich los mit dir? Warum streitest du dich mit mir, als wär ich dein Feind?‹« Die Antwort ist, dass es in unserem Haus oft schwer war, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Aber nach sechzehn Jahren Ehe ist Lindsay immer noch verheiratet.

Ich dachte viel über mich nach – über das, was meine Gefühle auslöste,

was ich in achtzehn Jahren zu Hause gelernt hatte. Ich verstand, dass ich Entschuldigungen misstraute, weil sie oft dazu dienten, einem ein falsches Gefühl von Sicherheit zu geben und jemanden verletzbar zu machen. Es war ein »Tut mir leid«, das mich überzeugt hatte, an jenem Schicksalstag ein Jahrzehnt zuvor in den Wagen meiner Mutter zu steigen. Und ich begann zu verstehen, warum ich Worte als Waffen einsetzte: Alle um mich herum machten es so; es war eine Überlebensstrategie. Meinungsverschiedenheiten waren Krieg, nur der Sieg zählte.

Es dauerte, bis ich all das wieder verlernt hatte. Es fiel mir lange schwer,

Konflikte auszuhalten und gegen die statistische Wahrscheinlichkeit anzugehen, die mich manchmal zu erdrücken schien. Manchmal hilft es zu wissen, dass ich, statistisch gesehen, im Gefängnis sitzen oder mein vierter uneheliches Kind zeugen müsste. Und manchmal macht es die Sache schwerer – Ehekrach und Zerrüttung wirken dann wie ein Schicksal, dem ich nicht entkommen kann. In meinen schlimmsten Momenten bin ich überzeugt, dass es keinen Ausweg gibt, dass meine alten Dämonen, sosehr ich mich auch gegen sie wehre, genauso genetisch sind wie meine blauen Augen und braunen Haare. Die traurige

Wahrheit ist, dass ich es ohne Usha nicht schaffen würde. Selbst zu meinen besten Zeiten bin ich eine tickende Zeitbombe – es braucht Geschicklichkeit und Präzision, um mich zu entschärfen. Nicht nur habe ich gelernt, mich zu beherrschen, Usha hat auch gelernt, mit mir umzugehen. Wenn man zwei Menschen wie mich in ein Haus steckt, hat man eine wahrlich radioaktive Situation. Kein Wunder, dass jeder von meinen Verwandten, dem es gelungen ist, eine stabile Familie zu gründen – Tante Wee, Lindsay, meine Cousine Gail –, jemanden geheiratet hatte, der nicht aus unserer kleinen Welt stammte.

Diese Erkenntnis zerstörte die Lebenserzählung, die ich für mich entworfen hatte. In meinem Kopf war ich besser als meine Geschichte. Ich war stark. Ich verließ meine Heimatstadt, sobald ich konnte. Ich diente meinem Land bei den Marines, war ein ausgezeichneter Student an der Ohio State University und schaffte es in die beste juristische Fakultät des Landes. Ich hatte keine Dämonen, keine Charakterschwächen, keine Probleme. Aber das stimmte einfach nicht. Das, wonach ich mich auf der ganzen Welt am meisten sehnte – eine glückliche Partnerin, ein glückliches Zuhause –, erreichte ich nur durch ständige

mentale Anstrengung. Mein Selbstbild war Verbitterung, die als Arroganz daherkam. Am Anfang meines zweiten Jahres im Jurastudium hatte ich seit Monaten nicht mit meiner Mutter gesprochen, länger als je zuvor in meinem Leben. Ich bemerkte, dass ich bei all den Gefühlen, die ich meiner Mutter entgegengebracht hatte – Liebe, Mitleid, Vergebung, Wut, Hass und Dutzende andere –, es nie mit Anteilnahme versucht hatte. Ich hatte nie probiert, sie zu verstehen. Das höchste, was ich bisher an Mitgefühl aufgebracht hatte, war, zu denken, dass sie an einem schrecklichen genetischen Defekt litt, den ich hoffentlich nicht

geerbt hatte. Als ich Moms Verhalten dann zunehmend bei mir selbst entdeckte, versuchte ich, sie zu verstehen.

Onkel Jimmy erzählte mir, dass er einmal vor langer Zeit in eine Diskussion zwischen Mamaw und Papaw hineingeplatzt war. Mom war mal wieder in finanziellen Schwierigkeiten, sie mussten ihr aushelfen. Diese Rettungsaktionen waren nicht selten, und sie waren zumindest theoretisch immer an Bedingungen geknüpft. Sie dürfe nicht mehr so viel ausgeben, sagten sie ihr dann, und sie entwarfen einen Haushaltsplan, an den sie sich halten

sollte. Der Plan war der Preis dafür, dass sie ihr halfen. Als sie dasaßen und darüber sprachen, legte Papaw sein Gesicht in die Hände und tat etwas, das er vor Onkel Jimmy noch nie getan hatte: Er weinte. »Ich war nicht für sie da«, rief er immer wieder. »Ich war nicht für sie da, ich war für mein kleines Mädchen nicht da.«

Papaws seltene Erschütterung wirft für Hillbillys wie mich eine wichtige Frage auf: Wie viel von unserem Leben, von dem Guten wie dem Schlechten, sollen wir unseren persönlichen Entscheidungen zuschreiben, und wie viel davon ist einfach das Erbe des Milieus, der

Familien, der Eltern, die für ihre Kinder nicht da waren? Inwieweit ist Mom für ihren eigenen Lebensweg verantwortlich? Wo hört die Schuldzuweisung auf, wo beginnt die Anteilnahme?

Jeder von uns hat eine Meinung dazu. Onkel Jimmy winkt ab bei dem Gedanken, dass Papaw für Moms Entscheidungen verantwortlich sei. »Er war sehr wohl für sie da. Was mit ihr passiert ist, war ihre eigene verdammte Schuld.« Tante Wee sieht das sehr ähnlich, und wer könnte es ihr verdenken? Sie ist nur neunzehn Monate jünger als Mom, und sie erlebte Mamaw und Papaw von ihrer

schlimmsten Seite und machte selbst genug Fehler, aber am Ende kriegte sie die Kurve. Wenn sie es geschafft hat, dann hätte Mom es auch schaffen müssen. Lindsay hat etwas mehr Verständnis, sie meint, dass Moms Leben, wie unser Leben auch, eigene Dämonen auf den Plan gerufen habe. Aber gleichzeitig sagt sie, man dürfe nicht alles wegerklären, man müsse irgendwann auch die Verantwortung übernehmen.

Ich selbst sehe beide Seiten. Was man auch über die Rolle ihrer Eltern in Moms Leben sagen kann, der ständige Streit und der Alkoholismus haben sie sicherlich stark belastet. Schon als

Kinder reagierten Mom und meine Tante unterschiedlich darauf. Während Tante Wee ihre Eltern anflehte, sich zu beruhigen, oder ihren Vater provozierte, um den Druck von der Mutter zu nehmen, versteckte sich Mom oder lief weg, oder sie warf sich einfach auf den Boden und hielt sich die Ohren zu. Sie konnte nicht so gut damit umgehen wie ihre Schwester und ihr Bruder. In gewisser Hinsicht ist Mom diejenige unter den Geschwistern, die im statistischen Spiel verloren hat. Die Familie Vance kann sich sogar glücklich schätzen, dass in diesem Spiel nur einer verloren hat.

Was ich mit Sicherheit weiß, ist, dass Mom keine bösartige Frau ist. Sie liebt Lindsay und mich. Sie hat verzweifelt versucht, eine gute Mutter zu sein. Manchmal gelang es ihr, manchmal nicht. Sie versuchte, in der Liebe und in der Arbeit ihr Glück zu finden, aber sie gehorcht zu oft der falschen Stimme in ihrem Kopf. Trotzdem trägt sie den größten Teil der Schuld. Keine Kindheit gibt einem Menschen eine immer wieder neu einzulösende moralische Du-kommst-aus-dem-Gefängnis-frei-Karte – nicht Lindsay, nicht Tante Wee, nicht mir und nicht Mom.

In meinem ganzen Leben gab es

niemanden, der eine derart intensive emotionale Reaktion in mir hervorrufen konnte wie Mom, nicht einmal Mamaw. Als ich klein war, liebte ich sie so sehr, dass ich einmal einem anderen Kindergartenkind mitten ins Gesicht schlug, weil er sich über ihren Regenschirm lustig gemacht hatte. Jedes Mal, wenn ich sah, wie sie von neuem ihrer Sucht erlag, spürte ich nur noch Hass, und manchmal wünschte ich mir, sie würde so viele Drogen nehmen, dass Lindsay und ich sie für immer los wären. Wenn sie nach einer weiteren gescheiterten Beziehung heulend im Bett lag, war mein Zorn so groß, dass ich hätte morden können.

Gegen Ende des Jurastudiums rief mich Lindsay an und erzählte, dass Mom an einer neuen Drogen Gefallen gefunden hatte – Heroin – und einen weiteren Entzug versuchen wollte. Mom hatte so viele Entzugskuren hinter sich, sie hatte so viele Nächte wegen irgendwelcher Drogen nahezu bewusstlos im Krankenhaus verbracht, dass mich diese Nachricht eigentlich nicht hätte überraschen oder verstören dürfen. Aber »Heroin« hat einfach eine andere Aura, es ist wie das »Kentucky Derby« der Drogenwelt. Als ich von Moms neuester Drogenvorliebe erfuhr, war ich wochenlang bedrückt, vielleicht, weil die letzte Hoffnung

verloren war.

Das Gefühl, das Mom damals in mir auslöste, war weder Hass noch Liebe noch Wut, sondern Angst. Angst um ihr Leben. Angst, weil Lindsay sich jetzt wieder um Moms Probleme kümmern musste, während ich Hunderte von Meilen weit weg war. Vor allem aber Angst, dass ich alldem doch nicht entkommen war. Ich stand kurz davor, das Jurastudium an der Yale University abzuschließen, ich hätte eigentlich voller Glück und Zuversicht sein müssen. Stattdessen stellte ich mir dieselben Fragen wie seit fast einem Jahr: Können Menschen wie wir uns wirklich ändern?

Zu Ushas und meiner Abschlussfeier kam eine ganze Truppe: achtzehn Verwandte, darunter Denise, die Tochter von Mamaws Bruder David, und Gail, die Tochter von Onkel Pet. Auch Ushas Eltern – wundervolle, wenn auch zurückhaltende Menschen im Vergleich zu meinen Verwandten – hatten die Reise auf sich genommen. Es war das erste Mal, dass ihre Familie auf meine traf. Wir rissen uns zusammen und benahmen uns. (Allerdings war das, was Denise über einige moderne »Kunstwerke« im Museum zu sagen hatte, nicht gerade elegant!)

Moms neueste Suchepisode endete,

wie alle geendet hatten: in einer Art nervösem Waffenstillstand. Sie war nicht dabei, als ich mein Diplom bekam, aber sie nahm zu diesem Zeitpunkt auch keine Drogen. Das war eine Situation, mit der ich leben konnte. Sonya Sotomayor, die Richterin am Obersten Gericht, war die Hauptrednerin; sie meinte, es sei nicht schlimm, wenn wir noch nicht genau wüssten, was wir mit unserem Leben anfangen wollten. Ich glaube, dass sie die berufliche Laufbahn meinte, aber für mich hatte ihre Rede eine viel tiefergehende Bedeutung. Ich hatte an der Universität sehr viel über Gesetze gelernt. Aber ich hatte auch verstanden,

dass diese neue Welt mir immer ein wenig fremd bleiben würde und dass ich als Hillbilly manchmal nicht zwischen Liebe und Krieg unterscheiden konnte. Als wir unsere Diplome in Händen hielten, war mir das noch längst nicht ganz klar.

## Anmerkungen zum Kapitel

- [24.](#) Radiointerview auf NPR  
(»American Life«)
- [25.](#) American Academy of Pediatrics:  
*The Lifelong Effects of Early Childhood Adversity and Toxic*

## *Stress, 2012*

26. Paula Fomby, Andrew J. Cherlin:  
»Family Instability and Child Well-  
Being«, *AM Social Rev.*, April  
2007, 72 (2), S. 181–204  
([www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles](http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles),

# Kapitel 15

ES WAREN DIE VERDAMMTEN SPINNEN, die ich nie vergessen werde. Wirklich große Spinnen, wie Taranteln oder so. Ich stand am Fenster eines dieser herabgewirtschafteten Motels, nur eine dicke Glasscheibe trennte mich von einer Frau (die sicher nicht Hotelwirtschaft studiert hatte). Das

Licht aus ihrem Büro beleuchtete ein paar Spinnweben zwischen dem Gebäude und einer behelfsmäßigen Markise, die nur darauf wartete, über mir zusammenzustürzen. Auf jedem Netz saß mindestens eine gigantische Spinne, und ich fürchtete, dass mir eine dieser grässlichen Kreaturen ins Gesicht springen und mein Blut saugen könnte, wenn ich zu lange wegsah. Ich habe eigentlich keine Angst vor Spinnen, aber diese waren *riesig*.

Ich hätte überhaupt nicht hier sein sollen. Ich hatte mein ganzes Leben so strukturiert, dass ich Orte dieser Art meiden konnte. Als ich mich entschied, meine Heimatstadt zu verlassen,

»abzuhauen«, waren es genau solche Orte, denen ich zu entkommen suchte. Es war nach Mitternacht. Im Schein der Straßenlaterne war die Silhouette eines Mannes zu erkennen, der halb in seinem Wagen saß. Die Tür stand offen, seine Füße hingen heraus, und in seinem Arm steckte etwas, das nur eine Spritze sein konnte. Ich hätte schockiert sein sollen, aber ich war schließlich in Middletown. Erst wenige Wochen zuvor hatte die Polizei eine bewusstlose Frau in einer Autowaschanlage entdeckt. Auf dem Beifahrersitz lagen ein Löffel und ein Tütchen Heroin, die Nadel steckte noch in ihrem Arm.

Das jämmerlichste Bild an diesem Abend aber gab die Frau an der Rezeption ab. Sie war vielleicht vierzig, aber alles an ihr – das lange, graue fettige Haar, der zahnlose Mund, die finstere Miene, die sie wie einen Mühlstein trug – schrie heraus, dass sie viel älter war. Sie hatte ein zweifellos schweres Leben gehabt. Ihre Stimme klang kindlich, beinahe wie die eines Babys. Sie war schwach, kaum hörbar und ausgesprochen traurig.

Ich gab der Frau meine Kreditkarte, worauf sie eindeutig nicht vorbereitet war. »Eigentlich bezahlen die Leute hier bar«, erklärte sie. Ich antwortete: »Das weiß ich, aber wie ich schon am

Telefon gesagt habe, ich bezahle mit Karte. Ich kann aber zum Geldautomaten gehen, wenn es Ihnen lieber ist.« – »Oh, tut mir leid, das habe ich wohl vergessen. Ist schon in Ordnung, wir haben hier irgendwo so eine Maschine.«

Also holte sie eines dieser uralten Geräte hervor, die einen Abdruck der Karte auf einem gelben Zettel machen. Als ich ihr die Karte reichte, schienen mich ihre Augen anzuflehen, als sei sie in ihrem eigenen Leben gefangen. »Angenehmen Aufenthalt«, sagte sie, was mir seltsam vorkam. Ich hatte ihr erst eine Stunde vorher am Telefon gesagt, dass das Zimmer nicht für mich

sei, sondern für meine obdachlose Mutter. »Ja, gut«, sagte ich. »Danke.«

Ich hatte das Jurastudium an der Yale University absolviert, war ehemaliger Herausgeber des *Yale Law Journal* und ein ordentliches Mitglied der Anwaltskammer. Zwei Monate zuvor hatten Usha und ich im Osten von Kentucky geheiratet, an einem wunderschönen Tag. Meine ganze Verwandtschaft war gekommen, wir hatten beide den Namen Vance angenommen – wodurch ich zum ersten Mal den Nachnamen der Familie trug, zu der ich gehörte. Ich hatte eine gute Stelle, wir hatten ein Haus gekauft, wir liebten uns und lebten in einer Stadt,

die ich großartig fand: Cincinnati. Usha und ich waren nach dem Studium für unsere einjährigen Referendariate dort hingezogen und hatten uns mit unseren beiden Hunden ein eigenes Zuhause geschaffen. Ich war auf Erfolgskurs. Ich hatte es geschafft. Ich träumte den amerikanischen Traum.

Zumindest sah es von außen so aus. Aber der soziale Aufstieg ist niemals ein sauberer Schnitt, und die Welt, die ich hinter mir gelassen habe, holt mich doch immer wieder ein. Ich weiß nicht mehr, wie genau es dazu kam, dass ich vor diesem Hotel stand, aber das, was an der Geschichte entscheidend ist, habe ich nicht vergessen. Mom hatte

einen Rückfall gehabt. Sie hatte einige Erbstücke von ihrem fünften Ehemann gestohlen, um Drogen zu kaufen (medizinische Opiate, glaube ich), und er hatte reagiert, indem er sie aus dem Haus schmiss. Sie ließen sich scheiden, und meine Mutter wusste nicht, wohin sie gehen sollte.

Ich hatte geschworen, meiner Mutter nie wieder zu helfen, aber die Person, die diesen Schwur geleistet hatte, war eine andere gewesen. Ich entdeckte gerade zögerlich und unter Vorbehalten den christlichen Glauben wieder, den ich vor Jahren abgelegt hatte. Zum ersten Mal überhaupt hatte ich verstanden, wie tief die Wunden

waren, die Mom als Kind davongetragen hatte. Und mir war klargeworden, dass solche Wunden niemals vollständig heilen, nicht einmal meine eigenen. Als ich also am Telefon hörte, dass Mom in Schwierigkeiten war, fluchte ich nicht leise in den Hörer und legte auf, sondern bot ihr meine Hilfe an.

Ich versuchte, ein Hotel in Middletown anzurufen und meine Kreditkarteninformationen durchzugeben. Das Zimmer sollte hundertfünfzig Dollar die Woche kosten, ich dachte mir, dass uns dies ein wenig Zeit geben würde, um darüber nachzudenken, wie es

weitergehen sollte. Aber sie nahmen meine Karte am Telefon nicht an. Also fuhr ich um elf Uhr abends an einem Dienstag von Cincinnati nach Middletown (hin und zurück jeweils eine Stunde), um meine Mutter vor der Obdachlosigkeit zu bewahren.

Mein Plan war eigentlich relativ simpel: Ich würde Mom genug Geld geben, damit sie wieder auf die Beine kam. Sie sollte sich eine Wohnung suchen und sparen, bis sie sich die abgelaufene Krankenschwesterlizenz wieder leisten konnte, und dann sollte alles seinen Gang gehen. Ich nahm mir vor, in der Zwischenzeit ihre Geldangelegenheiten zu überwachen,

um sicherzustellen, dass sie clean blieb und finanziell auf dem richtigen Weg war. Es erinnerte mich an die vielen »Pläne«, die Mamaw und Papaw sich ausgedacht hatten, aber ich redete mir ein, dass es diesmal anders laufen werde.

Ich würde gern sagen, dass es mir leichtfiel, Mom zu helfen. Dass ich mit meiner Vergangenheit bis zu einem gewissen Grad Frieden geschlossen hatte und nun die Möglichkeit sah, ein Problem zu beseitigen, das mich seit meiner Grundschulzeit geplagt hatte. Ich würde gern sagen, dass ich, bewehrt mit einem Maß an Einfühlung und Verständnis für Moms eigene

Kindheitssituation, in der Lage war, sie geduldig im Kampf gegen ihre Sucht zu unterstützen. Aber Tatsache ist, dass es mir schwerfiel, mich um das Zimmer in diesem schäbigen Motel zu kümmern. Und es verlangte mehr Geduld und mehr Zeit von mir, ihre finanziellen Angelegenheiten zu überwachen, als ich hatte.

Gott sei Dank brauche ich mich vor meiner Mutter nicht mehr zu verstecken. Aber ich kann auch nicht alles in Ordnung bringen. Ich kann jetzt wütend sein, weil Mom dieses Leben für sich gewählt hat, und zeitgleich Mitgefühl haben, weil sie ihre Kindheit nicht gewählt hat. Ich kann ihr im

Rahmen meiner Möglichkeiten helfen, wenn ich die finanziellen und emotionalen Reserven habe, so für sie zu sorgen, wie es angemessen ist. Aber ich merke auch, dass ich an meine eigenen Grenzen stoße, dass ich bereit bin, mich von Mom zu lösen, wenn der Einsatz für sie bedeutet, dass ich zu wenig Geld habe, um meine eigenen Rechnungen zu bezahlen, oder zu wenig Geduld für die Menschen, die mir in meinem Leben am wichtigsten sind. Das ist das prekäre Gleichgewicht, das ich gefunden habe, und im Moment funktioniert es ganz gut.

Manchmal werde ich gefragt, ob es etwas gibt, das man tun kann, um die

Probleme in meinem Milieu zu »lösen«. Ich weiß, wonach gesucht wird: eine magische politische Formel oder ein innovatives staatliches Programm. Aber diese Problemlage, ein Komplex aus familiären, religiösen und kulturellen Aspekten, ist nicht wie ein Zauberwürfel, und ich glaube nicht, dass Lösungen (so wie der Begriff meist verstanden wird) wirklich existieren. Ein guter Freund, der eine Zeitlang im Weißen Haus gearbeitet hat und den die Misere der Arbeiterschicht zutiefst bekümmert, hat einmal gesagt: »Am besten betrachten wir das Problem wohl, indem wir erkennen, dass wir es wahrscheinlich nicht

beheben können. So etwas wird es immer geben. Aber vielleicht kann man den Leuten, die auf der Kippe stehen, einen kleinen Schubs geben.«

Von vielen dieser Schubser habe ich profitiert. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, sticht vor allem ins Auge, wie viele Variablen zu meinen Gunsten ausfallen mussten, damit ich eine Chance bekam. Da war die ständige Anwesenheit meiner Großeltern, selbst als meine Mutter und mein Stiefvater wegzogen, um ihren Einfluss zu begrenzen. Trotz des Karussells potentieller Vaterfiguren war ich oft von fürsorglichen und liebevollen Männern umgeben. Trotz

ihrer Fehler zog es mich durch Mom zu Bildung. Meine Schwester beschützte mich selbst dann noch, als ich ihr körperlich bereits überlegen war. Dan und Tante Wee hießen mich in ihrem Haus willkommen, als ich mich nicht einmal traute zu fragen. Und schon lange davor waren sie es, die als Erste eine glückliche, liebevolle Ehe vorlebten. Und es gab Lehrer, entfernte Verwandte und Freunde, denen mein Schicksal nicht egal war.

Wenn man nur einen dieser Menschen aus der Gleichung gestrichen hätte, wäre es vermutlich böse für mich ausgegangen. Andere Menschen, die sich gegen alle Wahrscheinlichkeit

behaupten konnten, berichten von ähnlichen Interventionen. Jane Rex leitet an der Appalachian State University das Büro, das Studienortwechsler betreut. Sie wuchs wie ich in einer Arbeiterfamilie auf und war die Erste in ihrer Familie, die studierte. Sie ist außerdem seit beinahe vierzig Jahren verheiratet und hat drei Kinder großgezogen, die ihren Weg gemacht haben. Fragt man sie, was in ihrem Leben den Ausschlag gegeben hat, erzählt sie von der stabilen Familie, die sie gestärkt hat und ihr das Gefühl gab, ihre eigene Zukunft gestalten zu können. Und sie erzählt, wie wichtig es gewesen sei, genug von

der Welt zu sehen, um Ehrgeiz zu entwickeln. »Ich glaube, man braucht gute Rollenvorbilder. Der Vater einer guten Freundin war Bankdirektor, so lernte ich andere Dinge kennen. Ich wusste, dass man auch anders leben kann. Und nur weil ich dem ausgesetzt war, konnte ich mir etwas anderes erträumen.«

Meine Cousine Gail ist einer meiner Lieblingsmenschen: Sie ist eine der Ältesten in der Generation meiner Mutter, der Blanton-Enkel. Gails Leben ist der amerikanische Traum schlechthin: Sie hat ein wunderschönes Haus und drei tolle Kinder, sie führt eine glückliche Ehe, und sie verhält

sich wie eine Heilige. Abgesehen von Mamaw Blanton, einer regelrechten Göttin in den Augen ihrer Enkel und Urenkel, habe ich noch nie gehört, dass jemand als »die netteste Person der Welt« bezeichnet wird. Gail hat diese Bezeichnung absolut verdient.

Ich ging immer davon aus, dass Gail ihr märchenhaftes Leben von ihren Eltern hatte. *Kein Mensch kann so nett sein*, dachte ich immer, besonders nicht jemand, der eine wirklich schwere Kindheit hatte. Aber Gail war eine Blanton und im Kern ein Hillbilly, und ich hätte eigentlich wissen müssen, dass kein Hillbilly das Erwachsenenalter erreicht, ohne auf

dem Weg ein paarmal richtig auszurutschen. Gail hatte emotional in ihrer Kindheit einiges zu ertragen. Sie war sieben, als ihr Vater die Familie sitzenließ. Mit siebzehn schloss sie die Schule ab, sie plante ein Studium an der Miami University. Aber da war ein Haken. »Mom wollte mir das Studium nur erlauben, wenn ich mit meinem Freund Schluss machte. Also zog ich am Tag nach meinem Schulabschluss von zu Hause aus, und im August war ich schwanger.«

Es dauerte nicht lange, bis ihr Leben aus den Fugen geriet. Rassistische Vorurteile kamen hoch, als sie erklärte, dass ein schwarzes Baby unterwegs

sei. Aus der Ankündigung wurde Streit, schließlich stand Gail ohne Familie da. »Meine Verwandten meldeten sich alle nicht mehr«, erzählte sie mir. »Meine Mutter sagte, sie wolle nie wieder meinen Namen hören.«

Da sie sehr jung war und keinerlei Unterstützung durch die Familie erfuhr, ist es nicht verwunderlich, dass ihre Ehe bald zerbrach. Aber Gails Leben war inzwischen wesentlich komplizierter geworden. Sie hatte nicht nur ihre Familie verloren, sie hatte auch eine kleine Tochter, die auf sie angewiesen war. »Das hat mein Leben vollständig umgekrempelt – Mutter zu sein, das war jetzt mein

Selbstverständnis. Ich war vorher vielleicht so was wie ein Hippie, aber jetzt hatte ich Regeln: keine Drogen, kein Alkohol, nichts, was dazu hätte führen können, dass mir das Jugendamt mein Baby wegnimmt.«

Das war also Gail: eine alleinerziehende Mutter, gerade erst volljährig. Sie hatte keine Familie, kaum jemanden, der ihr half. Viele hätten unter solchen Bedingungen nicht durchgehalten, aber jetzt übernahm der Hillbilly in ihr das Steuer. »Papa war praktisch nicht da«, erinnerte sich Gail, »eigentlich schon seit Jahren nicht. Und mit meiner Mutter sprach ich ja nicht. Viel hatte ich von ihnen nicht gelernt,

aber eines fiel mir ein: dass man alles erreichen kann, wenn man sich nur anstrengt. Ich wollte dieses Baby, ich wollte, dass es irgendwie klappt. Und das habe ich geschafft.« Sie fand eine Stelle bei einer Telefongesellschaft, arbeitete sich hoch und konnte später sogar studieren. Als sie zum zweiten Mal heiratete, war sie schon mächtig auf der Erfolgsspur. Die vorbildliche Ehe, die sie mit ihrem zweiten Mann Allan führt, vervollständigt nur das ohnehin gelungene Bild.

Wo ich aufgewachsen bin, stoße ich immer wieder auf die eine oder andere Version dieser Geschichte. Man sieht, wie Teenager in Schwierigkeiten

geraten, manchmal aus eigener Schuld und manchmal eben nicht. Die Statistik spricht eindeutig gegen sie, und viele gehen unter. Sie werden kriminell und sterben im schlimmsten Fall früh. Wenn sie Glück haben, bleibt es später nur bei Ehestreit und dem Leben von Sozialhilfe. Aber andere schaffen es: zum Beispiel Jane Rex. Oder Lindsay, die aufblühte, gerade als Mamaw starb; oder Tante Wee, die ihr Leben in den Griff bekam, nachdem sie sich von einem brutalen Ehemann getrennt hatte. Jeder von ihnen profitierte auf diese oder jene Weise von vergleichbaren Erfahrungen. Es gab jemanden in ihrer Familie, auf den sie sich verlassen

konnten. Sie sahen durch das Vorbild eines Freundes der Familie, eines Onkels oder eines Mentors, was möglich war.

Kurz nachdem ich mich mit der Frage zu beschäftigen begann, wie die amerikanische Arbeiterschicht gefördert werden könnte, veröffentlichte ein Team von Ökonomen, darunter Raj Chetty, eine bahnbrechende Studie über soziale Aufstiegschancen in den USA. Wenig überraschend war, dass sie herausfanden, wie gering die Wahrscheinlichkeit war, dass ein Kind aus armen Verhältnissen in der amerikanischen Meritokratie aufsteigt –

geringer nämlich, als es uns lieb sein kann. Wenn man dieser Statistik folgt, verwirklichen viele europäische Länder den amerikanischen Traum besser als Amerika. Vor allem aber entdeckten sie, dass die Chancen im ganzen Land sehr ungleich verteilt waren. In Utah, Oklahoma oder Massachusetts zum Beispiel waren die Chancen durchaus gut – gut oder besser als an irgendeinem anderen Ort der Welt. Aber im Süden, im Rust Belt und in den Appalachen hatten die Kinder der ärmeren Schichten wirklich zu kämpfen. Die Ergebnisse der Studie verblüfften viele, aber nicht mich. Und auch sonst niemanden, der einige Zeit

in diesen Regionen verbracht hat.

In einem Artikel, in dem sie die Daten analysieren, machen Chetty und seine Koautoren zwei wichtige Faktoren aus, die die ungleichmäßige geographische Verteilung von Aufstiegschancen erklären: erstens den Anteil Alleinerziehender und zweitens die räumliche und gesellschaftliche Trennung von Arm und Reich. Wer von Armut umgeben ist und in einer Gegend aufwächst, in der die meisten Kinder nur einen Elternteil haben, hat wirklich sehr beschränkte Möglichkeiten. Es bedeutet, dass man diesem Milieu kaum entkommen kann, es sei denn, man hat jemanden wie Mamaw und

Papaw, der dafür sorgt, dass man seinen Weg geht. Es bedeutet, dass man niemanden hat, der einem zeigt, was geschieht, wenn man hart arbeitet und sich weiterbildet. Es bedeutet im Prinzip, dass all das fehlt, was es mir, Lindsay, Gail, Jane Rex und Tante Wee ermöglicht hat, ein gewisses Quäntchen Glück zu finden. Und deshalb wunderte es mich auch nicht, dass der Mormonenstaat Utah – mit einer starken religiösen Gemeinschaft, einer gut durchmischten Sozialstruktur und intakten Familien – den postindustriellen Staat Ohio in der Studie um Längen schlug.

Ich denke, man kann aus meinem

Leben durchaus einige politische Lehren ziehen – wie man den Menschen in entscheidenden Momenten den richtigen Schubs gibt. Wir können etwas daran ändern, wie Jugendämter mit Familien wie meiner umgehen. Man erinnere sich daran, dass ich mit zwölf zuschauen musste, wie meine Mutter im Streifenwagen abtransportiert wurde. Ich hatte schon vorher gesehen, wie sie verhaftet wurde, aber ich spürte, dass es diesmal anders war. Die Maschinerie hatte uns jetzt erfasst, wir bekamen Besuch von Sozialarbeitern und hatten Pflichttermine bei der Familienberatung. Und ein Gerichtstermin hing über mir wie ein

Fallbeil. Angeblich waren die Sozialarbeiter dazu da, mich zu beschützen, aber sehr früh in diesem Verfahren wurde deutlich, dass sie Hindernisse waren, die es zu überwinden galt. Als ich erklärte, dass ich die meiste Zeit bei meinen Großeltern verbrachte und es gern weiter so halten würde, antworteten sie, dass das Gericht einer solchen Regelung nicht unbedingt zustimmen müsse. Aus Sicht des Gesetzes war meine Großmutter eine Pflegemutter ohne Ausbildung und ohne Lizenz. Wenn das Verfahren meiner Mutter schlecht lief, konnte es passieren, dass ich nicht Mamaw, sondern irgendeiner

Pflegefamilie zugeteilt würde. Die Vorstellung, von allen und allem, was ich liebte, getrennt zu werden, war schrecklich. Also hielt ich den Mund, sagte den Sozialarbeitern, alles sei in Ordnung, und hoffte bei der Verhandlung, dass ich meine Familie nicht verlieren würde.

Diese Hoffnung zahlte sich aus – Mom kam nicht ins Gefängnis, und ich durfte bei Mamaw bleiben. Die Regelung war informell: Ich durfte zu Mom gehen, wenn ich wollte, aber bei Mamaw war ich immer willkommen. Das Durchsetzen dieser Regelung gestaltete sich ebenso informell: Mamaw hätte jeden umgebracht, der es

gewagt hätte, mich von ihr fernzuhalten. Das funktionierte, weil Mamaw wahnsinnig war und von der gesamten Verwandtschaft gefürchtet wurde.

Nicht jeder kann sich darauf verlassen, von einem verrückten Hillbilly gerettet zu werden. Die Jugendämter sind für viele Kinder das letzte Auffangnetz. Wenn sie durch diese Maschen fallen, gibt es nur noch sehr wenig, das ihnen helfen kann.

Ein Teil des Problems liegt darin, wie die bundesstaatlichen Gesetze eine Familie definieren. In Familien wie meiner – und in vielen schwarzen und hispano-amerikanischen Familien – spielen Großeltern, Cousinen, Tanten

und Onkel eine übermächtige Rolle. Die Jugendämter sehen oftmals nicht das ganze Bild, so wie in meinem Fall. Manche Bundesstaaten verlangen, dass Pflegeeltern – nicht anders als Krankenschwestern oder Ärzte – eine Berufslizenz vorweisen, selbst wenn die Pflegemutter, die sich zur Verfügung stellt, eine Großmutter oder eine andere enge Verwandte ist. Mit anderen Worten, unsere Jugendämter wurden nicht für Hillbillys gemacht, und manchmal machen sie alles nur noch schlimmer.

Ich wünschte, ich könnte sagen, dass das ein kleines Problem ist. Dem ist aber nicht so. Jedes Jahr verbringen

640 000 amerikanische Kinder, die meisten aus armen Verhältnissen, eine gewisse Zeit in Pflegefamilien. Rechnet man die Dunkelziffer der Kinder hinzu, die misshandelt oder vernachlässigt werden und die, aus welchen Gründen auch immer, nicht ins Pflegesystem kommen, dann kann man schon von einer Epidemie sprechen – die von den heute geltenden Regelungen noch verschärft wird.

Es gibt anderes, das wir tun können. Wir können unsere politischen Entscheidungen auf ein besseres Verständnis davon gründen, was Kindern wie mir den Weg versperrt. Die wichtigste Lehre aus meinem

Leben ist nicht, dass die Gesellschaft mir keine Chancen gegeben hat. Meine Grund- und Mittelschule waren völlig ausreichend, die dort angestellten Lehrer taten alles, was in ihrer Macht stand, um mich zu erreichen. Unsere High School gehörte zu den schlechtesten in Ohio, aber das hatte nur wenig mit dem Personal zu tun und sehr viel mit den Schülern. Im Bachelor-Studium bekam ich Pell Grants und subventionierte Darlehen, und an der Yale University erhielt ich ein Stipendium für Studenten aus einkommensschwachen Familien. Ich ging nie hungrig ins Bett, nicht zuletzt, weil Mamaw ihre Rente großzügig mit

mir teilte. Diese Programme sind längst nicht perfekt, aber in dem Maße, in dem ich beinahe meinen schlechtesten Instinkten erlag (ich kam dem sehr nah), liegt der Fehler außerhalb dessen, was der Staat leisten kann.

Vor einiger Zeit unterhielt ich mich mit einer Gruppe von Lehrern meiner High School in Middletown. Sie alle drückten auf die eine oder andere Weise ihre Sorge aus, dass die Gesellschaft zu viele Mittel zu spät einsetzt. »Unsere Politiker scheinen zu glauben, dass nur das Studium zählt«, sagte mir ein Lehrer. »Für viele ist die Uni genau das Richtige. Aber viele von unseren Jugendlichen haben keine

realistische Chance, ein Studium erfolgreich abzuschließen.« Eine Lehrerin meinte: »Gewalt, Streit und Ärger – die haben seit frühester Kindheit nichts anderes gesehen. Eine meiner Schülerinnen hatte ihr kleines Kind verloren, es war, als hätte sie ihre Autoschlüssel verlegt – sie hatte keine Ahnung, wo es war. Zwei Wochen später tauchte das Kind in New York City auf, bei seinem Vater, einem Drogendealer, und einigen Verwandten.« Wenn nicht ein Wunder passiert, wissen wir alle, welches Leben dieses Kind erwartet. Aber für dieses Wesen wird praktisch nichts getan, jetzt, wo ein Eingreifen noch

etwas bewirken könnte.

Ich denke also, ein erfolgreiches Programm müsste anerkennen, was meine ehemaligen Lehrer jeden Tag sehen: Das eigentliche Problem dieser Kinder ist, was zu Hause passiert (oder nicht passiert). Zum Beispiel müssten wir verstehen, dass das »Section 8«-Wohngeldprogramm in einer Weise angewendet werden sollte, dass keine Enklaven armer Leute entstehen. Wie Brian Campbell, ein weiterer Lehrer in Middletown, mir erklärte: »Wenn es immer mehr Eltern gibt, die auf Section 8 angewiesen sind, und ihre Kinder von immer weniger Steuerzahlern der Mittelklasse unterstützt werden, dann

hat man ein Dreieck, das auf der Spitze steht. Wenn in einem Viertel alle Leute einkommensschwach sind, stehen auch weniger emotionale und finanzielle Ressourcen zur Verfügung. Man kann sie nicht alle auf einen Haufen werfen, weil man dann ein immer größeres Sammelbecken an Hoffnungslosigkeit schafft.« Wenn man aber »die Kinder der Armen mit denjenigen zusammensteckt, die einen anderen Lebensstil pflegen, dann machen die ärmeren Kinder auch Fortschritte.« Doch als Middletown kürzlich versuchte, die Anzahl der Wohngeldempfänger in bestimmten Vierteln zu beschränken, wurde das

von der Regierung in Washington verhindert. Offenbar hält man es dort für besser, diese Kinder von der Mittelklasse abzuschneiden.

Die Politik hat vielleicht gar keine Möglichkeiten, diese Probleme zu lösen. Als Kind verband ich schulische Leistungen mit Weiblichkeit; Männlichkeit hingegen bedeutete Stärke und Mut, immer auf Schlägereien gefasst zu sein, später dann, Erfolg bei den Mädchen zu haben. Jungen, die gute Noten bekamen, waren »Weichlinge« oder »Schwuchteln«. Ich weiß nicht, woher ich das hatte. Sicher nicht von Mamaw, die verlangte, dass ich gute Noten nach Hause brachte, und

auch nicht von Papaw. Aber das war die Grundstimmung. Studien belegen, dass Jungen aus Arbeiterfamilien wie ich in der Schule viel schlechter zurechtkommen, weil sie Schulaufgaben für eine weibliche Betätigung halten. Kann man das mit einem Gesetz oder einem staatlichen Programm ändern? Wohl kaum. Manchmal gibt es nichts anzuschubsen.

Ich habe verstanden, dass dieselben Eigenschaften, die mir geholfen haben, die Kindheit zu überstehen, meinen Erfolg als Erwachsener bremsen. Ich renne weg, wenn ich einen Konflikt sehe, oder mache mich zum Kampf bereit. Das ergibt in meinen

gegenwärtigen Beziehungen nur wenig Sinn, aber ohne diese Haltung hätte ich die häuslichen Situationen, in die ich als Kind geriet, nicht überlebt. Früh habe ich gelernt, mein Geld an verschiedenen Orten zu verstecken, damit Mom oder sonst wer es nicht finden und sich möglicherweise »ausleihen« konnte – einen Teil steckte ich unter die Matratze, einen anderen in die Wäscheschublade oder sonst wo in Mamaws Haus. Als Usha und ich später unsere Finanzen zusammenlegten, entdeckte sie schockiert, dass ich mehrere Konten hatte und kleinere ausstehende Beträge auf verschiedenen Kreditkarten. Usha

erinnert mich noch heute manchmal daran, dass nicht jede vermeintliche Beleidigung – aus einem vorbeifahrenden Auto oder von einem Nachbarn, der unsere Hunde nicht mag – Grund für eine Blutfehde ist. Und trotz meiner Wut gestehe ich jedes Mal ein, dass sie vermutlich recht hat.

Vor etwa zwei Jahren fuhr ich mit Usha durch Cincinnati, als mich jemand schnitt. Ich hupte, der Typ zeigte mir den Stinkefinger, und als wir an einer roten Ampel stehen blieben (der Typ war vor uns), löste ich den Sicherheitsgurt und öffnete die Tür. Ich wollte eine Entschuldigung verlangen (und den Kerl, wenn nötig,

verprügeln), aber die Vernunft obsiegte, und ich zog die Tür wieder zu. Usha war erleichtert, dass ich mich anders entschieden hatte, bevor sie anfangen musste zu schreien, dass ich aufhören solle, mich wie ein Wahnsinniger aufzuführen (was auch schon vorgekommen ist). Sie sei stolz auf mich, sagte sie, weil ich meinen Instinkten widerstanden hätte. Die Sünde des anderen Fahrers hatte darin bestanden, dass er meine Ehre beschmutzt hatte. Und es war genau diese Ehre, von der in meiner Kindheit beinahe jeder Aspekt meines Glücks abhing. Mein Ehrgefühl sorgte dafür, dass mich der böse Junge auf dem

Schulhof in Ruhe ließ, es stellte die Verbindung zu meiner Mutter her, wenn irgendein Mann oder eines seiner Kinder sie beleidigte (selbst wenn ich dem Grund der Beleidigung zustimmte), und es gab mir etwas, wie geringfügig auch immer es sein mochte, das ich selbst vollständig unter Kontrolle hatte. Etwa in den ersten achtzehn Jahren meines Lebens hätte ich mir mit einem Rückzug vor einer Konfrontation eine Beschimpfung als »Angsthase«, »Feigling« oder »Mädchen« eingehandelt. Den objektiv gesehen richtigen Weg, so war es mir ein Leben lang eingetrichtert worden, konnte ein aufrechter junger Mann nur

verabscheuen. Ich hatte in der Situation das Richtige getan, aber einige Stunden lang kritisierte ich mich noch stillschweigend dafür. Das ist Fortschritt, oder? Es ist auf jeden Fall besser, als in einer Gefängniszelle zu sitzen, weil man einem Arschloch eine Lehre bezüglich defensivem Fahren erteilen wollte.

# Schlussbemerkung

LETZTES JAHR, KURZ VOR WEIHNACHTEN, stand ich mit einer Einkaufsliste in der Hand in der Kinderabteilung eines Walmart-Geschäfts in Washington, D. C., bestaunte unterschiedliches Spielzeug und redete mir eines nach dem anderen aus. Ich hatte mich bereiterklärt, ein

notleidendes Kind zu »adoptieren«, was darauf hinauslief, dass ich von der örtlichen Zweigstelle der Heilsarmee eine Liste in die Hand gedrückt bekam und aufgefordert wurde, mit einer Tüte voller unverpackter Weihnachtsgeschenke wiederzukommen.

Das hört sich recht einfach an, ich hatte jedoch bei jedem Vorschlag meine Einwände. Einen Schlafanzug? Arme Leute tragen keine Schlafanzüge. Wir legen uns in Unterwäsche ins Bett, manchmal in Jeans. Noch heute wirkt die Idee des Schlafanzugs auf mich wie überflüssiger, elitärer Luxus, wie Kaviar oder elektrische

Eiswürfelmaschinen. Ich sah eine Spielzeuggitarre, die vielleicht Freude gemacht hätte und bereichernd gewesen wäre, aber dann fiel mir das elektronische Keyboard ein, das mir meine Großeltern geschenkt hatten, und ich erinnerte mich daran, was einer der Liebhaber meiner Mutter gesagt hatte: »Mach das Scheißding aus.« Bei den Lernhilfen griff ich nicht zu, weil ich nicht herablassend wirken wollte. Schließlich entschied ich mich für ein paar Kleidungsstücke, ein Plastikhandy und Feuerwehrautos.

Ich wuchs in einer Welt auf, wo sich alle den Kopf darüber zerbrachen, wie sie Weihnachten bezahlen sollten.

Heute lebe ich in einer Welt, in der die Reichen und Privilegierten alle Möglichkeiten haben, die Armen mit ihrer Großzügigkeit zu überschütten. Viele renommierte Anwaltskanzleien unterstützen ein »Engelprogramm«, das jedem Mitarbeiter ein Kind und die dazugehörige Wunschliste vermittelt. Das Gericht, an dem Usha früher gearbeitet hat, forderte die Angestellten auf, über die Weihnachtszeit ein Kind zu adoptieren – und zwar jeweils eines, dessen Eltern vorher mit dem Gericht zu tun hatten. Die Organisatoren hofften, dass die Eltern dieser Kinder weniger versucht sein würden, einen Diebstahl zu begehen,

um die Familie zu versorgen, wenn jemand anderes ihre Geschenke kaufte. Außerdem gibt es noch eine wohltätige Organisation namens »Toys for Tots«, die ein ähnliches Programm verfolgt. In den letzten Jahren habe ich mich an Weihnachten immer wieder in großen Kaufhäusern herumgetrieben, wo ich Spielzeug kaufte für Kinder, die ich nie kennengelernt habe.

Wenn ich einkaufe, denke ich immer wieder daran, wo ich als Kind auf der sozioökonomischen Leiter gestanden habe, und mir wird klar, dass es immer Kinder geben wird, die auf noch weit tieferen Sprossen stehen: die an Weihnachten nicht auf die Freigebigkeit

ihrer Großeltern zählen können; deren Eltern in einer derart katastrophalen finanziellen Lage sind, dass sie – statt einen Überbrückungskredit aufzunehmen – kriminell werden, um das neueste Spielzeug unter den Weihnachtsbaum legen zu können. Das ist eine sehr nützliche Übung. Jetzt, da in meinem eigenen Leben Überfluss den Mangel abgelöst hat, zwingen mich diese Augenblicke der Konsumreflexion, mein eigenes Glück zu betrachten.

Trotzdem: Wenn ich für hilfsbedürftige Kinder einkaufe, denke ich immer auch an meine eigene Kindheit, und mir fällt ein, dass

Weihnachtsgeschenke auf verschiedene Weise zu Landminen des häuslichen Lebens werden können. Jedes Jahr begannen die Eltern in meinem Viertel ein Ritual, das sich grundlegend von dem unterscheidet, woran ich mich in meinem neuen Wohlstand gewöhnt habe: Sie machten sich Gedanken, wie sie ihren Kindern ein schönes Weihnachtsfest bereiten könnten, wobei sich »schön« ausschließlich auf die Gaben unter dem Weihnachtsbaum bezog. Wenn in der Woche vor Weihnachten Freunde vorbeischauten und den leeren Boden unter dem Weihnachtsbaum sahen, versuchten wir es zu rechtfertigen: »Mom hat ihre

Einkäufe noch nicht gemacht« oder »Papa kriegt einen fetten Gehaltsscheck zum Jahresende, dann kauft er 'ne Masse Geschenke«. Diese Entschuldigungen sollten nur überdecken, was ohnehin jeder wusste: Wir waren alle arm, und keine Teenage-Mutant-Ninja-Turtle-Sammlung, so groß sie auch war, konnte daran etwas ändern.

Egal wie unsere finanzielle Lage gerade war, es gelang unserer Familie immer, vor Weihnachten etwas mehr auszugeben, als wir hatten. Kreditkarten bekamen wir nicht, aber es gab genügend andere Möglichkeiten, Geld auszugeben, das man nicht hatte.

Man konnte ein späteres Datum auf einen Scheck schreiben (wir nannten es »vordatieren«), damit der Empfänger ihn erst einlösen konnte, wenn wieder Geld auf dem Konto war. Man konnte sich einen Überbrückungskredit bei einem Geldleiher besorgen. Im Notfall konnte man auch Geld von den Großeltern leihen. Tatsächlich erinnere ich mich an viele Situationen im Winter, wo Mom ihre Eltern anflehte, ihr Geld zu leihen, damit die Enkelkinder ein schönes Weihnachtsfest hätten. Jedes Mal kritisierten sie Moms Vorstellung davon, was ein »schönes« Weihnachtsfest ausmache, aber sie

gaben doch immer nach. Manchmal dauerte es bis zum Tag vor Heiligabend, aber unter unserem Baum stapelten sich schließlich doch die trendigsten Geschenke, während gleichzeitig die Ersparnisse der Familie erst von wenig zu nichts und dann von nichts zu weniger als nichts zusammenschmolzen.

Als ich sehr klein war, suchten Mom und Lindsay verzweifelt nach einem Teddy-Ruxpin-Bär, einer Vorlesepuppe, die so beliebt war, dass sie in jedem Geschäft der Stadt ausverkauft war. Sie war teuer, und da ich erst zwei war, auch überflüssig. Aber Lindsay hat den Tag nicht

vergessen, den sie mit der Suche verbrachten. Irgendjemand hatte Mom gesteckt, ein fremder Mann sei bereit, sich für einen beträchtlichen Aufpreis von einem seiner Exemplare zu trennen. Mom und Lindsay fuhren zu seinem Haus, um das Ding zu holen, das zwischen einem Kind, das kaum gehen konnte, und seiner Traumweihnacht stand. Das Einzige, woran ich mich bei dem alten Teddy erinnere, ist, dass ich ihn Jahre später in einer Kiste wiederfand. Sein Pullover war zerfetzt, das Gesicht rotzverkrustet.

Die Weihnachtszeit brachte mir auch die Bedeutung von

Steuerrückzahlungen nahe. Ich hielt diese Rückzahlungen für Geldgeschenke, die man den Armen im neuen Jahr machte, um sie vor den Konsequenzen ihrer finanziellen Fehlritte im alten Jahr zu bewahren. Einkommenssteuerrückzahlungen waren immer unsere letzte Rettung. »Das können wir uns definitiv nicht leisten; wir bezahlen es, wenn die Rückzahlung kommt« – das wurde zum Mantra unserer Weihnachtszeit. Aber auf den Staat konnte man sich nur bedingt verlassen. Es gab wenige Ereignisse im Jahr, denen wir mit größerer Spannung und Sorge entgegengesehen als den Augenblick,

wenn Mom an einem Januartag von ihrem Termin beim Steuerberater zurückkam. Manchmal war die Rückzahlung höher, als wir vermutet hatten. Aber wenn Mom erfuhr, dass Uncle Sam den weihnachtlichen Kaufrausch nicht bezahlen konnte, weil ihre Steuergutschriften nicht so hoch waren, wie sie gehofft hatte, war unser ganzer Monat ruiniert. Der Januar in Ohio ist ziemlich deprimierend.

Ich ging immer davon aus, dass reiche Leute Weihnachten im Prinzip genauso feierten wie wir, vielleicht mit geringeren finanziellen Sorgen und noch cooleren Geschenken. Aber als meine Cousine Bonnie geboren wurde,

bemerkte ich, dass die Weihnachtszeit bei Tante Wee ein entschieden anderes Flair hatte. Aus irgendeinem Grund waren die Geschenke, die meine Cousinen und Cousins bekamen, schlichter als das, was meiner eigenen Erwartungshaltung entsprach. Niemand versuchte wie besessen, die Schallmauer von zwei- oder dreihundert Dollar pro Kind zu durchbrechen, niemand sorgte sich, dass ein Kind leiden würde, wenn das neueste elektronische Gerät fehlte. Usha bekam oft Bücher zu Weihnachten. Meine Cousine Bonnie war elf, als sie ihre Eltern bat, ihre Weihnachtsgeschenke für bedürftige

Kinder in Middletown zu spenden. Unfassbar, die Eltern kamen diesem Wunsch nach. Das Weihnachtsfest der Familie wurde nicht vom Geldwert der Geschenke bestimmt, die ihre Tochter einsammelte.

Wie man diese beiden Gruppen und ihren Zugang zu Geschenken auch definieren mag – reich und arm; gebildet und ungebildet; Oberschicht und Unterschicht –, ihre Mitglieder leben zunehmend in getrennten Welten. Als kultureller Emigrant von einer Gruppe in die andere bin ich mir dieser Unterschiede zutiefst bewusst.

Manchmal betrachte ich Mitglieder der Elite mit einer aus dem Innersten

meines Wesens rührenden Verachtung. Als vor kurzem ein Bekannter das pompöse Wort »confabulate« an einer Stelle benutzte, wo es auch »talk« getan hätte, hätte ich beinahe einen Schreikampf gekriegt. Aber ich muss es ihnen lassen: Ihre Kinder sind glücklicher und gesünder, und ihre Scheidungsraten niedriger. Sie gehen öfter in die Kirche und leben länger. Diese Leute schlagen uns in unserem eigenen verdammt Spiel.

Es ist mir gelungen, den schlimmsten Aspekten meines kulturellen Erbes zu entkommen. Ich fühle mich in meinem neuen Leben zwar etwas bekloppen, aber ich kann mich nicht beklagen: Das

Leben, das ich heute führe, gehörte in meiner Kindheit ins Reich der Phantasie. Sehr viele Leute haben dazu beigetragen, diese Phantasie zu erschaffen. Bei jedem Schritt, den ich gemacht habe, in jedem neuen Umfeld hatte ich Verwandte und Mentoren und treue Freunde, ohne deren Unterstützung ich meinen Weg nicht hätte gehen können.

Aber ich frage mich oft: Wo wäre ich heute ohne sie? Ich denke an mein erstes High-School-Jahr zurück, als ich beinahe sitzengeblieben wäre, und an den Morgen, als Mom zu Mamaw kam und einen Becher Urin von mir verlangte. Oder an die Jahre davor, als

ich ein einsamer Junge mit zwei Vätern war, die ich beide nur selten sah, und Papaw beschloss, für den Rest seines Lebens alles zu tun, um der beste Vater für mich zu sein. Oder an die Monate, als ich allein mit Lindsay lebte, sie ein Teenager, die sich wahrhaft mütterlich verhielt, während sich unsere eigene Mutter in einer Entzugsklinik befand. Oder der Moment, an den ich mich nicht einmal erinnere, als Papaw auf dem Boden meiner Spielzeugkiste eine geheime Telefonleitung installierte, damit Lindsay anrufen konnte, wenn zu Hause alles aus dem Ruder lief. Wenn ich heute daran denke, wenn ich mir überlege, wie nah ich dem Abgrund

war, läuft es mir eiskalt den Rücken herunter. Ich habe wirklich Schwein gehabt.

Vor einer Weile traf ich mich zum Mittagessen mit Brian, einem jungen Mann, der mich sehr an den fünfzehnjährigen J. D. erinnerte. Seine Mutter hatte, genau wie Mom, Gefallen an Betäubungsmitteln gefunden, und sein Verhältnis zu seinem Vater war kompliziert. Er ist ein sehr lieber, großherziger Junge, ich mag seine ruhige Art. Er hat beinahe sein ganzes Leben in den Appalachen von Kentucky verbracht. Wir aßen in einem Fast-Food-Restaurant, weil es in dieser Ecke der Welt kaum etwas anderes

gibt. Als wir uns unterhielten, bemerkte ich kleine Ticks, die sonst wohl niemandem aufgefallen wären. Er wollte sein Milkshake nicht teilen, was zu einem Jungen, der jeden Satz mit »Bitte« oder »Danke« beendet, eigentlich nicht passt. Er aß schnell und blickte, als er fertig war, nervös in die Runde. Ich spürte, dass er etwas auf dem Herzen hatte, legte ihm den Arm um die Schulter und fragte, ob er etwas brauche: »J-Ja«, begann er, er konnte mir nicht in die Augen sehen. Dann, beinahe flüsternd, fragte er: »Kann ich vielleicht noch Fritten haben?« Er hatte Hunger. Im Jahr 2014, im reichsten Land der Welt, wollte er noch etwas zu

essen haben, traute sich aber nicht recht danach zu fragen. Herr, steh uns bei.

Einige Monate nach unserem letzten Treffen starb Brians Mutter überraschend. Er hatte seit Jahren nicht bei ihr gewohnt. Wenn man die Situation nicht kennt, könnte man meinen, ihr Tod sei deshalb leichter für ihn zu verarbeiten. Aber das stimmt nicht. Menschen wie Brian und ich brechen die Verbindung zu unseren Eltern nicht ab, weil sie uns egal ist, sondern weil wir überleben wollen. Wir hören nicht auf, sie zu lieben, und wir verlieren niemals die Hoffnung, dass sich die Menschen, die wir lieben, ändern werden. Allerdings

zwingt uns die Einsicht oder das Gesetz, den Weg der Selbsterhaltung zu gehen.

Was wird aus Brian werden? Er hat keine Großeltern, zumindest nicht solche wie Mamaw und Papaw, und wenn er auch das Glück hat, Verwandte zu haben, die ihn unterstützen und vor der Unterbringung in einer Pflegefamilie bewahren, hat er doch jegliche Hoffnung, eines Tages ein »normales Leben« zu führen, längst verloren. Als ich ihn kennenlernte, hatte seine Mutter das Sorgerecht schon verloren. In seinem kurzen Leben ist er bereits mehrfach traumatisiert worden, und in wenigen Jahren wird er

beginnen, Entscheidungen für seinen beruflichen Werdegang zu treffen, die selbst Kindern aus wohlhabenden und privilegierten Familien schwerfallen.

Wenn er eine Chance hat, dann nur mit Hilfe der Menschen in seinem Umfeld: seine Verwandten, ich, meine Familie, Menschen wie wir, die ganze Welt der Hillbillys. Und wenn sich diese Chance tatsächlich bietet, dürfen wir Hillbillys es verdammt noch mal nicht verschlafen. Der Tod von Brians Mutter war eine weitere beschissene Spielkarte in einem miserablen Blatt, aber es sind noch eine Menge Karten zu verteilen: ob es seinen Verwandten, seinen Freunden und Lehrern gelingt,

ihm das Gefühl zu geben, dass er sein eigenes Schicksal in der Hand hält, oder ob er sich unter ihrem Einfluss verbittert vor den Kräften versteckt, die er nicht beherrschen kann; ob er eine Kirche findet, die ihm hilft, die christliche Nächstenliebe, den Wert der Familie, einen Lebenssinn zu entdecken; ob die Menschen, die bereit sind, Verantwortung für Brian zu übernehmen, von ihrer eigenen Gemeinschaft emotional und spirituell gestützt werden.

Ich bin überzeugt, dass wir Hillbillys die zähesten, unerschütterlichsten Menschen der Welt sind. Wer unsere Mütter beleidigt, wird mit einer

elektrischen Säge traktiert. Wir zwingen junge Männer dazu, Baumwollunterwäsche zu essen, um die Ehre unserer Schwester zu verteidigen. Aber sind wir auch zäh genug, um einem Jungen wie Brian unter die Arme zu greifen? Sind wir zäh genug, eine Gemeinde aufzubauen, die Kinder wie mich zwingt, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, statt sich aus ihr zurückzuziehen? Sind wir zäh genug, um in den Spiegel zu sehen und zuzugeben, dass unser Verhalten unseren Kindern schadet?

Die Politik kann uns unterstützen, aber keine Regierung der Welt kann diese Probleme für uns lösen.

Erinnern Sie sich daran, wie mein Cousin Mike das Haus seiner Mutter verkaufte – ein Haus, das der Familie seit über hundert Jahren gehört hatte –, weil er befürchten musste, dass die Menschen, mit denen er selbst aufgewachsen war, es plündern und zerstören könnten? Mamaw weigerte sich, ihren Enkelkindern neue Fahrräder zu kaufen, weil sie, selbst wenn sie abgeschlossen waren, immer wieder von der Veranda verschwanden. Gegen Ende ihres Lebens traute sich meine Großmutter nicht mehr, an die Haustür zu gehen, weil eine Nachbarin, der äußerlich nichts fehlte, sie immer mit ihrer

Bettelei belästigte. Sie brauchte das Geld für Drogen, wie wir später herausfanden. Nicht Regierungen oder Konzerne haben diese Probleme geschaffen, und auch sonst niemand. Wir haben sie selbst geschaffen, und nur wir können sie lösen.

Wir brauchen dazu nicht zu leben wie die Eliten in Kalifornien oder New York oder Washington, D. C. Wir brauchen nicht hundert Stunden in der Woche in einer Anwaltskanzlei oder Investmentbank zu arbeiten. Wir brauchen uns nicht auf Cocktailpartys zu tummeln. Was wir tun müssen, ist, den J. D.s und den Brians dieser Welt einen Platz zu geben, wenn sie eine

Chance haben sollen. Die genaue Lösung kenne ich auch nicht, aber ich weiß, dass sie dort ansetzt, wo wir aufhören, Obama oder Bush oder irgendwelche gesichtslosen Konzerne verantwortlich zu machen, und uns fragen, was wir selbst tun können, um die Lage zu verbessern.

Ich hätte Brian gern gefragt, ob er schlecht träumt, so wie ich. Zwei Jahrzehnte lang litt ich unter einem schrecklichen, immer wiederkehrenden Alptraum. Ich war sieben, als ich ihn zum ersten Mal hatte. Ich lag fest schlafend in Mamaw Blantons Bett. In diesem Traum bin ich in einem riesigen Saal in einem großen Baumhaus

gefangen – als hätten die Keebler-Elfen gerade ein gigantisches Picknick beendet und ihr Baumhaus stünde noch immer voller Tische und Stühle. Ich bin mit Lindsay und Mamaw allein, als plötzlich Mom durch den Saal stürzt und dabei Tische und Stühle umwirft. Sie schreit, aber ihre Stimme ist roboterhaft und verzerrt, als würde sie durch ein rauschendes Radio gefiltert. Mamaw und Lindsay laufen, so schnell sie können, zu einem Loch im Boden – wo offenbar die Leiter ist, die aus dem Baumhaus führt. Ich bin zu langsam, und als ich die Luke erreiche, ist Mom direkt hinter mir. Als sie mich gerade packen will, als ich verstehe, dass

mich das Monster erwischt hat, aber auch, dass mich Mamaw und Lindsay im Stich gelassen haben, wache ich auf.

In verschiedenen Fassungen dieses Traums verändert sich der Gegenspieler. Es war schon einmal ein Ausbilder im Marine Corps, ein bellender Hund, ein Schurke aus einem Film und ein gemeiner Lehrer. Mamaw und Lindsay tauchen jedes Mal auf, und sie erreichen immer vor mir den Ausgang. Ausnahmslos jagt mir der Alpträum einen jähnen Schrecken ein. Als ich ihn zum ersten Mal hatte, wachte ich auf und lief zu Mamaw, die noch vor dem Fernseher saß. Ich erzählte ihr meinen Traum und flehte

sie an, mich niemals zu verlassen. Sie versprach es und strich mir übers Haar, bis ich wieder einschlief.

Mein Unterbewusstsein hatte mich jahrelang verschont, bis der Traum eines Tages, kurz nach dem Abschluss des Jurastudiums, wie aus dem Nichts wiederkehrte. Doch es gab eine entscheidende Veränderung: Der Zorn des Monsters richtete sich nicht gegen mich, sondern gegen meinen Hund Casper, den ich an jenem Abend ausgeschimpft hatte. Weder Lindsay noch Mamaw waren da. Und ich war das Monster.

Ich jagte meinen Hund durch das Baumhaus, um ihn zu erwischen und zu

erwürgen. Aber ich spürte seine unbändige Angst, und ich schämte mich, weil ich wütend auf ihn gewesen war. Als ich ihn schließlich erreichte, wachte ich nicht auf. Casper drehte sich um und sah mich mit diesem traurigen, herzzerreißenden Blick an, den nur Hunde haben. Also erwürgte ich ihn nicht. Ich drückte ihn an mich. Und das letzte Gefühl, das ich hatte, bevor ich aufwachte, war Erleichterung, dass ich mich meinem Zorn nicht ergeben hatte.

Ich stand auf, um mir ein Glas kaltes Wasser zu holen, und als ich zurückkehrte, sah mich Casper an und fragte sich wohl, was in aller Welt

einen Menschen dazu bringt, zu dieser ungewöhnlichen Stunde aufzustehen. Es war zwei Uhr am Morgen – vermutlich etwa dieselbe Uhrzeit wie damals, zwanzig Jahre zuvor, als ich den Traum zum ersten Mal hatte. Da war keine Mamaw, die mich hätte trösten können. Aber auf dem Boden lagen meine beiden Hunde, und im Bett neben mir lag die Liebe meines Lebens. Morgen würde ich meiner Arbeit nachgehen, mit den Hunden durch den Park laufen, zusammen mit Usha einkaufen und ein leckeres Abendessen kochen. Mehr habe ich mir nie gewünscht. Ich tätschelte Caspers Kopf und legte mich wieder schlafen.

# Danksagung

Es gibt kaum etwas in meinem Leben, das so schwierig und so bereichernd war, wie dieses Buch zu schreiben. Ich habe sehr viel über meine Kultur gelernt, über meine Familie und die Menschen, mit denen ich aufgewachsen bin, und ich habe vieles wiederentdeckt, das ich vergessen

hatte. Vielen Menschen habe ich für all das zu danken. Ohne eine bestimmte Reihenfolge:

Tina Bennett, meine wunderbare Agentin, glaubte an mein Projekt, noch bevor ich es tat. Sie machte mir Mut, wenn es nötig war, und drängte mich, wenn es nötig war, und sie führte mich mit sicherer Hand durch den Veröffentlichungsprozess, vor dem ich anfangs eine Wahnsinnsangst hatte. Sie hat das Herz eines Hillbillys und den Geist einer Dichterin, und es ehrt mich, sie als Freundin bezeichnen zu dürfen.

Neben Tina gibt es eine weitere Person, die für die Existenz dieses Buchs die größte Anerkennung verdient

hat, und das ist Amy Chua, meine Vertragsrechtsprofessorin an der Yale University, die mich überzeugt hat, dass sowohl mein Leben als auch die Schlussfolgerungen, die ich daraus ziehe, es wert sind, aufgeschrieben zu werden. Sie hat die Weisheit einer hochangesehenen Akademikerin und das Selbstvertrauen einer »Tiger Mother<sup>27</sup> und es gab Momente, wo ich das eine wie das andere brauchte (und von beidem profitierte).

Das ganze Team bei Harper verdient enorme Anerkennung. Jonathan Jao, mein Lektor, half mir, kritisch darüber nachzudenken, was ich mit meinem Buch erreichen wollte, und stand mir

geduldig bei, als ich daranging, es zuwege zu bringen. Sofia Groopman warf einen frischen Blick auf das Manuskript, als es dringend nötig war. Joanna, Tina und Katie führten mich geschickt und warmherzig durch alle weiteren Schritte. Tim Duggan ging mit diesem Projekt – und mit mir – ein Wagnis ein, als er eigentlich kaum einen Grund dazu hatte. Ihnen allen bin ich für den Einsatz, den sie meinetwegen gezeigt haben, sehr dankbar.

Viele Menschen haben verschiedene Fassungen des Manuskripts gelesen und mir wertvolle Rückmeldungen gegeben, sie haben eine einzelne

Wortwahl hinterfragt oder die Weisheit der Entscheidung, ein ganzes Kapitel zu streichen, angezweifelt. Charles Tyler las einen frühen Entwurf und ließ nicht locker, bis ich mich auf wenige Kernthemen konzentriert hatte. Kyle Bumgarner und Sam Rudman gaben mir in einem frühen Stadium ebenfalls wertvolles Feedback. Kiel Brennan-Marquez, der seit Jahren die offizielle und inoffizielle Bürde hat, mir das Schreiben beizubringen, las mehrere Fassungen und brachte seine Kritik an. All diese Bemühungen weiß ich sehr zu schätzen.

Ich danke den vielen Menschen, die mich in ihrem Leben und in ihren

Häusern willkommen geheißen haben, darunter Jane Rex, Sally Williamson, Jennifer McGuffey, Mindy Farmer, Brian Campbell, Stevie Van Gordon, Sherry Gaston, Katrina Reed, Elizabeth Wilkins, JJ Snidow und Jim Williamson. Sie haben mich mit neuen Ideen und Erfahrungen konfrontiert und das Buch dadurch besser gemacht.

Ich schätze mich glücklich, Darrell Stark, Nate Ellis, Bill Zaboski, Craig Baldwin, Jamil Jivani, Ethan (Doug) Fallang, Kyle Walsh und Aaron Kash in meinem Leben zu haben, und jeder von ihnen ist für mich mehr Bruder als Freund. Ich habe auch das Glück gehabt, von den unglaublichen

Fähigkeiten meiner Mentoren und Freunde zu profitieren, die alle dafür sorgten, dass ich Chancen bekam, die ich schlichtweg nicht verdient hatte. Darunter sind: Ron Selby, Mike Stratton, Shannon Arledge, Shawn Haney, Brad Nelson, David Frum, Matt Johnson, der Richter David Bunning, Reihan Salam, Ajay Royan, Fred Moll und Peter Thiel. Viele von ihnen lasen unterschiedliche Fassungen des Manuskripts und gaben mir kritisches Feedback.

Ich schulde meiner Familie unfassbar viel, besonders denen, die mir ihre Herzen und gemeinsamen Erinnerungen öffneten, egal wie schwer und

schmerhaft es war. Lindsay Ratliff, meine Schwester, und Tante Wee (Lori Meibers) verdienen besonderen Dank, sowohl für die Hilfe beim Verfassen dieses Buches als auch für die Unterstützung, die sie mir mein ganzes Leben gegeben haben. Ebenso danke ich Jim Vance, Dan Meibers, Kevin Ratliff, Mom, Bonnie Rose Meibers, Hannah Meibers, Kameron Ratliff, Meghan Ratliff, Emma Ratliff, Hattie Hounshell Blanton, Don Bowman (meinem Vater), Cheryl Bowman, Cory Bowman, Chelsea Bowman, Lakshmi Chilukuri, Krish Chilukuri, Shreya Chilukuri, Donna Vance, Rachael Vance, Nate Vance, Lilly Hudson

Vance, Daisy Hudson Vance, Gail Huber, Allan Huber, Mike Huber, Nick Huber, Denise Blanton, Arch Stacy, Rose Stacy, Rick Stacy, Amber Stacy, Adam Stacy, Taheton Stacy, Betty Sebastian, David Blanton, Gary Blanton, Wanda Blanton, Pet Blanton, Teaberry Blanton und jedem anderen durchgeknallten Hillbilly, dessen Verwandter zu sein ich je die Ehre hatte.

Zu guter Letzt und doch vor allem danke ich meiner geliebten Frau Usha, die jedes einzelne Wort in meinem Manuskript buchstäblich Dutzende Male gelesen hat, die mir ihr Feedback gegeben hat (auch wenn ich es nicht

hören wollte!), die mir Mut gemacht hat, wenn ich am liebsten aufgegeben hätte, und sich mit mir gefreut hat, wenn es voranging. Dieses Buch und das glückliche Leben, das ich führe, habe ich ganz überwiegend ihr zu verdanken. Mamaw und Papaw haben sie nie kennengelernt, was ich zutiefst bedauere. Aber dass ich sie kennenlernen durfte, ist der Quell meiner größten Freude.

## Anmerkung zum Kapitel

**27.** Chua ist Autorin des Bestsellers

*Battle Hymn of the Tiger Mother*  
(dt.: *Mutter des Erfolgs*).



Wie hat Ihnen dieses Buch gefallen? Wir freuen uns sehr auf Ihr Feedback! Bitte [klicken Sie hier](#), um mit uns ins Gespräch zu kommen.

[Hier klicken](#), den aktuellen Ullstein Newsletter bestellen und über Neuigkeiten, Veranstaltungen und Aktionen rund um ihre Lieblingsautoren auf dem Laufenden bleiben.





 **VORAB  
LESEN**

Entdecken. Lieben.  
Weitersagen.

Jetzt Lieblingsbücher  
finden und gewinnen!

Vorablesen.de